

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

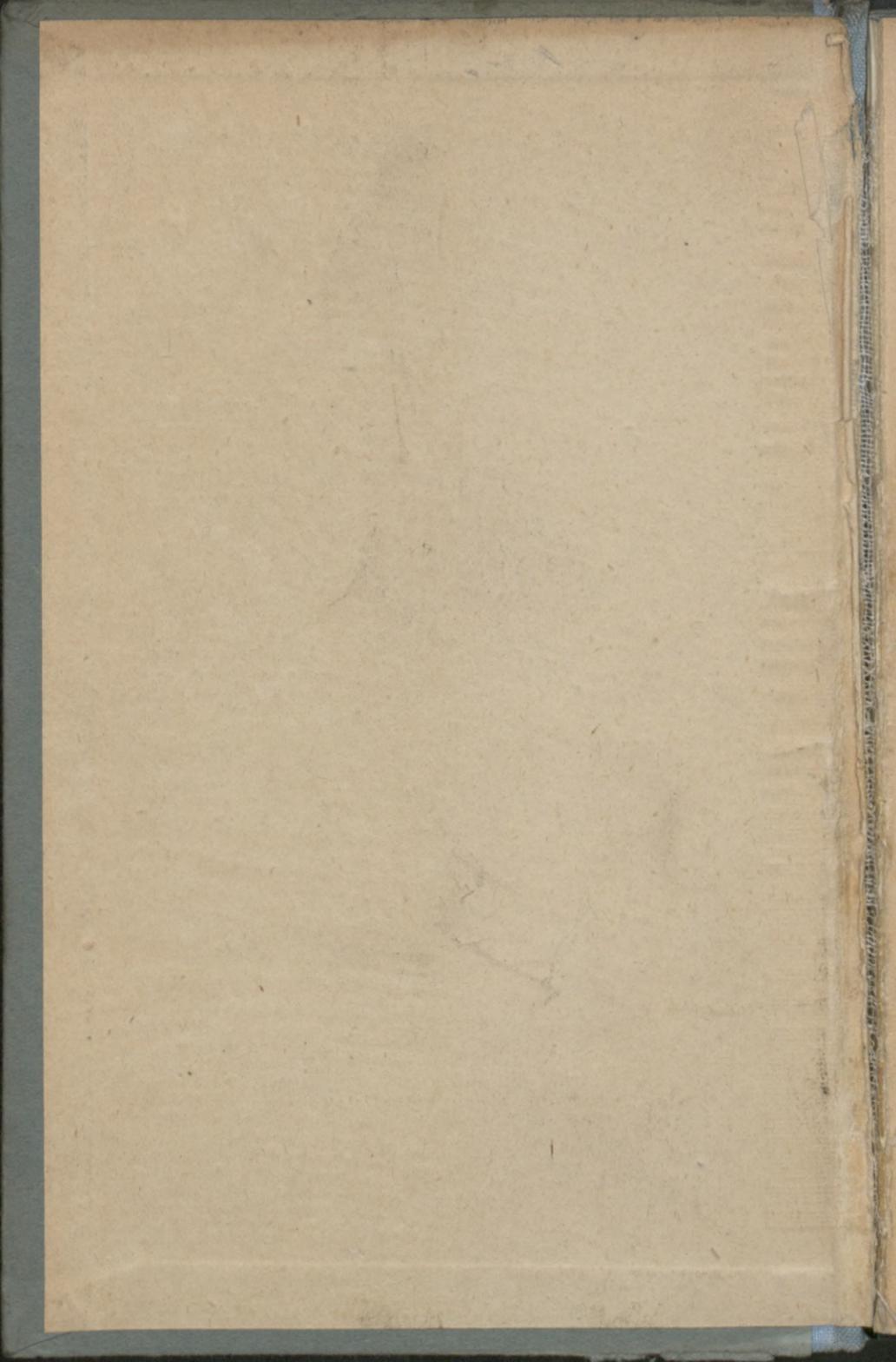
156076

319

Matthensletter

NIKOLAUS
COPPERNICUS

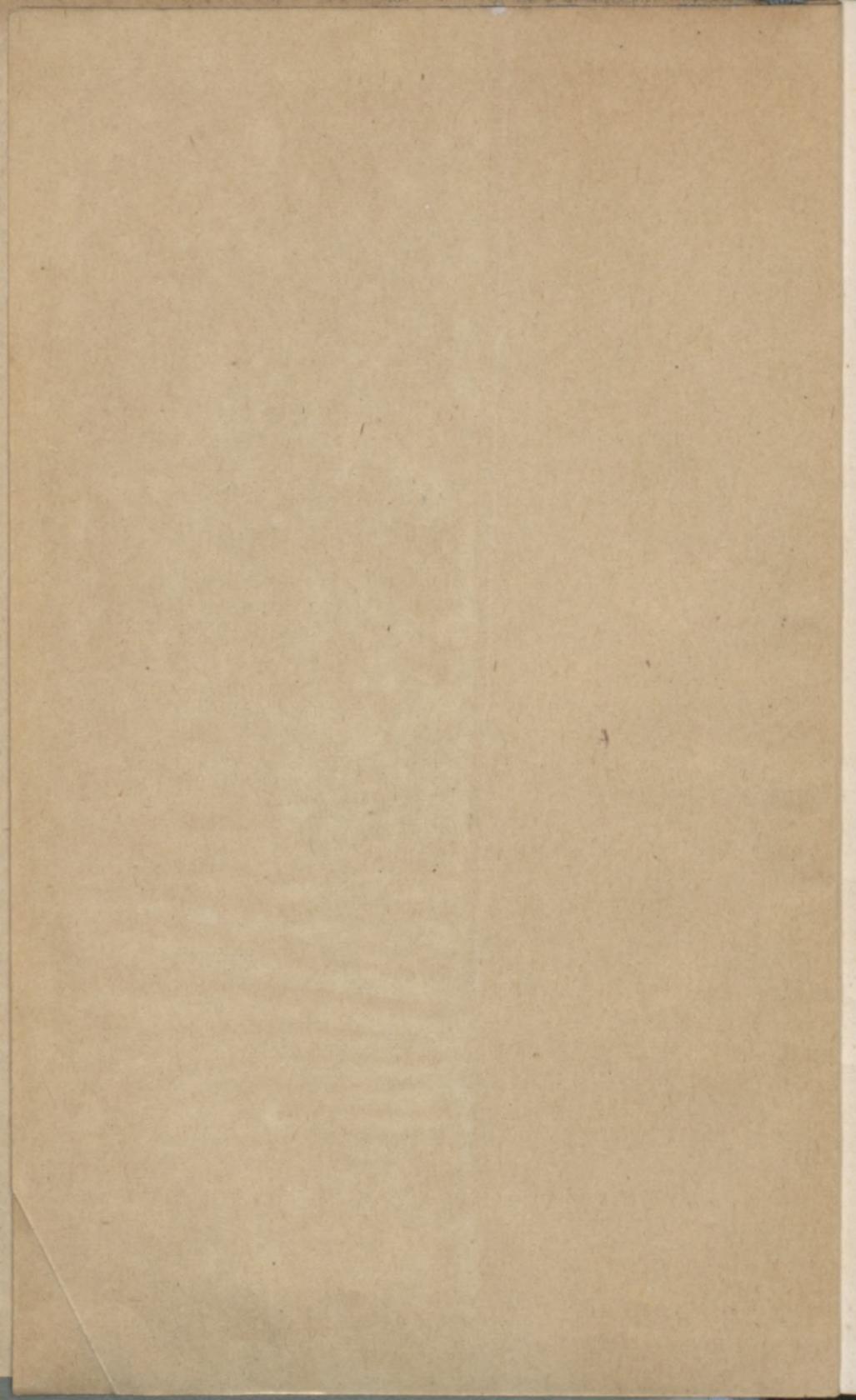
Nik Copernicus



26.1.44.

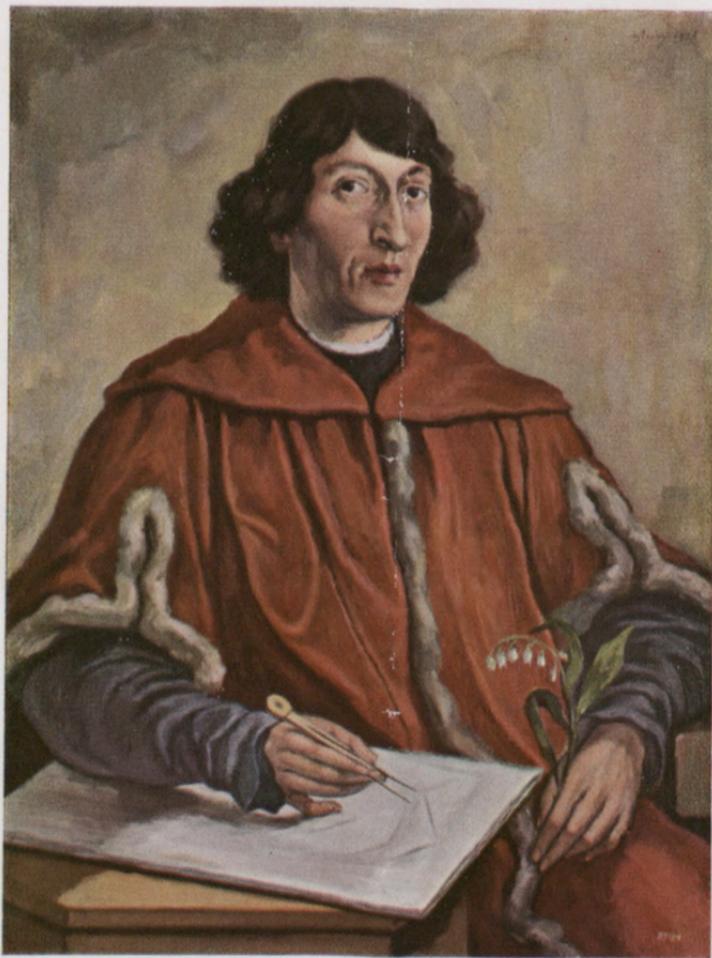
6.20

835



22. 1. 44

NIKOLAUS COPPERNICUS
DER DIE ERDE ENTTHRONT



Nicolaus Copernicus

Nikolaus Copernicus. Nach einem Gemälde im Deutschen Museum München

21821

NIKOLAUS COPPERNICUS

Roman um einen großen Deutschen

von

FRITZ METTENLEITER



FLEISCHHAUER & SPOHN STUTTGART

1941

128 M 2



43 V 317

156.076

II
—

Copyright 1941 by Fleischhauer & Spohn Stuttgart
Satzgestaltung und Druck: Chr. Scheufele Stuttgart
Einband- und Umschlagentwurf: Gerhard Jogger



Aus seinem Nest in der Danziger Bucht fliegt schon der Weichselvogel nach Süden ins Quellgebiet des großen Stroms, um nach dem Eis zu schauen, das sich dort in den Karpaten zu berstender Fahrt in das Land löst.

Der fliegende Bote schwebt über dem Wasser, hastet und steigt auf und nieder, seinen Auftrag zu erfüllen. Keiner hat ihn gesehen, aber jeder, der am großen Strom wohnt, glaubt an ihn. Die Wächter in den alten Türmen sagen, der Weichselvogel sei dunkel wie der Schatten der Toten und grün wie das Wasser der Ostsee, und sie meinen, das schillernde Licht in den sprühenden Augen des Vogels gesehen und sein unheimliches Warnen verspürt zu haben, und sie läuten die Glocken.

Furchtsame Mütterherzen zagen und zittern in Thorn, mit betenden Händen schlagen Frauen Kreuze über Brust und Stirn, Mädchen schlüpfen aufgeschreckt in die Häuser.

Bald kommt das Eis!

Es schiebt sich aus den Bergen als ungeheuerliche, starrgewordene Wasserflut, die drängt und stößt und sich gewaltig auftürmt, da, wo Brücken sind. Die Dämme und die Deiche werden eingerissen, die Hafenuauern und die Bohlen zerstört.

Dann wird die Arbeit vieler Jahre zerbrochen, wenn das Wasser gurgelt und schäumend über die Eisblöcke stürzt, die seinen Lauf im Bett der Weichsel hemmen bis zur weiten Ostsee.

In dieser Stunde steht der Kaufherr Niklas Koppernigk in hohen Wasserstiefeln, den Sturmhut auf, den Ledergurt mit Haken umgeschnallt, in der Schlafzimmertür seines Weibes. Frau Barbara liegt sehr bleich in den Kissen im mächtigen Himmelbett und horcht auf jedes Geräusch. Der Mann nimmt ihre schmale Hand und streichelt sie.

Im Schein der Kerzen lächelt das Weib dem Kaufherrn zu, dann betet sie in ihrer schweren Stunde, daß die heilige Barbara, die Schützerin der Schiffer von Thorn, den Männern der Stadt helfe, die jetzt mit Äxten und Stangen, mit Beil und Seil am Ufer hantieren. Der Kaufherr kann nicht bleiben, er muß zum Deich. Mit schweren Schritten wuchtet er aus der Kammer.

Großmutter Katharina Watzelrode sitzt mit gefalteten Händen am Herdfeuer im Winkel und wartet des Kindes, das geboren werden soll. In die Einsamkeit ihres Harrens steigen die Bilder der Erinnerung auf, als zöge ihr Leben vorüber: Da war ein kleines Mädclchen, das Abschied vom Vater nahm, von Albrecht Russe, dem Führer der Hanse, der gegen Stockholm zog! Es war noch im letzten Jahrhundert. So lang ist es her. Blühende Jahre der Liebe schenkten goldene Garben. Im ersten Sturm ihres Herzens

flog heiße Liebe dem Kaufmann und Schöffen Peckau zu. Der war ein Deutscher aus Magdeburg. Die alte Frau sucht nach seinem Gesicht. Der Tote ließ ihr nur die kleine Traude. Dann brauste das Leben noch einmal und brachte prunkende Zeiten: Lukas Watzelrode, der weitgereiste, reiche Ratsherr, führte eine junge Witwe heim in sein Haus. Er war ein mächtiger Mann, aus Sturm und Brand glühender Stunden — wie ist alles verloht! — kamen die Kinder. Ja, der Watzelrode, das war einer, ein stolzer und fester Mann! Und als vor bald vierzig Jahren die Polen in Thorn durchs Blut ermordeter Deutschen wateten — siebzig Deutschen rollte der Kopf auf den Marktplatz, siebzig Deutschen! —, da hätte es auch ums Haar den Watzelrode erwischt. Der haßte die Polen, aber klug war er, klug! Nein, die Polen erwischten ihn nicht . . . Und die Bilder der Erinnerung spielen weiter im Herzen der sinnenden Großmutter. Sie lächelt vor sich hin in die Stille hinein, dann wieder seufzt sie leise auf. Sprühende Funken vergangener Freude und Schatten von heimlichem Weh wirbeln durch ihre Seele, bunt, so wie das Leben war, gut und böse. Aber einmal war doch alles aus, einmal war alles zu Ende, als sie Lukas Watzelrode zu Grabe trugen. Groß und schwarz war der Sarg . . . Sie wunderte sich damals in ihrem Schmerz, daß Thorn nicht unterging . . . Aber kaum gibt es eine Lücke, wenn einer aus der Welt geht, und bald haben ihn die anderen vergessen. . . . Meint nicht jeder, es drehe die

Welt sich um ihn, ach, bis man es endlich einsieht: Das Leben dreht uns alle, stellt jeden an seinen Platz und bläst ihn plötzlich fort. . . . Aber hinter dem Sarge her schritt der junge Lukas Watzelrode, als ob der alte nie gestorben sei. . . . Ach, daß der Watzelrode noch lebte und jetzt all das Leben sehen könnte, das nach ihm kam und auch in dieser Stunde wieder eine Blüte treibt! . . .

In dieser harten Nacht, da die Balken und Bollwerke im Thorner Hafen dröhnen und krachen, fährt des Kaufherrnjüngster Sohn Nikolaus Koppernigk ins laute, dunkle, rätselhafte Leben. . . .

Rätselhaft? Dunkel? Die Großmutter ist voll hoffender Gläubigkeit. Immer wieder ist es gut geworden in den vielen Jahren. Wäre sonst Barbara des Koppernigk Frau? Freuen muß man sich am neuen Leben, freuen!

Und die Großmutter trägt das Kind selig in den alten Armen und hat tausend Wünsche, weil mit ihm wieder ein neues Licht im Hause Koppernigk brennt, und sie weiß, es ist auch Feuerschein von ihrem eigenen darin und von ihrem toten Lukas Watzelrode. Leben ist Heiliges, fließ es gesegnet weiter, denkt die alte Frau.

Über der holzgeschnitzten Wiege verblühen die raschen Frühlinge der ersten Jahre und rauschen den großen Strom hinab. Sommer wachsen herauf, Herbste versinken, schwere Winter ziehen vorüber.

Am Tag, da die müdgewordene Katharina Watzelrode

für immer einschläft, schlüpft das muntere Bublein aus der engen Stube und erobert die Welt des Hauses, die Diele und die weiten Gänge . . . , bald schon die Gasse und bald noch mehr!

So ist das Leben : da krabbeln und trippeln die Kinder, dann wachsen sie herauf, wachsen rasch davon, entspringen und gehören einem nicht mehr. . . . Der Kaufherr Niklas Koppnigk steht manchmal in Gedanken, Schmerz weht über sein Herz und von irgendwoher flüstert es ihm zu : Die Zeit, die Zeit! Sie gibt und nimmt, die Zeit. An seinen Kindern sieht der Mensch die Zeit. . . . Wie ist er froh, daß seine Kinder ihm noch gehören. Wie lange noch? Und wem gehören sie dann? Später?

Dort drüben in der Gasse spielt sein Jüngster, sein Nik, zielt mit Steinen und treibt mit zerzausten Locken durch die Straße, tummelt, tollt und führt kleine Händel. Er pflatscht im Wasser, lockt die Enten, zieht sein blaues Wägelchen an roter Schnur, dann knetet er Kuchen aus dem grauen Sand. Immer freuen sich die Kinder am selben, immer sind die Spiele die gleichen, in allen Zeiten und Geschlechtern : Sand und Straßenpfütze.

Der Kaufherr sieht in seinem Kind sich selber, er muß lächeln. . . . Jetzt grollt der Knirps, zornig mit des Nachbars Kindern, ist rasch versöhnt . . . , der kleine Nik. Mutter Barbara darf den Barbier nicht bestellen, noch nicht, um dem Buben die Locken schneiden zu lassen. Es ist schade

um sie. Der Mann nimmt sich vor, es nicht zu vergessen, wenn er vom Hafen heimkehrt, und er hastet davon.

»Kirsten!« schreit inzwischen der Kleine und rennt dem Schiffsjungen nach, dem Wenrich, der eben seine rote Jacke und das Kopftuch mit der Fasanenfeder an den Holznagel hängt. Nik läßt den Reif, den er vorhin schlug, springen und eilt dem Kirsten nach; denn der geht zum Fischen.

Aber der Bub muß still sein wie das Köderfischlein an Kirstens Angel, und er denkt, es ist schade um das grün-schillernde Zankerl, aber das Zankerl spürt nichts mehr!
»Erzähle vom Hecht, Kirsten!«

Sie sitzen am Altwasser unter der grauen Weide, am Strom selber zu fischen hat der Vater verboten. Dort ist das Wasser zu tief. Eine Ente gründelt, man sieht von ihr nur noch das Schwanzröllchen. Der Kirsten schwingt die Angel bald dahin und bald dorthin.

»Vom Hecht? Er ist ein gefährlicher Bursche und frißt seine eigene Brut!«

»Wie abscheulich!« sagt Nickelchen entrüstet, »den fangen wir! Er frißt seine Kinder? Kirsten, dann gibt es ja keine Hechte mehr!«

Der Schiffsjunge läßt keinen Blick vom toten Zankerl:
»Nicht so laut, Nickelchen, bald beißt er! Hechte gibt es genug im großen Strom.«

Das will Nickelchen nicht glauben: »Wenn er doch die Jungen frißt?«

Der Kirsten Wenrich nickt. Er rutscht auf dem Boden weiter, so, wie die alten Fischer am Weichselufer, wenn die goldgelben Karpfen beißen sollen. »Hunderttausend Töchter und Söhne hat er! Da darf er viele fressen.«

Der kleine Bub sinniert: »Hunderttausend? Bis er die alle gefüttert hat!«

Kirsten lacht: »Er füttert sie doch nicht. . . . Er frißt sie!«

Dem Nickelchen wird die Zeit lang: »Wann siedet ihn die Mutter?«

Der Kirsten wird ungeduldig und murrte: »Wenn wir ihn haben!«

»Wann haben wir ihn, Kirsten?«

»Wenn er an der Angel hängt.«

»Wann hängt er an der Angel?«

»Wenn er beißt.«

»Schnappt er bald, Kirsten?«

Der gibt keine Antwort mehr.

Am Abend trägt der kleine Koppernigk auf seinem Rücken einen Karpfen heim. Wie wird sich die Mutter freuen!

Plötzlich bleibt er erschrocken stehen. Ist das nicht die Susann? Was ist mit ihr, sie schwankt . . . und bricht am Türklopfer zusammen?

Da aber ist Mutter Barbara schon da und fängt sie in den Armen auf. Hinter den Frauen geht der Junge die breite Holztreppe empor.

Was ist mit der Susann?

In der Stube nimmt ihr die Mutter behutsam die Spitzhaube ab und bettet das Mädchen auf die lange Bank am Eichentisch und schiebt ihr die weichsten Flaumfederkissen unter.

Susanne schluchzt, hilflos und außer sich. Ins Wasser will sie gehen . . . ins Wasser . . . , in den großen Strom . . . , heute noch ! Und weichselab wird ihre Leiche treiben . . . , mit aufgelöstem Haar . . . weit fort . . . weit fort . . . Sie erschrickt über das entsetzliche Bild, fröstelt und starrt zur braunen Holzdecke. Ist es so weit schon mit ihr ? Sie muß sich besinnen. Dann irren ihre Augen unstat umher bis zur großen Sanduhr an der Wand, als müsse sie die Körnlein zählen, die für ihr bißchen Leben noch übrig sind. Es sind nur noch wenige, das Glas ist leer.

Frau Barbara dreht es um, so daß der volle Kegel wieder oben hängt, und sie hantiert so leise, als mache sie selber die Zeit Fast tröstlich ist das, was ihre Hände beginnen.

Susanne aber schreit auf: »Und mein Vater . . . !«

Da zündet Frau Barbara in ihrer Herzensangst den Lichtstock auf dem Wandbrett an, der sonst für die armen Seelen brennt. Die Flamme glüht auf. Ach, der Magister Teschner wird die Schmach nicht überstehen. . . . Er wird seine Susanne, sein einziges Kind, verstoßen und aus dem Hause jagen. . . . Wenn sie heim käm. . . . Aber sie kommt nicht mehr heim . . . !

Susanne will beten, flüsternd haucht sie fromme Verse und fleht alle Heiligen um Hilfe an.

»Du wirst dein Kindlein sehr lieben, Susanne!« sagt Frau Barbara voll Innigkeit und kann noch lächeln. Susanne aber preßt den zitternden Kopf in die bleichen Hände und keucht und bebt. . . . Nein, ins Wasser! Sie weiß keinen anderen Weg, als die große, tiefe Straße des Stroms. Frau Barbara nimmt das Mädchen in die Arme und will es trösten, alles werde wieder gut: »Du wirst heiraten.« Da stutzt die Susanne und lacht laut hinaus, als sei sie irr geworden. Hat sie nicht recht gehört?

»Heiraten?«

Heiraten? Ja, wenn das sein könnte! Sie klammert sich an das Wort, aber sie läßt es hoffnungslos fallen.

Frau Barbara beugt sich nieder zu ihr: »Sag mir alles. . . .«

Susanne schlägt die Augen auf. Grauen und Schrecken jagen über ihr Gesicht.

»Wer ist der Vater des Kindes . . . ?«

Susanne will den Namen herausschreien, aber sie schweigt. Erst nach langer Pause flüstert sie: »Lukas. . . .«

Barbara wird bleich. Lukas? Lukas Watzelrode, ihr eigener Bruder? Nun ist auch sie in Not. Sie weiß keinen Trost mehr, keinen Rat, sie findet kein Wort. Sie muß sich am Stuhl stützen, daß sie nicht fällt. Lukas? Sie sieht ihn auf der hohen Kanzel stehen in Sankt Johann, seine hagere, abgetötete Gestalt. Sie hört seine Worte. Lukas? Der

Name umschließt alles Hohe und Heilige und allen Stolz.

Aber es ist seltsam, Barbara zweifelt nicht. Sie weiß, er wird die Susanne nicht heiraten können. Lukas Watzelrode ist Priester und wird Domherr in Frauenburg, er ist der Liebling seines Bischofs. Frau Barbara spricht es nicht aus. Aber ihr Antlitz sagt alles voll Trauer.

Susanne weint. Wenn Barbara keinen Trost hat, dann ist alles aus. . . .

Plötzlich steht der kleine Nikolaus im Zimmer und bringt Susanne seinen Fisch, daß sie nicht mehr weinen soll, und sie vergißt auf eine Weile ihren Kummer, sie herzt den Kleinen, die Augen voll Tränen, und küßt ihn und drückt ihn an sich, an den Herzschlag ihres eigenen Kindes.

In einer lichtgoldenen Herbststunde bringt Susanne es im Haus der Koppernigk zur Welt, an dem Tag, da Mutter Barbara die Kinder fürsorglich fortschickt, dem Vater im Weinberg zu helfen. Der Weinberg, den sie das Klösterchen nennen, liegt draußen vor der Stadt. Doch Nikolaus hat dort anderes zu tun. Vom Haus der Beguinenbrüder am Hang schleppt er mühsam Hut und Kaftan herauf.

»Andreas, sieh!« ruft er und zieht dem Starenschreck den zerlumpten Vagabundenhut über den Strohkopf und den zerschlitzen Beguinenfrack über den unförmigen Heubauch, daß die zerlappten Ärmel wie abgeschlagene Glieder im Winde baumeln. Übermütig tanzt der Junge um den

ungeheuerlichen Mann, zupft dem Schrecklichen die ausgefransten Hosen zurecht und schlenkert das durchlöcherete Schuhwerk hin und her. Doch er hat acht, daß nichts Unerwartetes geschieht.

Andreas gibt keine Antwort. Es ist weitem still. Plötzlich erschrickt der Knabe selbst über das dunkle Ungetüm, das drohend und fürchterlich am Stangengalgen hängt.

Dann läuft Nik weiter den Hügel empor nach oben, wo der Vater sein muß, aber immer wieder schaut er flüchtig zurück, als befürchte er im stillen, der stroherne Unmensch wackle ihm nach und decke ihn zu. So hat der Knabe rote Wangen vor Freude und Springen, und doch ist ein heimliches Grauen durch seine Augen gehuscht, als fürchte er sein eigenes Werk. Jetzt klatscht er in die Hände und schreit. Die aufgeschreckten Stare in den Rebenbüschen schwirren auseinander und jagen erschreckt davon.

Andreas hat es wichtig, Schneckenhäuschen zu sammeln und sie der Größe nach aufzureihen. Bärbel und Kathrinchen suchen Blumen für das Grab des Großvaters Watzelrode im Schatten der zweihundertjährigen Nikolaikirche drunten in der Stadt.

Der Vater schlägt den letzten Pfahl unter dem alten Apfelbaum in den Boden, daß endlich das Bänklein fertig wird, von dem aus man weit ins Land sehen kann, hinüber nach Polen und hinein nach Deutschland.

Oktobersonne brennt noch in den Tag. Der Herbst hat

seine Farbenfässer schon in die Büsche geleert. Die Bäume stehen wie mächtige Sträube auf den Hügeln, und es ist, als ob sie in einer Wallfahrt, die fernher aus dem blauen Horizont schreitet, hinüberwandern wollten zur Stadt, dem alten Thorn zu huldigen, der Königin der Weichsel.

Die lichtumspielten Türme der Kirchen ragen hoch auf über die breiten Giebel der Stadt, wuchtig, kämpferisch und fast drohend, Ausdruck deutscher Baukraft, steingewordener Wille einer großen Zeit. Daneben recken sich trutzig und selbstbewußt die stolzen Stadtgebäude, als hätten sie zu wetteifern mit der kirchlichen Herrlichkeit. Aber die alte Stadtmauer umschließt alles in ihrem Schoß und fängt es mit ihren weiten Armen ein, als ob sie nichts wüßte von inneren Kämpfen und Reibereien um Geltung und Geld, um den offenen und heimlichen Streit zwischen Krummstab und städtischem Schwert und um den ewigen Hader zwischen Deutschen und Polen.

Deutsche Siedler haben vor Jahrhunderten hier in die Weichselbucht genistet, weit vorgeschoben in den weiten Osten bis ins fremde Land der Polen.

Die Altstadt ist schon zu klein geworden; denn es strömen aus Deutschland immer noch mehr Kolonisten zu, emsig wird vor der Mauer und dem Stadtgraben gesiedelt, das ganze Ufer entlang. Die Wagen- und Radmacher, die Amboß- und Kupferschmiede bauen ihre Häuser und Werkhütten um die alte Salzsiederei, um die Hopfendarre und

die Branntweinbrennereien. Hier wohnen mit den Handwerkern auch die armen Leute, Kleinhäusler, Flößergesellen, Stadtknechte, Handlanger, Schiffsvolk und Söldner. Mitten in der Stadt aber haben die alten Geschlechter der Patrizier und Kaufleute ihre hochgiebligen, vornehmen Häuser, wohlhabende Adelige und Herren ihre Schlösser, begüterte Kleriker ihre machtstrotzenden Bauten neben reichen Kirchen und Klöstern.

Der Vater Koppnigk hat seinen Jüngsten auf dem Schoß und zeigt hinüber zur Stadt: »Wie schön es hier ist! Seht, die Heimat! Nik, wo wohnt die Mutter? Wo steht unser Haus?«

Der Kleine stößt freudig den Finger wie einen Pfeil geradeswegs in die schillernde Luft und weist hinüber zur Stadt, wo der alte Mauerbogen sich vor den vertrauten Giebeln wölbt.

»Dort, Vater, beim Tor!« Ja, dort muß die Sankt Annenstraße sein und die Bäckerstraße! Das Eckhaus mit den Türmchen.

»Vater, dort, ich seh's!« Nik winkt mit der kleinen Hand, daß sie wie ein heller Wimpel fröhlich über dem Weinberg flattert, und zeigt auf das Haus des toten Großvaters Watzelrode, in dem sie jetzt wohnen: »Ob uns die Mutter sieht, Vater?«

»Sie ist immer in Gedanken bei uns, wo wir auch sind. . . . Ich habe auf großen Reisen ihre Nähe gefühlt, in Danzig



und Breslau, in Kolberg und Krakau. So weiß sie gewiß auch jetzt, daß wir an sie denken. . . .«

Letzte Sommerwolken segeln weit aus dem Polenlande her und ziehen wie silberne Schiffe nach Westen. Vögel schießen aufgeregter dahin. Nik wird ungeduldig: »Die Spatzen fliegen davon, Vater! Sie erwischen nicht eine Beere mehr! Hei, wie der Galgenmann baumelt!«

Der schweigende Kaufherr hängt anderen Gedanken nach.

»Woran denkst du, Vater?« fragt ihn Andreas.

»An Großvater Lukas, der immer in dieser Zeit die Trauben schnitt. Siebzehn Jahre sind es her, hör zu, Nik, als Lukas Watzelrode, Schöpffenmeister der Stadt und Großkaufmann, zur letzten Ruhe ging. Wir haben Haus und Weinberg, Bauerngut und Ansehen von ihm geerbt. Schon seine Ahnen waren Ratsherren und Männer des Gerichts. Und als die Heimat um Recht und Besitz gegen die übermütigen Herren vom Deutschritterorden streiten mußte, da gab er Geld, Gold, Silber, Wertstücke . . . und half die Marienburg belagern. Er führte die Kriegskasse der Thorner!«

Der Vater sagt es stolz. Er reckt den Kopf und schaut in ferne Weiten, als rase dort die Marienburg empor. Andreas unterbricht den Vater: »Gegen die Deutschen Ritter?« Er kann es nicht verstehen, daß sich die deutsche Stadt mit den deutschen Rittern schlug. Deutsche gegen

Deutsche? Doch der Vater sagt hart und brennt seinen Blick ins Gesicht der Kinder: »Ja!«

»Warum, Vater?« Der Knabe läßt nicht locker. Die Kinder sehen ihren Vater groß und fragend an.

»Die Ritter wollten den Boden. Der aber soll nicht den Klöstern und Kirchen gehören, Kinder. . . .« Plötzlich schweigt der Vater. Da fragt die kleine Barbara: »Und die Polen? Wem halfen die?«

»Den Thornern!«

Andreas ist verwundert und schüttelt den Kopf: »Die Polen . . . uns?« Er kann es nicht begreifen.

Der Vater lacht grimmig: »Auch die Polen mußten sich des Ordens erwehren. So standen die Stadt und die Polen zusammen . . . , aus Not, nicht aus Freundschaft!«

Die Kinder verstehen das noch nicht. Jetzt hebt der kleine Nik das Stimmchen, er hat bisher aufgehört: »Wo bist du her, Vater?«

Der Vater fährt ihm übers Lockenhaar: »Mein Vater hieß Johannes. Er war deutscher Großkaufmann und Bankherr in Krakau. . . . Die Weichsel kommt von dort aus dem Süden her. Du mußt das doch wissen, Andreas? Hat euch der Magister Teschner noch nichts davon erzählt?«

»Krakau ist die Hauptstadt Polens, Vater!« sagt das dünne Stimmchen stolz.

»Richtig. Es ist eine großartige Stadt mit alten Festungstürmen und Häusermassen, mit langen Straßen und Gassen.

In Krakau gibt es viele Deutsche, da, wo sie wohnen, sind die großen Kirchen und die Paläste und die Kaufmannshäuser. Krakau ist eine Hansestadt! Und die Rotgießer und Kanngießer, die Messingschläger und die Waffenschmiede sind Deutsche, und die Bauherren der Krakauer Tuchhallen und Kirchen sind Deutsche gewesen! . . . Auch ich bin dort geboren. . . : Unsere Ahnen, die Koppernigk, sind einst dorthin ausgewandert.«

»Von wo, Vater?« Nik will es wissen. Da sagt der Vater und legt alle Wärme seines Herzens hinein: »Aus Deutschland kamen sie, so wie auch die Watzelrode. . . . Aus Schlesien! Dort ist ein großes Dorf, hat Brot- und Fleisch- und Schuhbank und heißt Köppernig. . . .«

»Köppernig, wie wir?«

»Ja, wie wir. Einst ging aus diesem Dorf im großen Bannwald des Bischofs von Breslau einer fort, unser Ahne, und er hieß sich nach seiner Heimat Koppernigk. So nahm er den Namen der Heimat mit in die Fremde. . . .«

»Und warum ging er fort?«

»Er wollte ein Kaufmann werden und er zog den andern Deutschen nach in den Osten, nach Krakau.«

»Warum dorthin?«

»Es ist eine deutsche Stadt, dort blüht der Handel und dort sind viele Deutsche auch in den Dörfern. . . .«

»Und du gingst von Krakau wieder fort, Vater? Und bliebst doch im Polnischen?«

»In Krakau sind die Kämpfe noch viel schwerer, dort floß viel Blut.«

»Viel Blut?«

»Viel deutsches Blut. Da zog ich nach Thorn, zur Weichselburg, zu eurer Mutter. . . .«

Andreas gibt nicht nach: »Und worum kämpfen die Deutschen?«

»Um die Freiheit. . . .«

Nik nimmt Vaters Hand in die seinen: »Was ist das, Vater, die Freiheit?«

Der Kaufherr sucht nach Wort und Vergleich, nach Beispiel und Erklärung: »Wenn die Polen den Deutschen befehlen dürfen . . . wenn wir polnisch sprechen müssen und polnische Namen tragen, und wenn der Polenkönig unser Herr ist, dann sind wir nicht mehr frei!« Des Vaters Stimme zittert. Da schweigen die Kinder und fragen nicht mehr. Bekümmert wandert der Kaufherr mit den Kindern zur Stadt hinab. Die Buben läßt er wartend im Hafen verweilen.

»Der Kirsten kommt nicht mehr!« sagt Nik tonlos mit nachdenklichem Gesicht und streift mit suchenden Augen den großen Strom nach kommenden Schiffen ab. Wo bleibt der Wenrich? Der Kirsten ist noch so jung und ist so lange schon fort . . . , so lange! Ist er versunken im großen Meer oder verschollen in einer fremden Stadt . . . ?

Die Kinder warten Stunde um Stunde und lehnen an der

Schiffbrücke im Hafen. Sie rätselraten, wo der Kirsten wohl bleibe.

»Vielleicht hat er nimmer heimgefunden. . . .«

»Nein!«

»Uns vergessen?«

»Das kann er nicht!«

In diesen Tagen erfährt Nik von den großen Fahrten der Weichelschiffe. Andreas weiß alles genau zu erzählen . . . , vom Handel der Hanse . . . , von Ostsee und Nordsee und den weiten Meeren, die sich in der Ferne auftun, und deren Stürme, wer weiß, wohin, den Freund vertrieben haben. Er hört von den großen Schiffen, die bis nach Spanien und Lissabon, bis nach London und Bergen fahren und dort Waren tauschen und einhandeln. Der Magister Teschner hat alles erzählt, von den Hafenstädten und den großen Lagerhäusern, von fernen Fahrten bis in den russischen Norden und die Weichsel hinauf bis tief hinein nach Polen.

»Vielleicht haben Räuber den Kirsten gefangen«, meint Nik besorgt. Doch Andreas schüttelt den Kopf: »Der Kirsten? Der läßt sich nicht fangen . . . , eh' ist er tot . . . !«

Da! Die Thorner Kähneflotte! Fernher winken die Wimpel.

Nik hat die Schiffe entdeckt. Sie kommen! Seit Tagen ziehen sie stromaufwärts, der Heimat zu, bewehrte Schiffe voraus. Die Zeiten sind unruhig; denn polnische Räuberbanden bedrohen Mannschaft und Fracht. Erst gestern in

der Nacht sind die Schiffer überfallen worden und haben unter Fluch und Gebet sieben Polen erwürgt und ersäuft. Schiffer sind Härte gewohnt.

Sie langan jetzt bald in Thorn an und sind fröhlichen Muts. Dort erwarten sie Lohn und Urlaub, Braut oder Weib, Freund und Landfestigkeit. Die kleinen Sünden an Bord haben nur wenig Strafgeelder eingetragen. Wer Sitte oder Kameradschaft verletzte, Treue und Pflicht vergaß, wurde gleich vom Schiffsmeister ins Urteil genommen. Einer hatte den Teufel beim Namen genannt, zwei hatten nach Sonnenuntergang noch Würfel gespielt um einen Krug Bier. Kirsten hatte einmal die Wache verschlafen.

Er denkt nicht mehr daran, der Kirsten Wenrich, denn er muß darüber nachsinnen, was er in der Kneipe im Danziger Hafen gehört hat: »Es kann so nicht weitergehen mit den Polen, Jorge«, sagt er zu seinem Freund, »du magst es glauben oder nicht. Ein großer Kaiser kommt! Dann wird alles gut!«

Da lacht der Freund Jorge Knor hell auf und zieht das Ruder ein: »Dir spukt's im Hirn, bist abergläubisch, Kirsten. Die alten Kaiser schlafen in den Bergen. Die Städter streiten. Einmal sind die Dänen und die Holländer die Herren unserer See.«

Sie können den Disput nicht fortsetzen; denn der Schiffsmeister hat sich erhoben, der hünenhafte Tile Hose:

»Wir sind da! Thorn! Hört, Kameraden, was ich euch weiß am Ende der Fahrt! Wir waren viele Tage unterwegs, und was sich auf unserem Schiffe zugetragen, das soll nach altem Brauch der eine dem anderen verzeihen und es tot und ab sein lassen. . . .«

Die Abendsonne funkelt auf dem Wasser. Sie wirft goldene Fahnen weithin. Das blitzt und flimmert wie lauter Metall. Die Knechte ziehen die langen Ruder ein und rafften die Segel. Am Ufer winken die Thorner herüber. Brot und Salz wird auf den Schiffen herumgereicht, und die Knechte geben sich die Hand. Ärger und Verdruß der Reise sind vergessen und vergeben.

Schon legen die Kähne an. Der Schiffsmeister steigt als erster an Land. Dort erwartet ihn der Strandvogt, der Herr des Weichselhafens. Tile Hose übergibt ihm die Straf-gelder: »'s ist nicht viel. . . . Meine Schiffer haben sich wacker gehalten.«

»Meine armen Leute freuen sich im Spital auch des Wenigen, Tile«, sagt der Vogt und schreitet munter davon. Die lärmenden Kinder umringen den Kirsten. Der schweigt betreten und benimmt sich fremd.

»Kirsten, bist wieder da? Erzähle!«

Er macht ein ernstes Gesicht. Was hat er nur?

»Die alten Kaiser schlafen nicht in den Bergen. Sie kommen wieder . . .!«

Da lachen die Kinder laut hinaus. Der Kirsten hat wohl

noch einen Dampf aus der Kneipe in Danzig im Hirn, darum ist er quer im Kopf.

»Der Teschner sagte es oft schon!« Kirsten hebt den Finger, es ist ihm ernst.

Der Teschner? Da horchen die Kinder auf. Der Teschner, ja, der weiß es gewiß! Der Teschner weiß alles!

Und sie denken noch am andern Morgen daran, wie der Kirsten ihn lobte!

✱

Denn einmal ist in Thorn ein Kaufherrnsohn Magister geworden, weil er es nicht mit ansehen konnte, daß die Jugend dumm und unwissend bleiben oder gar durch schlechte Studenten oder davongelaufene Theologen verdorben werden sollte. Keiner, der die Wissenschaften studiert hatte, und vor allem ein ganzer Mann war, wollte sich als Lehrer der Jugend finden. So ist damals, vor vielen Jahren, der Johann Teschner — die Teschner stammen aus Krakau und sind deutsche Kaufleute — für vierzig Gulden Jahreslohn — der Stadtschreiber hatte nur die Hälfte davon — Magister und später Rektor der Stadtschule geworden, ein milder, leutseliger, freundlicher und frischer Mann. Es hat ihn nie gereut; denn wie ein Vater hütet er die Pflänzlein der Jugend, und wie ein Gärtner steht er in Gottes Garten, wie ein Künstler und Bildner in der Werkstatt der Schule.

Freilich ist er ordentlich erschrocken über seine Susanne ; aber fortgejagt hat er sie nicht, als sie ihr Kind gebar. Wie konnte sie das nur befürchten? . . .

Mit einem Schrei war sie dem Vater zu Füßen gesunken. Aber er hob sie auf, hielt die schützende Hand über sie und ließ nichts auf sie kommen. Mit sicheren und aufrechten Schritten geht er wie früher durch die Stadt und keiner wagt in Neugierde Frage oder Spott. . . .

Von Gott sei das Kind, sagte er ; denn alles Leben sei von ihm. . . .

Philipp heißt das Büblein, Philipp Teschner. So hat es einen ehrbaren Namen und soll ihn fürderhin blank und tapfer tragen.

Ein Lied hat der Teschner gedichtet, früh am Morgen, und Noten dazu geschrieben. Er spielt es noch einmal. . . . Drunten auf der Straße stampfen die kleinen Scholaren heran und lärmten in ihren langen Röcken in die Schulstube herein. Und wenn die Sonne durch die Scheiben scheint, dann ist es dem alten Teschner oft, als kämen auch die toten Städter mit goldenen Gesichtern durch die Tür, um nach den kleinen Leuten zu sehen, die in den gleichen Bänken sitzen wie vor Jahren beim jungen Magister sie selbst. . . .

Lächelnd schreitet der Meister herein, krault den Kleinsten in den Locken, fragt nach dem und jenem, was sich in der Stadt begeben hat.

»Liebes Kind, du sollst das erste Gebot wohl halten. Wer das nicht hält, dem helfen die andern nicht. Wer keinen rechten Glauben hat, dem helfen alle seine guten Werke nicht. . . .« So beginnt der Magister die Stunde. Die großen Schüler sprechen ihm nach, dann nochmals, dann wiederum. Sie lernen die Sätze auswendig. Dann schreiben sie ab: »Du brauchst nicht all die Wunder zu glauben, die du lesest in frommen Büchern. Aber wisse, viele sind dir nur zum Exempel erzählt. . . .« Auf niederen Schemeln sitzen die Kleinsten und geben sorgsam acht, daß sie die Tintenfässer nicht ausschütten, die sie umgeschnallt an ihren Leibgürteln tragen. Der Magister malt einen Gockelhahn auf die Tafel, und die Kinder müssen erzählen, was sie von ihm wissen. Dann dürfen sie schreien wie der Gockelhahn und wissen nicht, daß für sie ein großer Augenblick kommt; denn der Magister ändert lächelnd den krähenden Vogel um in einen großen i-Buchstaben . . . , und die Schüler werden ihn nimmer vergessen, und durch alle Schriften und Bücher und Urkunden werden Laut und Buchstabenbild mit ihnen ins Leben wandern.

Da fährt der kleine Nik von seinem Schemel auf, schlägt den Georg Donner ins Gesicht und kratzt ihn blutig, daß der aufschreit, und alle Tinte wird ausgeschüttet, und Niks Buch ist davon übergossen. Des andern Gesicht ist halb blutig und häßlich voll Tinte.

»Sag's nochmal!« Nik stürzt über den andern her. Die

ganze Schar lärmt auseinander, eines fällt über das andere. Plötzlich hält Nik ein, sieht seinen Lehrer groß an und wartet auf den Streich der langen Rute.

Wild, bockig steht der Junge und streckt den Kopf nach unten. Wann saust die Rute? Er wartet und krümmt den Rücken. Oder läuft der Teschner etwa zum Kasten und holt die Schandkapuze mit den langen Ohren? Sie ist für die Lügner bestimmt. Oder setzt er den Nik auf den hölzernen Esel, darauf die Faulen reiten müssen?

Nichts geschieht.

Der andere muß gestehen: Einen Polen habe er den Nikolaus geheißt.

Nik ballt die Hände nochmals und springt zu neuem Balgen vor.

Der Magister hält ihn auf. Die Kinder sind sprachlos. Warum schilt der Teschner nicht — und macht ein gütiges und doch ernstes Gesicht?

Am andern Tag zeichnet der Magister eine Landkarte auf die Tafel. Lange sieht er die Kinder an und spricht bekümmert: »Das hier ist die Schweiz . . . dort Ungarn . . . hier Böhmen!« Mit Kreisen deutet er große Gebiete an, hebt die Umrisse hervor: »Diese Länder waren deutsch . . . sie sind es nimmer.«

Teschner reckt den Arm: »Und hier . . . der Rhein! Dort verwüsten die Franzosen unser Land. . . .« Groll liegt in seiner Stimme. Dann zeichnet er den großen Strom der

Weichsel und erzählt von den Herren des Deutschritterordens und ihrer stolzen Zeit, und wie den Deutschen alles untertan geworden war, das große Ostseeland der Preußen.

»... Denn die Deutschen haben hundert Städte und vierzehnhundert Dörfer gebaut . . . Thorn und Danzig, Bromberg und Posen, Kulm und Graudenz. . . Und die Siedler kamen aus Deutschland, auch die Ahnen des Nik. . . .«

Vor den Seelen der Schüler erstehen die Bilder, wie deutsche Fäuste die starken Dämme am Haff gebaut und den Widerstand des undurchdringlichen Gehölzes in den Weichselsümpfen gebrochen haben, wie sie den großen Strom bändigten und in trotziger Arbeit die Kornkammern des Landes schufen. Geherrscht haben im Lande die Deutschen!

»... Aber es ist nicht mehr so. . . . Denn einmal siegten die Polen bei Tannenberg über den Orden. . . . Einundfünfzig deutsche Banner ließ der Polenkönig damals in den Krakauer Dom hängen. . . . Und zu Thorn, in unserer lieben Stadt, mußte der Hochmeister des Ordens, es war vor vierzehn Jahren, ich sah es selbst, Kinder, dem Polenkönig Treue schwören. Er mußte auf Ermland verzichten und Westpreußen abtreten. — Aber er tat es in zerrissenen Kleidern . . . und mit Schmerz und Fluch im Herzen. . . .«

Dem Magister Teschner stehen Tränen in den Augen. Aber er läßt es nicht merken und sagt nochmal: »In zerrissenen Kleidern . . . !«

Die Kinder rühren sich nicht. Der Magister schickt sie plötzlich nach Hause. Sie sollen diese Stunde niemals vergessen.

Wie? Die Ahnen der Koppernigk sind aus Deutschland gekommen? Dem kleinen Georg Donner reißt es die Hand aus der Tasche, und er reicht sie verstohlen hinüber zu Nik. Der drückt sie fröhlich.

Und noch nach Monden trägt der kleine Koppernigk das Bild des Hochmeisters mit den zerrissenen Kleidern in seiner Seele, und immer wieder steigt es in ihm auf.

Nikolaus sitzt am Tisch in Vaters Kontor und verspritzt Tinte über zerfetzten Blättern, die er am Boden gefunden hat.

» . . . und dies der Brief an den Herrn Jakob Fugger in Augsburg, von wegen des Geldhandels in Dresden, . . . und dies die Schnellpost nach Graudenz. . . .«

Der Oberschreiber des Herrn Niklas Koppernigk reicht dem Kaufherrn zusammen mit der Kielfeder die verschnörkelten Schreiben über den breiten, eichenen Tisch.

Der Bankherr liest, überprüft, verbessert, streicht. Dann reckt er sich aufrecht in den Lehnstuhl, stützt seinen Arm hart auf den Tisch und sagt: »Und die Rechnung für Krakau, dann die Bestellung von Zimt in Hamburg, schließlich benötigen wir dringend englische Wolle und, daß ich's nicht vergeß, mein lieber Klymke, Seide, Lemberger Seide. . . .«

Der Schreiber fährt eifrig in den Pergamentstoß, der vor ihm liegt. Man hört seine Feder kratzen. Die Aufträge formen sich in langen, gewundenen Sätzen zu großen, umständlichen Briefen. Herr Niklas Koppelnigk setzt seinen Namen darunter, zündet die Kerze an, die im Leuchter steht, einem fischschwänzigen Meerweibchen, brennt das Petschaft heiß, läßt den roten Lack tropfen und drückt das Kreuz seines Siegelrings darauf, das Zeichen seines Hauses. In den Krakauer Brief fügt er persönliche Grüße bei. Dann blättert er in ledernen Mappen, stützt seine Beine auf die Tischleisten am Boden und läßt sich nicht stören im Denken.

Den Oberschreiber Klymke fröstelt es. Er zieht seinen Mantel enger und bindet sich die Puffärmel seines bunten Rockes fester. Er ist schon alt, ist einst mit aus Krakau gekommen. Eitel ist er, wie ein Junger. Die Schleifen unterm Knie müssen immer sorgfältig über die Pumphose gebunden sein. Seine Haussandalen haben zierliche Wollknäuel obenan. Frau Barbara hat ihm die Schuhe zum Geburtstag geschenkt. Um den Hals trägt er eine Perlenkette nach feiner Leute Art. Er hantiert am hohen Kundenkasten an der Wand und öffnet die Schubladen mit den Aufschriften. Der Kaufherr hat seine Kunden und Lieferanten in Ofen und Kalisch, in Posen und Kulm, in Bromberg und Danzig. Er versorgt die Händler der Stadt Thorn — sie zählt etwa zwanzigtausend Menschen — mit Samt und Seide, und er

schickt Getreide und Steckrüben aus dem Weichsellande bis nach London.

»Wenn einer nach mir fragt, ich bin im Dinghaus, Klymke . . .« unterbricht der Herr die weitreisenden Gedanken seines Schreibers.

»Sehr wohl, Herr . . .«, sagt Klymke ehrfurchtsvoll.

Der Kaufherr schlüpft in seinen Mantel, groß steht er da und streicht sich den Bart zurecht: »Reichstaler, gut Gold und Silber, Klymke, für die neue Ware! Besser nicht verkaufen, als gegen schlechte Münze! Merk's, Nickelchen, wenn du mal so weit bist!« Der Kaufherr küßt seinen Jüngsten auf die Stirne, schreitet gewichtig und selbstbewußt aus dem Kontor und kehrt nochmals zurück: » . . . Den kleinen Polen, der sich als Lehrling meldet . . . , schick ihn fort!« Polnische Lehrjungen zu halten sei in der Stadt verboten, meint der Kaufherr.

Nik vergnügt sich mit den schwarzen Bildern auf den Pergamentfetzen und schreibt zuletzt seltsame Kratzer vor sich hin.

»Schwarze Sterne . . . ?« lacht der Schreiber, » . . . schwarze Sterne gibt es nicht, Nik . . . !«

»Ja, sie sind golden! . . .« träumt der Junge und hebt sein Gesicht strahlend empor. . . .

Der Schreiber setzt ihn für einen Augenblick auf den Drehstuhl, läßt ihn in die Höhe fahren, bis das Gewinde ausgelaufen ist. Nik drückt die Augen zu. Immer weiter

will er fahren, immer weiter. Doch Klymke läßt ihn wieder herab und mustert das Geschreibsel: »Das ist sehr schön, Bub. Ein Kaufmann muß zuerst seinen Namen schreiben können und die Zahlen.«

Der Knabe ist darüber nicht zufrieden. Da klopft Pferdetrappel vor dem Haus übers Pflaster. Der Schreiber packt flugs die Briefe zusammen: »Lauf, Nik, lauf! Bring die Post hinaus, es ist der Reiter von Graudenz. Die Briefe eilen. Sonst kommen uns die Danziger zuvor. Siehst du, mit den Sternen hätten wir sie bald vergessen!«

Im selben Augenblick stolpert der Kirsten Wenrich über die Treppe ins Haus. Fast prallt der Junge mit ihm zusammen; »Kirsten, sag, was macht der Klabautermann? Und der Niß Puk, geistert der immer noch auf den Schiffen?«

Der polternde Kirsten faßt das Bürschlein im Genick und dreht es nah zu seinem Gesicht: »Sie lassen dich grüßen, Nik! Der Klabautermann hat demnächst Hochzeit, und der Niß Puk gibt den Segen dazu. . . . Hab sie beide in Danzig getroffen . . . !«

Schreiend schüttelt sich der Junge und stürzt davon, der Klabautermann ist ein haariger Kerl und der Niß Puk hat keine Haut überm Schädel. Da frieren kleine Buben und eine Gänsehaut bekommen sie vor Schreck. . . .

Nik preßt die großen Briefe in der kleinen Hand. Wo ist das Postgefährt? Plötzlich steht der Junge starr. Die Briefe läßt er fallen und reißt die Augen auf. . . .

Die Straße ist voll Lärm. Die Sturmglocken dröhnen bang und schwer. Handwerker stürzen erschreckt aus den Häusern, die Nachbarn Meister Waynitz, der Schmied, der Meister Schauinsland, der Böttcher und der Schneider Fürstenheuer. . . . Trompeten schmettern und die Hörner heulen von den Türmen. Geharnischte Stadtsoldaten in Eisenhüten sprengen vorbei. Sie tragen Armbrusten und Hellebarden. In einem Stadtteil sprühen Funken über die Dächer; Männer hasten mit Feuereimern, Pickeln, Spießen und Fausthämmern zum Marktplatz. Schüsse donnern. Ihr Echo peitscht knallend an den Giebeln empor. Im Kompenhause sammeln sich in aller Eile die Brüder von Sankt Georgii, die Bogenschützen der Stadt.

Die Polen kommen!

Im Hafen plündern Räuberbanden die Schiffe und dringen in die Warenlager der Uferspeicher ein.

Die Polen! Das ist schlimmer als Wasser oder Feuer . . . das bedeutet Blut und Tod! — Endlich haben die Zunftmeister ihre Rotten geordnet. Die Abwehr beginnt! Sturm und Not, Mord und Brand erfüllen die gute Stadt. Entsetzen läuft durch die Gassen. Leichen liegen an den Toren. Leben verröchelt am großen Turm am Markt.

Der Pole ist ins Kulmische Land eingefallen, sucht auch in Thorn nach Beute und giert nach Blut. . . . Ist ihr Land ihnen nicht groß genug, es reicht bis zum Schwarzen Meer und bis Smolensk, bis zur Düna und zur Oder? Räubernd

überschwemmen sie das Land des Deutschen Ordens und das Gebiet der Weichselstädte . . . und sind die Lehensherren!

Mutter Barbara sucht aufgeregt nach ihrem Jüngsten.

Da! Sie traut den Augen nicht, dort keucht ein Kind aus der Gasse und schleppt Steine zur Stadtmauer hinauf. Nik! Sprachlos starrt die Frau. Jetzt beugt sich hoch oben der Kirsten Wenrich vor und setzt zum Wurf an auf die Schädel der Polen.

Da holt die Mutter ihren verlorengegangenen Buben heim. Die Polen aber werden aus der Stadt vertrieben.

Ein Jahr lang gibt es Frieden; denn die Fehden in Böhmen und Ungarn und gegen die Türken zwingen den Polenkönig, im Norden des Landes von Willkür und Übermut abzulassen.

Aber er kommt wieder. . . . Am Tag Trium Regum, den 8. Januar 1480, erwartet ihn Thorn. Noch heute zieht Kasimir mit viertausend Reisigen, mit Herren und Rittern, Bischöfen und Großen seines Reiches durch das Ost-Tor ein in die Stadt.

Über dem großen Hof des Marktplatzes wehen die Fahnen. Mit Bärentraubenzweigen, immergrünen Blättern und roten Beeren, die es so viel in der Landschaft gibt, sind die Bürgersteige und Hausschwellen geschmückt. Auf dem Marktturm halten die Wächter Ausschau. Viel gaffendes Volk drängt sich um die Kram- und Brotbänke, um die

Buden und Treppen am Rathaus. Gaukler machen ihre Spässe und Kunststücke, und die Ratsherren tragen feinste Stoffe und neue Baretts. Am Haus der Schildmacher stellen sich die Gepanzerten auf gegenüber den Gilden und Zünften. Bei der Stadtwaage warten die Musikanten und Pfeifer. Der Schützenkönig mit dem goldenen Vogel an der Halskette stolziert hin und her, daß sich der Bürgermeister Tilmann von Allen, der eben das rote, hochgegiebelte Rathaus verläßt, ingrimmig über den Unverstand der Leute ärgert.

Am Torbogen reißt der Bürgermeister unwirsch einen Zweig ab und zerpflückt ihn. Fast ist es ihm zu warm im schwarzen Rock, er ist mit Marderfell gefüttert und mit Hermelin verbrämt. Das laute Treiben der schreienden Menge ärgert ihn. Er kann das Lachen und Lärmen nicht hören und wandert auf Umwegen in die Sankt-Annensstraße zu seinem kranken Schwager Niklas Koppernigk.

Frau Barbara legt noch rasch eine seidene Spitzendecke über den Tisch, rückt die Zinnteller zurecht, stäubt das grüne Fenstertuch an der Wand ab und gießt frisches Wasser ins Vogelbauer.

Der Bürgermeister fängt am Bett des Kaufherrn an zu scherzen: »Was machst du für Geschichten, Niklas! Du bist krank, und wir bekommen Besuch!«

Der Kaufherr ist sehr bleich. Doch er lächelt: »Ich weiß, der König hat höchste Zeit, den Überfall gutzumachen...«

Bekümmert läßt sich Tilmann von Allen am Bett des Kranken auf den Stuhl nieder und meint mit ernstem Gesicht: »Die Polen werden frech mit ihren Zöllen. Sie verteuern uns die Waren. Das werd' ich dem König sagen: Die Zölle müssen fallen für den Raum der ganzen Weichsel!«

Zorn glüht auf der Stirne des Bürgermeisters: »Haben wir nicht deutsches Stadtrecht und ein Privileg des Königs, daß das so bleibt?«

Er geht hin und her, spreizt die Hände und faßt sich an den Kopf. Dann fällt sein Blick besorgt wieder auf den Kranken.

Niklas Koppernigk fiebert. Mit geschlossenen Augen sagt er: »Wir haben feierliche Verträge . . ., Tilmann, heilige Briefe. Kein Pole darf Schiffe bauen in Thorn, und wer polnisches Tuch verarbeitet, den trifft das Stadtverbot. . . . So war es früher . . . und jetzt?«

»Der König muß der Stadt Recht und Freiheit lassen«, ruft erregt der Bürgermeister, »der Pole braucht die Thorner Kaufmannschaft . . . und Frieden! . . . auch die Thorner haben Ruhe nötig, Danzig kommt immer stärker auf und nimmt vielen Handel weg. Zuviel Streit ist gewesen, erst mit dem Orden, dann mit Polen. Doch seit die Stadt im Schutz des falschen Königs steht, lauern hundert Gefahren. Es ist ein Jammer!« Der Bürgermeister unterdrückt einen Fluch, dann lacht er bitter hinaus.

Niklas Koppernigk warnt: »Der Pole betretet uns . . ., und Thorn ist das deutsche Tor in den Osten!«

Sorgen überschatten die Stirnen der Männer, beide sehen das höhnische Grinsen des Polen voraus und schämen sich der Ohnmacht der Stadt. Im Zimmer verblassen die Farben. Da hebt Tilmann die Fäuste: »Ich werde ihm sagen, daß wir keine Slawen sind . . . keine Tschechen und keine Polen. . . . Ich werde ihm ins Gesicht schleudern: Wir sind Deutsche!«

Der Kaufherr legt beschwörend die bleiche Hand auf den Arm des Schwagers: »Sind wir erst aufgegangen im Polenreich. . . . Es ist nicht auszudenken. . . . O Tilmann, hüte Thorn!« Erschöpft sinkt er zurück in die Kissen und murmelt fast unhörbar: »Wehrt euch . . . Tilmann!«

Da läuten die Glocken.

»Daß du mir helfen könntest, Niklas!«

Aber Niklas Koppelnigk ist sehr krank. Der Bürgermeister eilt davon und ist hart in dieser Stunde.

Die Kinder in der Stube haben alles mitangehört. Sie ziehen die Fahne ins Zimmer herein und rollen sie auf, mit Trotz in den jungen Gesichtern. Für den polnischen König soll sie nicht flattern. . . .

Der Schöppe Niklas Koppelnigk hätte so vieles zu tun. Er ist Vormund von Witwen und Waisen, hat Grundstückskäufe und Erbschaften zu regeln und Prozesse zu führen. Er muß das Wohl der Bürger vertreten, Unrecht abwehren und vor Gericht mit Klugheit und Lauterkeit dem Recht Genüge tun. Aber der Stuhl des Kaufherrn im

Dinghaus der Stadt, es ist der Stuhl seines Schwiegervaters Watzelrode, bleibt leer für Niklas Koppernigk. Und er bleibt es für immer. Drei Jahre später ist der Kaufherr tot.

Weihrauchwolken aus kupfernen Kesseln schwelen über dem Kirchhof von St. Johann.

. . . Erbarm dich meiner, Gott, und sei mir gnädig . . . singt der Magister Teschner mit seinem Chor. Schwarze Fahnen flattern, und einer hebt das große, hölzerne Kreuz hoch empor, daß alle es sehen können, die Bürger und Herren in ihren Talaren, die Frauen in den schwarzen Schleiern, und selbst die Bettler, die mit nackten Beinen, kurzgeschorenen Köpfen und schlotternden Karthäuserkuten ganz hinten stehen.

Der Domherr Lukas Watzelrode im schwarzen, silberbordierte Rauchmantel bringt seinen Schwager Niklas Koppernigk zu Grabe.

Frau Barbara steht schluchzend, eine brennende Kerze in der Hand, und neben ihr die Kinder. Sie stützt sich auf den Arm der Susanne, die sich zum Kreis der nahen Verwandten zählt.

Tilmann von Allen widmet dem Ratsherrn und Schöpfen den Kranz der Stadt Thorn. Die Zünfte und Gilden sind aufmarschiert, und die Bürgerwehr verharret in Parade.

Dunkle Erdschollen wirft Lukas Watzelrode ins Grab, daß sie unten dumpf und schwer aufschlagen und an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen. Von den armen

Seelen spricht Lukas Watzelrode, die noch sündig vor den Toren des Himmels stehen müssen und warten, bis sie erlöst sind durch die Heimwehqual von den Schmerzen der Sehnsucht nach Gott. . . .

Nik wird unruhig, er kann nicht begreifen, daß sein Vater eine arme Seele sein soll, sein stolzer, guter Vater. . . . Nein, der steht gewiß nicht vor dem großen Tor wie ein armer Bettler. Der Vater ist längst hindurchgegangen! Da läßt der Knabe, während der Prediger zum Gebet für den Toten aufruft, seinen Rosenstrauß in die tiefe Grube fallen.

Erst später bringen die anderen Kinder ihre Blumen, Andreas, Kathrinchen und Barbara. . . .

Der Prediger hält ein, er ist ergriffen. Schluchzend stehen die Leute. Da tritt noch ein anderes Kind vor, der kleine Philipp Teschner. Waldblumen hält er in der Hand. Zögernd kommt das Büblein näher. Doch hat es plötzlich Angst vor dem tiefen Grab und sucht erschrocken die Hand seiner Mutter und bringt ihr die Blumen.

Der Domherr schaut auf. Wer ist das Kind? Susanne nimmt es zärtlich in den Arm und senkt den Kopf.

Da weiß Lukas Watzelrode alles. Es ist sein eigenes Kind. . . . Er sah es nie bisher.

Stockend sucht er nach Worten. . . . Von den Kindern spricht er, von den Kindern des toten Koppernigk, von den Kindern als dem Vermächtnis der Toten . . . und denkt dabei an das seine: »Lasset uns sorgen für sie, Amen. . . .«

Er muß hundertmal vergleichen, Strich um Strich. Es ist nicht leicht, was der Scholar Nikolaus Copernicus beginnt. Er zeichnet sich selbst, studiert sein Gesicht im kleinen Handspiegel und setzt die Feder an. Die Augen müssen größer sein, die Stirne höher und die Haare krauser. Das Leuchten des Blickes will sich nicht darstellen lassen. Hier blinken die Lichter winziger Sterne, dort dunkelt abgründiger Schatten. . . .

Der Student läßt den Spiegel aus der Hand gleiten. Er betrachtet sein Bildnis, den ernsten Mund, die kleinen Falten. So also sieht der Thorner Kaufmannssohn aus? Wie hat er sich verändert! Aber wer nicht mehr der Junge in Vaters Haus daheim ist, wer schon in den neunzehnten Lenz seines Lebens hineintreibt, dessen Gesicht ist männlicher, reifer, ernster, und es zeigt oft schon Sorgen, Spuren von Schmerzen und von manchem Wissen um die Dinge des Lebens. . . . Die Knabenzeit in der Sankt-Annens-Straße ist längst enthuscht. Wie rasch das ging! Der Sohn des Kaufherrn treibt keine Schweinchen mehr mit dem Thorner Stadthirten in den Spitalhof. Wie war das fröhlich gewesen! Nikolaus lächelt, ja, die verlorenen Schweinchen, die sich auf dem städtischen Pflaster herumtrieben, hatten den Hirten gehört.

Nun sitzt er schon seit einem Jahr auf der Jagellonenhochschule in Krakau. Der Onkel Lukas Watzelrode, der Bischof, hat es so gewollt. Er hat es an Vaters frühem Grab versprochen.

Es ist ganz still um den jungen Scholaren. Der Frühling klettert draußen schon auf die Bäume und kriecht in die Büsche der Gärten. Es wird wärmer in der rauhen Weichselstadt.

Die andern in der Bursa sind ausgegangen, die Jugendfreunde, der fröhliche Georg Donner und auch der zarte Tiedemann Giese. Andreas ging zur Schwester Katharina, sie ist die Frau des Kaufmanns Barthel Gertner in Krakau.

Nur Nikolaus sitzt allein in der Bibliothek. Das Fenster ist voll Sonne. In diesem weiträumigen Haus hat schon Onkel Lukas vor vielen Jahren gewohnt, im Studentenhaus in der Brüdergasse. In der großen Küche der Bursa wird gemeinschaftlich für die Scholaren gekocht. Diener tragen ihnen auf. Die Studenten haben ihre kleinen Zimmer, ihre Verpflegung, ihre Bücher. Die Scholaren wechseln wie die Monde, die Bücher aber sind angekettet, als wären sie die Gefangenen der Bursa. Nur das Wissen aus ihnen soll jeder Student mit sich nehmen, die Gedanken von Horaz, Cicero und Virgil, aus denen neuer Geist wie Sturmwind in die veraltete Zeit weht.

Ein geistiger Mittelpunkt mit berühmten Lehrern ist Krakau in diesen Jahren, da durch den Streit der Hussiten das alte Prag verödet ist, und der Magister Laurentius Corvinus, der Mathematiker Brudzweski und der Professor Albert Blar auf den Lehrstühlen Krakaus sitzen.

Am Horizont ragen die Gebirgsketten der Beskiden und

der Hohen Tatra auf hinter der Stadt der tausend Studenten, der Kirchen und Klöster.

Das Bild, das er malt, gelingt! Es ist sein Antlitz, das er aufs Papier gezwungen hat, auf den Brief an die Mutter — Krone von Thorn hat sie einmal einer genannt.

Nikolaus schreibt der Mutter einen langen Brief, wie es ihm geht, wie es ihm gefällt, und daß er vieles studiert, die Gottesgelehrsamkeit, Rechtswissenschaft, Medizin, Philosophie, Optik, Naturwissenschaft und die Instrumente der Astronomie. . . . Wie werden die Augen der Mutter leuchten, wie froh und stolz wird sie sein! Und schreiben muß er noch, daß sein Name nun auch die humanistische Endsilbe hat, das Zeichen der hohen Schule, wie die deutschen Gelehrten es tragen.

Er muß lächeln in seiner Versonnenheit. Die Mutter wird wohl nicht alles verstehen, dieses Latein und diese Begriffe. Aber sie soll alles wissen, worum das Denken ihres Jüngsten kreist, womit seine Seele erfüllt ist, was ihn bewegt und treibt, ihn erhebt und belebt an hohen und schönen Gedanken, und seine ersten Verse muß die Mutter lesen. . . . Und beifügen muß er, daß Katharina einen blonden Jungen hat. . . .

Mit zarter, flüchtiger Schrift füllt er die Seiten, und sein Kiel wandert wie damals im Kontor des Vaters, als der eitle Schreiber seine Briefe kratzte.

Es klopft, der höfliche Diener bringt Tee und Gebäck.

Nikolaus winkt ihm ab. Niemand soll ihn stören. Er will mit der Mutter allein sein, und der Brief mit dem Bildnis muß noch heute fort. Wie ein sehnsüchtiger Vogel entflieht sein Herz in diesen Stunden. . . . Er fängt es wieder ein.

Dann eilt er die Treppe hinab und wandert durch die Stadt über den Marktplatz. Die Mädchen und Frauen sitzen nicht mehr da mit dem weißen Brot in den Körben, mit Butter und Eiern und mit der Milch in den Krügen. Kichernd und schwatzend machen sich eben die letzten auf und tragen die leeren, vergitterten Körbe, darin sie Tauben und junge Hühner gebracht hatten, auf den Köpfen davon. Sie finden es lustig, wie der junge Student ihnen im Vorübergehen verträumt ins Gesicht schaut, und sie können es nicht wissen, daß er nach einem Antlitz sucht, das seiner Mutter gehören könnte. Dort an der Herberge scharren die Rosse der reitenden Post. Nikolaus hält die Hand aufs Herz. Hier trägt er den Brief. Er bleibt stehen, besinnt sich, hastet weiter und läuft zur großen Weichselbrücke. Breit rollen die Wasser daher, stürmen, schießen und branden am Ufer. Dann ziehen sie fort und wechseln im Licht manchmal die Farbe, von gelb zu blau, von grün zu silbergrau, von gold zu dunkel. . . .

Nikolaus kramt den Brief aus dem Rock, liest nochmals die Aufschrift — Königin von Thorn — und lehnt sich weit übers Gestänge der Brücke, reißt das Papier langsam in

Stücke und läßt eines nach dem andern hinabflattern ins große Wasser.

Wie weiße Sterne wirbeln die Fetzen davon.

Die gute Mutter! Ach, sie ist tot und schläft neben dem Vater bei Sankt Johann in Thorn. Und nun läßt der Sohn in seltsamem Spiel den Brief auf dem großen Strom treiben, denn alle Wasser, so heißt es, rauschen in die Ewigkeit. . . . Die Eltern gaben das Leben, aber das Schicksal nahm sie fort, und die Kinder sind allein in der Welt, so denkt der Scholar, und ich steh allein, ich muß selber nach vorwärts den Weg suchen, keiner hilft mir, keiner könnte mir helfen, jeder muß sich selbst allein helfen. Aber die Mutter gab mir noch den Segen, als sie starb, und so wird sie immer bei mir sein, und sie wird mit mir gehen und mich nie verlassen, und überhaupt habe ich Blut und Kraft der Koppernigk in mir, und die haben sich immer zurechtgefunden; so sagte der Vater einst oft, die Koppernigk finden ihren Weg!

Nachts träumt der Scholar, Bilder der Heimat steigen herauf. Dort ist das Thorner Tor . . . da geht es weit hinaus in die Nacht, und der Mond wirft eine silberne Straße und baut goldene Brücken, und auf ihnen wandert die Mutter . . . und der Vater wartet auf sie.

Plötzlich bricht der Himmel zusammen. Wolken und Bäume, Sterne und Straßen wirbeln durcheinander. Nikolaus stöhnt. Mitten aus dem Traum fährt er auf und stürzt

ans Fenster. Groß und geheimnisvoll steht draußen die Nacht, in ewiger Ruhe und Beständigkeit, wie eine blaue, grenzenlose Glocke. Trunken steht Nikolaus und starrt in die ungeheuerliche Welt des schrankenlosen Alls. Die Nacht hat gerufen. Der Scholar tappt im Finstern den Saal entlang, von Bett zu Bett. Die Freunde schlafen, die Glücklichen! Er aber sucht den grauen Gang die Stein-
stufen hinab. Schwer klinkt das Türschloß zum Büchersaal. Still brennt die Kerze auf. Ihre Flamme steht wie ein leuchtendes Herz. Eine Kette klirrt. Endlich! Der Almagest! Nikolaus blättert. Wie im Fieber hastet er über die Seiten.

Zehn Himmelskugeln, hohl und unendlich weit im Raum gedehnt, kein Verstand kann sie in ihrem Maß erfassen, keine Zahl sie bezeichnen, kein Herz sie erfiegen, keine Phantasie sie erstürmen, wölben sich unerforscht tief in das All. Wer soll das fassen, begreifen, wer soll diesen Weiten und Größen nachspüren, nachdenken, oder sie auch nur erahnen können? Und in den gewaltigen Räumen brennen die Feuer der Sterne, gebannt in die Bahn ihrer mächtigen Kreise. Verworren greifen die Bahnen ineinander, und in ihnen schleudern sich die Himmelskörper durch die Stürme und Gefährlichkeiten der Sphären über die grenzenlosen Abgründe hindurch und fahren durch die Räume der Kugelschalen und brausen ohne Mühsal dahin. Wo ruhen die maßlosen Achsen, unsichtbar, fest verankert und eingebaut im Schoß der Welt? Warum fallen die Pla-

neten nicht und stürzen nicht in die unergründlichen Schlünde des Alls? Gibt es überhaupt eine Welt des Jenseits hinter den letzten Kugelschalen? Oder sind sie selbst Gott, die ewigen Träger der Ordnung und Stetigkeit? Sind sie selbst Gesetzgeber und Gesetz?

Heißen Blutes brennt der Scholar über dem Buch des Ägypters Ptolemäus.

Warum ist der Werdestrom jener großen Ideen im Laufe der Jahrhunderte verblasst? Wer hat ihn versanden lassen, daß nur noch spärliche Rinnsale davon in den Gelehrtenstuben fließen, dem Volk verborgen? Wer hat das Wissen vom großen Weltall abgesetzt und es ausgelöscht für die Hirne und Herzen der Menschen? Ist die Lehre des Ptolemäus nicht größer als alles andere, woran die Menschen glauben? Selbst die Sonnenbahn hat er gezeichnet und berechnet, ewig ist sie gleich!

Welch ein Mensch, dieser Ägypter, der so die Lust des Forschens erfuhr!

Glühend liest er weiter: . . . Mittelpunkt aber im Weltwerk ist die Scheibe der Erde, größer als die Sonne, mächtiger in ihrer Bedeutung als sie, zentral in ihrer Lage . . . Ausgang und Achse des Alls! Um ihre Pole dreht sich die unendliche Welt; denn sie, die Erde, ist die heilige Mitte. Um sie kreist die Sonne, um sie sucht der Mond seinen Weg, um ihre Achsen schwingen sich die kristallinen Schalen der Himmelskugeln. Auserwählt ist die Erde! Sie

ist Stetigkeit im verworrenen Ineinandergreifen der Planeten, Eckstein und Säule im All. Und das gewaltige Weltwerk macht dieser ruhenden Mitte seine tägliche Aufwartung und ewige Ehrenbezeugung. . . .

Fall nieder, die Erde ist heilig!

Die Kerze ist verbrannt. Der Morgen steigt herauf und neigt sich vor der Erde. . . . Der Student eilt fort.

In den gotischen Säulengängen der Krakauer Hochschule erwartet Nikolaus Copernicus seinen Freund und Lehrer Albert Blar. Da tritt der hochgewachsene, junge Gelehrte rasch ein und grüßt den Scholaren. Diesem brennt die Frage auf der Seele: »Warum ist das große Wissen um den Bau der Welt vergessen worden, Albert Blar?«

Der Professor stutzt über die Aufdringlichkeit des jungen Freundes, er nimmt ihn mit und steht allein mit ihm im Hörsaal der Astronomie. Die Wände sind kahl, aus hohen Fenstern fällt Licht herein. Albert Blar läßt sich Zeit, um die Antwort zu finden, und endlich sagt er zum andern: »Das große Wissen wurde abgesetzt . . . !«

»Abgesetzt? Von wem?«

»Von der Kirche. . . .«

»Warum?« Der Scholar erschrickt.

»Gnade ist mehr als Erkenntnis, sagt die Kirche. . . .«

Gnade? Da schwärmt der Scholar, daß das Buch des Almagest für ihn die größte Gnade bedeute, die er bisher erfahren habe. Aber auch hierzu lächelt Albert Blar.

»Es ist das größte Buch der Welt!« sagt Copernicus.

»Wenn es nicht Fehler hätte, Nikolaus!«

»Fehler?«

»Es ist schon nachgewiesen, daß die Lehre vom Mond nicht stimmt.«

Da lacht der Scholar, als könne er es nicht begreifen. Aber Albert Blar zeigt ihm Schriften, die große Astronomen geschrieben haben, Alfons von Kastilien und Albert von Sachsen, Nikolaus von Cues und Averroës. . . .

Der Almagest habe Fehler? Der Scholar schüttelt den Kopf: »Es sind Zweifler!« urteilt er in jugendlichem Eifer, »ich bewundere den Almagest!«

Und das Wort Almagest umfaßt alle Sehnsucht und Gläubigkeit seiner Seele, er trägt es auf weiten Gängen um die Stadt und sein Herz ist erfüllt von den großen Gedanken des Ägypters. Auch wenn das Buch Fehler hätte, es bleibt für Copernicus heilig. Und Nächte verschwendet er, um es nochmals und wieder zu lesen.

Das schlafschwere Antlitz des Scholaren liegt auf dem Tisch über verschränkten Armen. So finden ihn an einem Morgen die Freunde, bleich, blaß, fremd, als steige er aus fernen Welten auf. Da scherzen sie und reißen ihn aus seinem Träumen. Andreas macht sich Sorgen um den Bruder, aber der lächelt und zeigt sein verklärtes Gesicht. Er will nicht begreifen und wehrt sich, daß die Freunde ihn später in den Kreis ihrer Fröhlichkeit fortschleppen. Dort

führen sie laute Gespräche über die Fragen, die sie bewegen.

Noch auf dem Weg zur Kneipe wirft Tiedemann Giese das Wort auf: Humanismus. Ja, wer das sagen könnte, was Humanismus, die philosophische Strömung der Zeit, bedeutet! Wer kann seinen tiefsten Sinn klarlegen, sein Wesen ergründen?

»Humanismus ist Weisheit!« sagt der laute Matthias Jakobi und stellt seinen Krug hart auf den Tisch in der Kneipe.

»Und was ist die Weisheit?« Der fröhliche Thorner Heinrich Henrik zwinkert mit den Augen, lallt seine Frage und rutscht unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

»Das Wahre!« triumphiert Georg Donner.

»Das Gute!« behauptet Fabian von Lossainen.

»Das Harte . . . die Gesundheit . . . die Schönheit!« meint Andreas Copernicus schwärmerisch.

»Das Wissen, die Erkenntnis!« Tiedemann sucht nach Begriffen.

Nikolaus Copernicus hat den ersten Schwips. Doch er zerplückt alle Antworten, zweifelt, denkt und wägt ab. Verdammt, die Böhmen brauen gutes Bier! Er lehnt sich weit über den Tisch herein und stützt den schweren Kopf in die hohlen Hände. Da reißt es ihn empor: »Kampf ist der Humanismus, Freunde!« schreit er in den Lärm hinein, »Kampf gegen die alten Formen der scholastischen Lehre!

Forscht, sucht, überwindet falsche Meinung, das ist Humanismus!«

Da fliegen rasche Worte vom andern Tisch herüber. Es sind ungarische Studenten, sie haben hergehört und begehren auf. »Es lebe die Bibel!« brüllen sie, »sie ist die Wahrheit!« Glühende Blicke blitzen aus dunklen Augen herüber. Meinung gegen Meinung erhebt sich, Eifer wettet gegen Eifer, Überzeugung lehnt sich gegen Überzeugung auf.

Einige Studenten springen von den Stühlen auf. Die Luft ist schwül. Bier wird verschüttet. Die Worte werden zügellos und locker.

»Römlinge!« schreit einer der Deutschen.

»Ketzer!« Giftig spritzt ein Ungar das Wort in den Raum. Ein Krug fliegt durch die Kneipe und trifft Nikolaus Copernicus an den Kopf. Er erblaßt, wankt, fällt auf seinen Stuhl zurück und wischt das Blut ab, das aus der Wunde rinnt.

»Nein . . .«, sagt er lächelnd, » . . . Blut ist der Humanismus nicht. Oder doch . . .?«

Erst im dämmernden Morgen brechen sie auf. Schon blüht der Flieder und duftet aus den Gärten, und draußen im Birkenwald grünen die Maien auf Pfingsten. . . .

Nikolaus wandert hinaus.

Aus dem reichen Weichselloand strömen die Landleute zur Stadt. Sie haben ihre langgestreckten, korbgeflochtenen Leiterwagen mit Kastanienzweigen bekränzt. Die Fuhr-

knechte in ihren kobaltblauen Joppen und gestrickten Westen haben ihre Peitschen mit Grün und Maiblumen verziert. Die Bauern kommen in langschößigen, dunklen Tuchröcken mit roten und grünen Fransen und in weißen Strümpfen daher. Ihre Frauen im Feierstaat tragen Stulpenstiefel und Boleroblusen mit safrangelben Blumenmustern und Goldlitzen. Ihre Mieder sind aus Samt und Plüsch und haben echte Perlen als Knöpfe. Das Mädchenvolk in den kirschroten Röcken lärmt. Viele haben Rosenkränze und Herzen aus Kuchenbrot um den Hals gehängt.

Krakaus Stadtfrauen schwelgen in der Üppigkeit der Farben und Gerüche. Sie tragen Kleider von Atlas und gestickte Hauben, Silbergürtel und Goldschmuck. Pfingsten in Krakau bedeutet Mittelpunkt und Festhöhe des Jahres. Auf den Plätzen und großen Markthöfen spielen mittags die Musikanten, und die Schaukeln und Holzpferde der Karussells fahren ringsum, und Lust und Fröhlichkeit erfüllen die Stadt. Die Straßen sind voll Pfingstmaien. Über alle Bogen und Torgänge ist der Lenz wieder hergezogen mit Girlanden und Büschen und Weidenblütengeflecht. Die Brunnen sind mit Reisisg und Efeu geschmückt, an Giebeln und Türmen flattern Fahnen. Singende und betende Kinder ziehen über die Brücken, und die Glocken jubeln über den Wawelhügel weithin. Alles Volk strebt psalmbetend zu den Toren und Kreuzgängen der Ablaßkirchen. Orgeln rauschen gewaltig dröhnend auf.

Die Kirche der Deutschen aber ist Sankt Marien. Die Studenten finden kaum Platz. Über die Kanzel ragt die hagere Gestalt des Predigers.

»Du sollst nicht zweifeln am Worte Gottes. . . . Im Buch der Bibel hat er es allein geoffenbart. . . .« So beginnt der Dominikaner, tief Atem schöpfend. Alles Heil und aller Halt ruhe im Schoße der Kirche, im Gnadenquell des Sakraments. . . . Die Tage seien aufgereggt, denn sündhafte Weisheit wolle sich ermessen, die Wahrheit ohne das heilige Buch zu finden. Eitelkeit sei aller humanistische Wahn. Unveränderlich sei die Wahrheit der Kirche. . . .

In magdlicher Schönheit sinkt dort im hohen Schrein des Altars Maria auf die Knie. Ihre Jugend ist eine blühende Knospe. Der Tod will sie haben. Der doppeltebensgroße Apostel, er ist wie ein Ahn im Urväterbart, stützt die Sterbende, als sei sie seine Enkelin. In fassungsloser Gebärde stehen die andern als Klagende und Bittende in der Mitte, mit wallenden Gewändern und Haaren. . . .

Nikolaus Copernicus kann den Blick nicht vom Marienaltar wenden. . . . Hat nicht Veit Stoß, der Meister aus Nürnberg, zwölf Jahre an diesen Figuren geschnitzt? Die Figuren sind Riesen, die Maße Verwegenheit. Das gotische Drängen nach oben bis in die Kreuzblumen der Altartürmchen hinein ist wie Streit um den Himmel. . . .

»Bis zum großen Ozean leben Menschen, die erlöst sind durch den Herrn . . .«, spricht der Prediger weiter, »... vom

Baum der Erkenntnis aßen die ersten Menschen und wurden sündig. Dienen und glauben, das ist die Pfingstbotschaft der Zeit, und sie kommt aus Palästina, der Mitte der Welt. Jerusalem ist das Kleinod aller Städte. . . . Tief unter dir aber wartet die Finsternis ewiger Verdammung, wenn du verwegen falscher Propheten humanistische Irrlehre glaubst. . . .«

Mit einer großen Geste endet der Prediger und schleudert des Pfingstsegens gewaltiges Kreuz in die Luft.

Im Strahlenkranz in der Mitte, im Herzen des Schreins rastet auf einer silbernen Wolke des Scholaren Seele in frommer Ruh. So weit ist sie ihm fortgeflogen, als habe sie die Höhen des Veit Stoß erklimmen wollen. Sind dem Nürnberger die Welt und der Glaube nicht größer, viel größer?

In der plötzlichen Stille kehrt aus sündiger Andachtslosigkeit die Seele des Scholaren fast erschrocken zurück.

Nikolaus sucht den Blick des Freundes, der mit steinerne[m] Antlitz neben ihm steht, und will ihn plötzlich mit der Frage bestürmen, ob Forschen und Suchen verboten, ob Zweifel Vermessenheit und Sünde sein könne vor Gott. Aber der Professor Albert Blar beugt das Knie und wendet sich langsam zum Portal. Der Scholar schließt auf einen Augenblick die Augen vor dem goldenen Licht, das durch den Torbogen flutet. Noch einmal schaut er zurück zu den steinernen Heiligenfiguren, die in die dämmernde Stille verbannt sind.

Vor der Kirche staut sich das Volk. Es gibt Neues zu hören. Ein Wagen Barchent, mit grauen Plandecken überzogen, langt eben an, und die Fuhrleute schirren lärmend die Rosse um. Der Oberknecht steht vom Volk umringt und hält ein Papier über die gaffenden Köpfe: »Leset, aus Wien!«

Die Bauern und Stadtherren recken die Hälse. Die Zeitung wandert von Hand zu Hand. Fragen lärmern auf, Bestürzung wächst in den Gesichtern. Was ist geschehen? Nach Westen fuhr einer mit drei Schiffen . . . übers große Meer. . . . Keiner hat es vordem gewagt, weil das Meer jenseits keine Ufer hat. Aber es *hat* ein Ufer! Jenseits des Ozeans ist Land! Der es entdeckt hat, heißt Christoph Kolumbus. Und das Land heißt Indien.

Die Leute wissen nichts anzufangen mit der seltsamen Botschaft. Wie, hört die Erde nicht auf am Weltmeer? Was sagte vorhin noch der Dominikaner?

Nikolaus Copernicus hascht nach dem bedruckten Wisch; liest, fängt von neuem an, murmelt, sieht sich um, erbleicht, errötet! Das Wort bleibt ihm im Mund.

Abgerissene Sätze schlagen an sein Ohr. Einer fängt zu spotten an: »So ein Narr!«

Mit großen Augen starrt Nikolaus das Flugblatt an. Es ist nicht auszudenken. Der Mensch hat das große Meer bezwungen. Größer ist die Erde, größer, als man bisher glaubte! Er schließt die Augen und denkt nach. Er horcht

ganz in sich hinein, er fährt in Gedanken einem unendlichen Bogen nach. Nach Westen? Und der Kolumbus kam in den Osten? . . . Wie ist das möglich? . . . Indien liegt im Osten der Erde. Kolumbus aber ist nach Westen gefahren? Schrieb nicht Ptolemäus von der großen Scheibe? . . .

Plötzlich sagt der Scholar laut: »Dann muß die Erde rund sein . . ., eine Kugel!«

Das Volk lacht. Viele laufen davon und schütteln die Köpfe. Ein Kaufherr klopft dem Studenten auf die Schulter: ». . . Eine Kugel? . . . Und die Menschen dort unten auf der Kugel, fallen sie nicht ab? Unsinn! Jawohl, hinunterkommen kann ein Schiff den Meerberg, aber nimmermehr herauf!«

Umstehende gröheln. Der Wisch aus der Welt ist ein Scherz. . . .

Einsam steht der Student mit seinen Gedanken. Ja, vielleicht ist alles nicht wahr, vielleicht ist die Botschaft nur Lüge. . . .

In diesem Augenblick wendet sich der Fuhrknecht um, klammert sich an die Arme des verlachten Studenten und jubelt: »Nikolaus! . . . Du? . . .«

Als ob der Student selbst aus großer Fahrt mit dem Christoph Kolumbus zurückkomme, geht der große Blick seiner Augen langsam erwachend auf: »Kirsten!«

Der Kirsten ist erstaunt, daß der Freund aus der frühen Jugend sich so seltsam benimmt, und daß er hundert Fra-

gen hat nach dem Christoph Kolumbus, der so viel Gold heimbrachte, viel Schätze und Waren auf seinem Schiff Santa Maria. Nur langsam löst sich Nikolaus Copernicus vom Erlebnis dieser Botschaft. Er zieht den Freund mit fort in die Stadt und spricht Namen vor sich hin, die der Kirsten kaum versteht. Der ist enttäuscht vom Wiedersehen und drängt zur Weiterreise. Er will nach Thorn.

Nach Thorn! Solange ist Copernicus selbst schon fort von dort. Sein Herz brennt heiß auf. . . . Ein Jahr noch, und Nikolaus fährt mitten im Sommer auf einem Weichelschiff heim nach Thorn.

*

Im Hause Tilmanns von Allen wartet Lukas Watzelrode auf den Studenten aus Krakau. »Du wirst also Theologe, Nikolaus, bist Gott versprochen. Aber . . .« Der Bischof fühlt die Bedenken des andern und legt die goldberingte, feste Hand auf die Schulter des Neffen.

Der Onkel ist ein eigenwilliger Mann, der über vieles zu befehlen hat. Er vergibt die Lehen in seinem Bistum, bestimmt Zins und Steuern, ist Ermlands oberster Gerichtsherr und handhabt wie ein Fürst die staatliche Ordnung. Er kennt nicht Gegenrede und Widerspruch, sonst hätte er es nicht gewagt, mit dem Polenkönig Kasimir jahrelang politische Streitigkeiten auszuhandeln. Einer der besten Kämpfer um preußische Freiheit ist er gewesen . . . ge-

wesen! Der breitschultrige, hochgewachsene Bischof muß es in dieser Stunde denken, da der Neffe vor ihm steht.

Seit vier Jahren ist alles anders geworden. Mit dem neuen König Johann Albert versteht sich der Watzelrode gut, fast zu gut, so daß die preußischen Städte und Stände schon manchmal mißbilligend die Köpfe schüttelten über das unverständliche, undeutsche Gebaren des Bischofs.

Nikolaus macht eine unwillige Bewegung. Gott versprochen? Ihn quält das Drängen des schroffen Oheims. Der Watzelrode schreitet hin und her, betrachtet die Figuren der Heiligen, die von den hohen Bildern im Zimmer auf die beiden herabsehen, als brauche er Beistand.

»Du wirst Theologe. . . . Das liegt im Sinne deiner toten Mutter, Nikolaus!«

Der toten Mutter. . . . Ihr Bildnis steht vor ihm auf, er sieht sie in den kranken Tagen des Vaters und in ihrer großen Verlassenheit nach seinem Tode in der Kirche knien, den gewundenen Wachsstock neben sich brennen, ein unvergessenes Bildnis von Frömmigkeit und Sicherheit und Güte. Fast wird er darüber weich. Kleinlaut nur wehrt sich der Student mit umflorter Stimme: »Einst sah ich alles anders. . . .«, sagt er, und schweigt wieder. Er spricht es nicht aus, daß er die Verzerrung des Heiligen haßt, die Verweltlichung der Kirche und die erbärmlichen Pfründengeschäfte. . . .

Wie von weit her dringen die Worte des Watzelrode an sein Ohr. Fassungslos will der Bischof ihn zurechtweisen;

doch er meistert die Härte seines Grimms. Aus der hohen Welt seiner Würde her spricht er, und der Jüngere fühlt, daß des Onkels Macht aus jenen Sphären kommt, die fern aller Verwandtschaft und auch des Blutes liegen, aus der Welt des Priesterlichen und Magischen, die sich abgrundtief auftut über allem Menschlichen und Irdischen.

Mit gebändigtem Zorn klagt der Bischof an, und es ist jetzt dieselbe Stimme, wie die des Dominikaners in Sankt Marien zu Krakau: » . . . Sie haben dich gut belehrt, die Herren Humanisten, aber auch sie müssen sterben, und dann ! . . . Du mußt das Große sehen, Nikolaus, das Hohe des Priestertums und der Auserwähltheit, nicht Alltägliches und Kleines. Dir fehlt der Blick ins Tiefe. Du mußt viel lernen. Einmal wirst du als Domherr Zeit genug haben für die Lieblingsfragen deiner Jugend.«

Noch einmal lehnt der Student ungestüm und verwirrt ab, doch gütig lenkt der Bischof ein ; denn heute darf er die Geduld nicht verlieren ! »Du bist zum Denken veranlagt, Nikolaus, zum Grübeln und Sinnieren. In Frauenburg hast du einmal Zeit und Muße. Ich kenn doch deine Wünsche. Du wirst nicht tatenlos auf der Pfründe sitzen, um mit deinem Wort zu reden, wirst schaffen, vorwärtskommen !«

In diesem Augenblick zeigt sich der Onkel als ein milderer Mann, dem die Brunnen der Herzlichkeit noch nicht verschüttet sind, nicht ganz verschüttet sind.

Und es steht viel auf gegen Nikolaus Copernicus, Mutter und Kindheit und Glauben, und alles stürmt an gegen ihn, mit milden Händen und mit erbarmungsloser Strenge. Noch bleibt er fest und schüttelt den Kopf. Groß steht vor ihm der Watzelrode: »Du hast keine Gründe, Nikolaus«, sagt er, »oder . . . sind es andere? Denkst du immer noch an die kleine . . ., wie heißt sie denn, das Töchterlein des Münzmeisters . . .?«

Übergossen von Scham steht der Student. Woher kennt der Onkel sein Herz?

»Mein lieber Nikolaus, auch ich hab viel in meiner Jugendzeit erfahren . . ., sehr viel!« Der Bischof sagt es so bedeutungsvoll, daß das Mädchengesicht, das zwischen dem Denken beider steht, unter den Worten des Watzelrode sich abwendet und zerflattert.

»Auch das geht vorüber, Nikolaus!« Auf den Bildern lächeln die Heiligen trotz der Pfeile und Schwerter, die in ihren Herzen stecken, und trotz der schweren Kreuze, die sie tragen. Der Bischof spricht und drängt weiter: »Du mußt reisen, studieren! . . . Was ich selbst an Kunst und Wissenschaft, an Schönheit und Gelehrsamkeit und hohem Menschentum erlebte. . . Es ist mehr. . .« Der Bischof geht auf Copernicus zu, legt ihm die Hände auf die Schultern und sagt leise: . . . »das alles ist mehr als die Liebe. . .«

Nikolaus erschrickt. Er senkt den Kopf.

»Dein erstes ist Rechtswissenschaft . . . , dann Sprachen, Medizin. . . .«

Der Junge hört es nur von fernher. . . . Es geht nie vorüber, nie, niemals! Aber er schweigt.

Der Bischof hat noch eine Überraschung. Der Student horcht auf. Nach Prag, vielleicht nach Paris oder Brüssel? So wird das nächste Wort heißen. Doch der Bischof sagt unvermittelt: »Italien!« Der Klang seiner Stimme umschließt alles, Erinnerung und Sehnsucht, das große Geheimnis des Sonnenlandes im Süden.

Da leuchtet das Gesicht des Studenten. Der Watzelrode ist seiner Sache gewiß. Er sieht in die hintersten Winkel eines sehnsüchtigen Herzens. »Nun geh zu Anna Schillings.«

Wie? Der Onkel schickt ihn selbst? Nikolaus begreift es nicht. . . .

Draußen vor Thorn dehnen sich die Äcker unübersehbar bis zum Horizont. Goldene Brotmeere wogen in flirrender Sommersonne. Wie glühende Herzen leuchtet dazwischen der rote Mohn.

»Und das Kontor, Nik? Warum wirst du nicht Kaufmann, Nachfolger deines Vaters?«

Nikolaus schüttelt den Kopf. Ihm ist nicht wohl bei Annas Worten. Unwillig und unsicher meint er: »Kaufherr? . . . Nein!« und seine Schritte greifen weiter aus, als müsse er allem entfliehen, was hier in der heimatlichen Welt ihn bedrängt und bestürmt.

»Es ist deine Heimat, Nik.« Die Stimme des Mädchens zittert. Fröhliche Falter gaukeln über den einsamen Weg. Rebhühner jagen auf. Fast erschrocken bleibt Nikolaus stehen.

»Es ist doch deines Großvaters Haus«, bittet Anna Schillings.

»Ich kann nicht!« Er will anderes, er will weit fort, der Sohn seiner Schwester in Krakau soll das Büro dereinst übernehmen. »Onkel Watzelrode wird alles regeln . . .«, sagt er.

Das Mädchen hört ihm zu. Es will nicht begreifen: »Wer eine Heimat hat, soll sie festhalten. . . .«

»Es gibt höhere Dinge«, meint er, »die wichtiger sind als Weizenhandel und englische Wolle«. Er spricht von der Schönheit und dem Schwung hoher Gedanken, von Ideen, die ihn bewegen. Ideen —. Das Wort ist gut, ist voll Kraft und Stolz und Geheimnis.

Das Mädchen nickt: »Du mußt es wissen!« Jetzt ist ihr leichter ums Herz, sie fügt sich in seinen Willen. Sicherlich hat er alle Einwände durchdacht und sich erst nach langem Überlegen durchgerungen. Zuletzt meint sie: »Doch . . ., ich würde . . .«

Er hört nicht hin, da schweigt sie und sieht Nikolaus zu, wie er eine Ähre nahe zu sich herbiegt. »Das Korn blüht«, sagt er leise.

Anna lächelt versonnen und träumt in sich hinein, und

er schwärmt davon, wie bald der Staub über den Acker her aus hunderttausend goldgefüllten Gefäßen wehen werde. Jede Ähre sei ein Altar, auf dem sich die Wunder vollziehen.

Sie wandern schweigend in den blauen Sommertag hinein. »Du gehst weit fort, Nik, sehr weit . . .«, langsam haucht sie es hin und flüstert den vertrauten Namen Nik.

Sie kennen sich schon lange. Wie lange? Er denkt nach. Seit damals im kleinen Schiff auf dem großen Strom . . ., und es ist, als seien sie immer dort verblieben und als sei es erst gestern gewesen.

Glücklich fühlt er die Nähe des geliebten Mädchens. Anna ist noch ein Kind, kaum siebzehn Jahre, zart, zerbrechlich.

Es ist warm. Sie löst den Mantel. Wie eine Rose im See schimmert das Weiß ihrer Schulter.

Ja, er läßt vieles hier, wenn er reist — vielleicht das Beste seines Lebens. Sie fühlt seine Unruhe, sein Zaudern, seinen Kampf. Da richtet sie ihren Blick in den seinen: »Du mußt reisen, Nik! Du mußt!« Sie drängt in ihn, er werde vieles sehen und erleben, er werde Frieden finden und Ruhe, und sie sagt es geheimnisvoll und fast traurig. Dann läuft sie rasch voraus über den Steg, der dort das Wasser überbrückt. Er jagt ihr nach, wie einem schlanken Reh. Wie sein Herz klopft! Sie hört es schlagen. Am Raine rasten sie im Schatten wilder Rosen. Wie ein weißer Vogel fliegt seine Seele

dem großen Reisen voraus, wie ein Schwan, der raschen Flügelschlags davonstürmt. . . .

»Ich freu mich, Nik, daß du dies alles siehst . . . , alles, was sie dir erzählt haben. . . .«

Er ist in dieser Stunde nicht froh. Ihn bannen die Bilder der Heimat, die Weite des Landes und die tausendfältigen Dinge, die den Menschen binden. Er horcht den Worten nach: Arzt, Jurist . . . , Magister . . . , Philosoph! Ja! Er atmet auf.

Als der Abend dämmert, wandern sie in die Stadt zurück. Nikolaus will alles noch einmal sehen, die stillen, schiefen Winkel, die grauen Dächer und die engen Gassen, die kleinen, verschlafenen Gärten und die alten, schweigenden Mauern in der Nacht.

Gesichter tauchen auf in seinem Erinnern. Sie waren längst schon dem Gedächtnis verloren. Männer steigen aus der Erinnerung hervor. Bilder wechseln. Alles Heimweh ist in ihnen eingefangen.

Der Schmied ist tot. Wie hieß er doch? . . . Der Tischler ist nicht mehr. Die dicke Nachbarin, sie lächelt nimmer unter ihrer Tür. Die Witze des Wirts zur Herberge sind schon vergessen. Und auch Klymke! Seine Eitelkeit ist vorbei, Wollknäuelchen und Pumphose, Puffärmel und Perlenkette. . . . Und der alte Teschner singt nicht mehr . . . , und ein anderer spielt wohl die Orgel. . . .

»Wo ist Susann?«

»Tot!« sagt Anna. Die Tochter des Magisters habe ihr Geheimnis, wer der Vater des Kindes ist, mit ins Grab genommen. So stark sei sie geblieben.

»Und der Philipp?«

»Man weiß es nicht.«

Man weiß es nicht? Nik hemmt den Schritt. Wo ist Philipp Teschner? Auf einer Schule, in einem Kloster? Wo? Verschwunden ohne Spur? Nein, ein Philipp Teschner kann nicht verlorengehen, der kommt wieder!

Plötzlich steht über der Gasse ein Licht, ganz hinten, die Häuser stehen enggeschoben, fast aufeinandergesetzt, als wolle eines das andere verdrängen, da blitzt sehr weit und fern und dennoch nahe und vertraut Venus, der Abendstern!

Der ist beständig, der kommt bestimmt am Abend wieder. Auf ihn ist Verlaß. Er ist sicher und gewiß.

»Ich komme wieder! sagt Nikolaus plötzlich.

»Und dann?«

Er besinnt sich nicht lange: »Dann? Ja, dann werden wir immer beisammen sein, immer!«

Wie ein Lied klingt es durch die schlafende Gasse.

Da reicht sie ihm zum erstenmal die Blume ihres Mundes, und er trinkt.

*

Im Hause der Deutschen Landsmannschaft in Bologna sitzt der Prokurator — vor Jahren war es Lukas Watzelrode — an seinem hohen, kanzelähnlichen Pult. Die Vorderseite seines Stuhles trägt das Wappen der Nation: den doppelköpfigen, gekrönten deutschen Adler, der jahrhundertlang auch in diesem Lande geherrscht hat.

In langen Talaren und dunklen Kapuzen stehen die neu-angekommenen Studenten in der Amtstracht der »Natio Germanorum«. Neben Gelehrten- und Bürgersöhnen warten junge Adelige aus vornehmen Herrenhäusern mit ihrem Famulus, Fürstenkinder mit Hofmeistern und Präzeptoren. Jeder Student tritt vor und legt die Hand aufs Statut, um sich der Gemeinschaft dieser Deutschen im fremden Lande zu verpflichten.

Nikolaus Copernicus steht mit Fabian von Lossainen in der langen Reihe weit hinten. Sein Blick ist fern. Noch immer sind seine Gedanken unterwegs. Noch einmal tauchen die Bilder der vergangenen Wochen auf: die schweigende Thorner Nacht, die leuchtenden Morgen über fremden Giebeln und Straßen, der alte Breslauer Remter, die Kirchen und Gassen von Nürnberg, die stolzen Handeshäuser von Augsburg, die Tiroler Berge über dem Inntal, der Brennerpaß, die wolkenumbaute Gletscherwelt mit silberweißen Wassern aus vereisten Höhen, schimmernde Seen, einsame, mächtige Landschaften, wo die Schöpfung alle Maße von Höhen und Tiefen zusammengerafft hat.

Dann das Land der Oleander- und Zitronenbäume, der flimmernden Stadttürme, Zinnen und Kuppeln, der schimmernden, weißen Dome und Paläste, Gärten mit Lorbeer und Myrten, mit Rosmarin und Lavendel, und die unendlichen Weizenfelder.

»Nikolaus Copernicus . . . von Thorn . . . 23 Jahre alt. . . .«

Er reißt sich von den mächtigen Bildern los, er tritt vor und legt die Hand auf das Buch der Landsmannschaft. Als letzter schreibt er mit ernstem Gesicht seinen Namen.

Da erhebt sich der Prokurator: »Willkommen in Bologna! Heilig sind die Gesetze unserer Gemeinschaft. Stark ist der Schutz, den sie jedem Einzelnen bietet. Zahllose Männer der Gelehrsamkeit und Kunst haben einst ihre Namen hier eingeschrieben, und viele dieser Namen stehen groß und verpflichtend im Buch der Geschichte . . . !«

Nikolaus Copernicus steht mit leuchtenden Augen.

Draußen auf der Treppe hält er ein. Aus schimmerndem Morgendunst steigen die Türme und Dächer von Bologna unter dem unbeschreiblichen Glanz des südlichen Himmels. Aus weiten Gärten strömt der erregende Duft des Frühlings. Versunken geht der Student durch die fremden Straßen und trinkt das Wunder des Morgens. Er hört nicht, wie die Gassenjungen den langen, bis zu den Fersen reichenden Talar und die pfäffische Kapuze des Studenten verspotten und hinter ihm her rufen: »Halfpap! Halbpfaff!«

Nikolaus drückt schon die Klinke am großen Tor in den Garten des Professors nieder, geht am wasserüberschäumten Becken des Brunnens und an den weißen Säulen vorbei und steht wenige Augenblicke später vor Dominikus Maria di Novara. Auf seinem großen Tisch steht eine Bronzebüste des Sokrates, da liegen aufgeschlagene Bände und neben dem bleiernen Tintenfaß struppige Gänsefedern.

Der Professor legt den Zirkel beiseite: »Nun, wie gefällt Euch Bologna, Copernicus?« Der Schüler sucht nach Worten. Noch trägt er den Duft des Morgens im Haar, noch strahlt in seinen Augen das Licht des italienischen Himmels. Aber ihm fehlen die Worte, und er lächelt nur verwirrt in das kluge und kühne Gesicht des Hausherrn.

An diesem Abend sitzen Lehrer und Schüler beisammen. Der Professor gießt dunklen Wein in die kristallinen Schalen und stößt mit dem Jungen an. Der Wein löst nun auch ihm die Zunge. Er erzählt von der Heimat, und er zaubert in den milden, südlichen Abend die herbe Weite des Nordens, die dunklen Wälder und den stillen, großen Strom. Schnell und warm vergehen die Stunden. Der Professor lächelt in das aufgeschlossene Antlitz des Deutschen. Auch sein Herz geht auf, und sie sprechen vom Leben, vom Studieren, vom Sinn des Lebens, vom göttlichen Willen und vom menschlichen Schicksal.

»Ihr seid Astrologe, Meister?« fragt plötzlich Copernicus

mit heißem Gesicht. »Kann man das Schicksal aus den Sternen lesen?«

Der Professor sieht den Jungen versonnen an. Dann geht es wie ein Schmunzeln über sein Gesicht: »Ein Astrologe ist nur ein Halfpap der Astronomie. Ich habe zwar schon manche Horoskope geschrieben, aber . . .«

»Sind die Sterne bestimmend für unser Schicksal? Baut es sich der Mensch nicht selbst?«

»Die Leute haben den Glauben«, sagt Novara, »oder den Unglauben. In Wahrheit schafft sich der Mensch sein Schicksal, wenn auch mit göttlicher Gnade, dennoch mit eigener Kraft.« Der Professor wendet sich zum Fenster. Dann steht er auf und geht mit Copernicus hinaus auf die Terrasse des Hauses.

Feierlich und heilig liegt in grenzenloser Stille die Tiefe der Sternnacht da. Aus der Einsamkeit des Westhimmels ziehen wollige Lämmerwolken auf tiefblauem Grund. Der blasse Mond ist angelehnt an eine Wolkenwand. Der Fixsternhimmel flimmert, leuchtet, zittert, blitzt, ein Feuerwerk der Sphären! Lichtfäden schießen durch die Räume der Unendlichkeit.

»Die Unendlichkeit!« Das Wort des Professors verklingt in der Nacht. Noch einmal will er den Anblick genießen, doch er schließt zuvor die Augen und spricht: »Danken wir Gott für das Auge. Ist es nicht wunderbar, daß wir mit ihm weit über die Grenzen hinausschauen können in die Sy-

steme ohne Maß und Zahl? Und bis hinein, wo die Marksteine der Schöpfung stehen mögen . . . in den endlosen Leeren. . . . Märchen ist dieses Bild und doch Wirklichkeit! « Er wendet den Blick nach allen Seiten, hinein in die heraufdämmernden Sternenwelten, und meint zuletzt: »Dort draußen steht die Vergangenheit der Welt verewigt vor dem menschlichen Auge. Was vor ungezählten Zeiten dort an Lichtern brannte, das sehen wir heute und morgen und in ferner Zeit. So hängt der Welt Vergangenheit am Himmelsbogen. . . .«

So stehen sie Nacht für Nacht. Copernicus lernt die Sternbilder kennen. Auf Orion zeigt Novara in einer späten Stunde, auf den gewaltigen Riesen, den Schrecken und finsternen Herrscher seiner großen Umwelt. Christophorus des Alls und Richter der Toten heißt man ihn, wie es in den alten Sterngeschichten der Babylonier und Griechen raunt. Drohend und lauernd schaut Orion, dieser gefährliche Weidmann, hinüber zum Gestirn des Stiers, in dem die Sternhäufchen der Hyaden wie Augen brennen. Sie fürchten sich vor den begehrenden Blicken des Orion, doch Aldebaran, der Stern ihrer Mitte, hütet sie wohl. Da hebt Novara die Hand: »Jetzt! Schau! Der Mond bedeckt den glänzenden Aldebaran! Welch glückliche Stunde!«

Über den Geheimnissen der Sternlegenden und dem Anblick der sternverhängten Nächte vergeht ihnen beiden die Zeit. Oftmals sehen sie den Wechsel des Mondes, verfolgen

den Gang der Gestirne, sitzen zusammen mit Zirkel und Linealen über den Zeichnungen und Berechnungen des Lehrers. Immer vertrauter gräbt sich das Bild Novaras dem Herzen des Jungen ein. Nie mehr wird er dieses suchende, forschende, dieses kluge und scharfsinnige Gesicht vergessen. Und manchmal, indes der Meister in den Tafelwerken blättert oder launisch und unruhig umhergeht, sitzt der junge Deutsche in der Höhlung des hölzernen Wandsitzes.

Eines Tages fährt er plötzlich auf: »Also ist die Erde doch eine Kugel!«

Novara dreht sich nach ihm um: »Du meinst John Hollywood, den Astronomen? Aber das ist nur Hypothese, noch fehlt der Beweis!« Kalt und unerbittlich klingt das Wort des kritischen Professors.

Aber Copernicus ruht nicht: Sprach nicht auch Ptolemäus die Ahnung aus?

»Ja, die Ahnung, aber nur die Ahnung!«

Unruhig sitzt in dieser Nacht Copernicus in seinem Zimmer. Die Ahnung . . . , sagt er manchmal vor sich hin, . . . die Ahnung . . . der Beweis! Da nimmt er eine kleine Kugel, läßt Licht auf sie fallen, ihren Schatten will er studieren. Aber es bleibt nur ein Spiel. Er hat die Erde nicht in der Hand. Ja, wenn er den Schatten der Erde sehen könnte, dann! Trostlos kommt der Morgen. Qualvoll gehen die Tage dahin.

Da sieht er einmal ins Gesicht Novaras; auch der scheint bekümmert zu sein. Zornig steht der Professor auf von seinen Zahlen und Tabellen, geht unruhig im Zimmer auf und ab. Er scheint Copernicus nicht zu sehen. Da bleibt er plötzlich vor ihm stehen: »Ptolemäus . . . Du glaubst doch auch an Ptolemäus, Nikolaus. . . . Wie kann das nur sein, wie ist das zu erklären?« . . . Copernicus steht stauend.

»Ptolemäus hat viele Punkte der Erde bestimmt, nach alten Römerstraßen und nach der Polhöhe. . . . Ich habe sie nachgeprüft, genau, sehr genau!«

Hastig legt Novara eine Landkarte auf den Tisch: »Hier!« Und sein Finger zeigt auf Spanien, »hier steht Cadix eingezeichnet. Aber wenn meine Berechnungen stimmen, liegt Cadix um einen ganzen Grad weiter!«

Mit großen Augen fragt Copernicus: »Können sich Orte . . . oder Landschaften . . . oder Kontinente verschieben?«

Novara verweilt am Fenster und starrt hinaus: »Ich weiß nicht«, sagt er leise, »ich weiß es nicht!«

Copernicus sieht den Lehrer an, aber seine Gedanken sind weit weg. Schwimmen die Länder auf dem großen Meer? Da sagt er schnell: »Dann ist die Erde eigentlich nicht im Zustand der Ruhe . . .?«

Langsam dreht sich Novara um. Staunend sieht er den andern an. Nicht im Zustand der Ruhe? Es wäre ungeheuerlich. Und er wagt es nicht, auszudenken, was dieser

Deutsche soeben gelassen spricht. Doch nun ist Copernicus unerbittlich: »Meister, irrt nicht am Ende Ptolemäus?«

Der Professor erschrickt. Es ist unfasslich, was sein Schüler sagt, unbegreiflich, wie Copernicus mit den Gedanken spielt. Novara fühlt ein Schaudern. Ist es nicht Sünde, an der Heiligkeit der Wissenschaft zu zweifeln, ist es nicht Frevel, auch nur zu denken, daß der große Ägypter nicht zuverlässig sei? Alles baut sich auf seinen Zahlen auf, alles! Und sind die Zahlen falsch, dann sind die Lehren irrig, die sich darauf gründen!

Irgend etwas steht still, der Sand im Stundenglas auf dem Tisch des Astronomen, oder gar mit ihm die Zeit und horcht am sonderbaren Gespräch dieser Männer.

Unruhe und Zweifel bleiben im Herzen des Deutschen. Es treibt ihn hinaus auf weite Gänge um die Stadt. Sein Herz versinkt in den Abgründen ungelöster Fragen und brennt im Feuer vieler Gefahren.

Irrt Ptolemäus? Ist die Erde wirklich eine Kugel? Wo ist der wissenschaftliche Beweis, der Beweis durch die Zahl? Oder, wie ist es möglich, daß Orte ihre Lage verändern könnten, oder, daß die Stellung der Erdachse wechselt?

Schon seit Tagen trägt Nikolaus einen Brief in der Tasche. Von Anna . . ., ungelesen. . . Er macht sich Vorwürfe. Morgen kommt er dazu, morgen vielleicht. . .

Aber am anderen Morgen steht er wieder im Garten des Dichters Arcco. Griechisch will er lernen, im Urtext muß

er die Legenden lesen und die Werke der alten Gelehrten und Dichter, Aristoteles und Plato. »Geh zu Antonio Arceo, zum alten Dichter und Philosophen«, hat ihm Novara gesagt, »keiner lehrt besser als er. Er wird dich lieben wie seinen Sohn, denn er selber hat keine Kinder.«

Bei Arceo ist nicht jeder zu Hause, nur Dichter, Philosophen und Künstler. Hundert Jahre alt sind die Zypressen, die in seinem Garten wie stehengebliebene, baumgewordene Wanderer aus vergangenen Zeiten auf Ablösung warten, die nicht kommt. Stummen Wächtern gleichen sie, über das wilde Gestrüpp der Wacholderbüsche und der wohlriechenden Myrten erhaben, ernst, dunkel, hager. Sie hüten die Vertrautheit der weißschimmernden Villa Santa Clara und die nackten marmornen Figuren der Wasserspeier und Titanen an den springenden Silberstrahlen der Gartenbrunnen.

Die Blätter der Lorbeerbäume duften feierlich. Über Lauben und Winkeln hängt ein Traum goldfarbener Blütenfülle. Die niederen Büsche der Pistazien und Zistrosen verschwenden jetzt im Frühjahr ihren schönsten Zauber. Sie schleudern die vielfarbige Pracht ihrer Blüten von allen Zweigen in den schönen, düftetrunkenen Tag. Bald ist ihre Farbenfeier zu Ende.

Copernicus beugt sich hinab, den Duft einer Blüte zu trinken. Dort drüben sitzen die Freunde im Rasen. Sie übersetzen aus der Lehre des Aristoteles, wonach die Welt

aus fünf elementaren Stoffen bestehe: aus Äther in den Sphären, aus dem Feuer der Fixsterne, aus Luft und Wasser und Erde.

Arceo winkt schon herüber. Jetzt kommt er auf ihn zu und hält ihm ein vergilbtes Pergament hin.

Coppernicus traut seinen Augen nicht. Wer wagt den Spaß, der da geschrieben steht?

Exzentrisch in der Bahn der Planeten sei die Erde?

Es ist Verwegenheit oder die Idee eines queren Kopfes.

»Ein Scherz . . .«, sagt Coppernicus beinahe verächtlich.

». . . Von Ptolemäus . . .« Die Stimme Arceos ist ernst. Sekunden tropfen ins Schweigen.

Coppernicus muß langsam nachdenken. Von Ptolemäus? Exzentrisch? Nicht Mittelpunkt des Alls? Also hat Ptolemäus selbst schon am eigenen System gezweifelt? Oder auch schon anderes geahnt?

Exzentrisch! Wie Blitzfeuer flammt das Wort auf. Das Wort wird sein Schicksal. . . . Es treibt ihn fort. Gedanken jagen durch sein aufgewühltes Herz. Er wandert durch den klaren Abend. Die Luft kühlt seine Stirne. Exzentrisch ist die Erde? Dann ist es also so, daß der Weltenraum im Unendlichen sich dehnt und daß irgendwo darin die Erde hängt? Irgendwo! Und die Bälle der Planeten kümmern sich nicht um sie, erweisen ihr nicht ihre Reverenz? Um andere Punkte kreisen sie? Um welche? Oder schwingen sie sich doch um die Erde, aber nicht etwa im wunderbaren

Gefüge der Kreise? Dann ist die Harmonie der Welt von anderen Gesetzen bestimmt, dann ist der Plan der Schöpfung noch nicht vom Geist der Menschen erkannt, dann ist alles Irrung, was bisher als heilige Wissenschaft galt. . . . Copernicus sieht ins verlöschende Blau des Abendhimmels hinein. Graues Dämmern zieht herauf, bald kommen die ersten Sterne. Und wenn die Gesetze andere sind, so grübeln seine Gedanken, dann irrt der Almagest? Und die Freude um all die großen Gedanken des großen Ägypters, die dem Scholaren die heißen Nächte in Krakau gegeben, ist dahin. Copernicus irrt weiter. Ihm ist, als müsse er vieles verlieren, was ihm seither heilig und groß war. War es nicht damals in Krakau so, als ob er auf hohen Gipfeln stünde und hineinschauen würde von ihren hohen Punkten aus in die unendliche Welt und noch tiefer hinein in die Welt der Gesetze? Nun soll es nicht wahr sein? Wo ist der Berg, so hadert er mit sich selber, von dem aus ich die Wahrheit sehen kann? Viel höher noch muß er sein, wie schwer wird der Weg dorthin sein, an den Abgründen des Zweifels vorbei, oder wird die Wahrheit überhaupt nie einem Menschen offenbar?

So viele haben schon gezweifelt, wie oft sprach Albert Blar davon, daß die Berechnung des Mondlaufs nicht stimme! Aber den Weg aus dem Zweifel weiß keiner, keiner von allen, die je gelebt haben und ihr Gehirn zermarterten um die Fragen des Alls. Keiner! . . . Jetzt muß Cop-

pernicus lachen, ein Gedanke weht ihn an. . . Er hört den Onkel fernher sagen, daß das Kanonische Recht die Grundlage alles Wissens sei. Alles Wissens! Und wenn das bisherige Wissen irrte? Dann fällt alles Kanonische Recht? Es gibt höhere Dinge, größere Fragen! Copernicus schreitet plötzlich entschlossener dahin, wie einer, der zum Stürmen ausgreift, wie einer, der anderen den Weg zeigen will auf den unbekanntem Berg, von wo aus man hineinsieht ins Werk und Wunder der Welt. Es gibt größere Dinge, der Gedanke beglückt ihn. Sein Herz ist erfüllt von Eifer und Wagemut, so kehrt er heim. Und lächelnd öffnet er jetzt den Brief des Mädchens aus Thorn. Anna schreibt, ihre Mutter sei tot. Da fällt ihm die Antwort schwer. . . .

In seinem kleinen Zimmer liegt das Buch des Pythagoras. Er ist froh, daß er darüber vieles vergessen kann. Weiß Pythagoras den Weg? Die Welt besteht aus Zahlen, und Zahlen sind das Wesen der Ordnung im Kosmos und nach ihnen kreisen die Planeten in ihren Bahnen um mathematische Punkte dort draußen irgendwo in der Tiefe des Weltraums, also hinweggehoben von der Erde, von der sogenannten Mitte der Welt . . . sogenannte Mitte! Der Student muß lächeln. Dann fallen also die Überzeugungen vieler Jahrhunderte, dann verlöscht das Wissen, das die großen Menschen dieser Erde in Qual und Glück zusammentrugen in all den Zeiten der Vergangenheit?

Es ist ein wirres Durcheinander, ein Widerspruch der Lehren, nirgends ist Einfachheit. Der Student schließt die Augen, daß er besser in die andere Welt, in die ferne Welt mit den gaukelnden Feuern, hineinsieht. Er hört den Bruder nicht, der plötzlich hinter ihm steht. Auch Andreas ist in Bologna, aber er kommt selten zu Nikolaus. Er trinkt mit Freunden, läuft den Mädchen nach, vertanzte die Nächte. Jetzt braucht er Geld, aber das Konto Copernicus bei der Natio Germanorum ist leer. . . .

»Was nun?« schreit er den Bruder an, »ich brauche Geld! Heute ist das Fest in San Mamolo, das Feuerwerk auf der Wiese, die schönsten Weiber von Bologna!«

Nikolaus schrickt auf. Geld? Er muß sich erst besinnen, was der Bruder meint, muß sich erst langsam zurückfinden von dort, wo er eben noch war, von der großen Welt der Feuerbälle. . . . Dort reist man ohne Geld — und feiert größere Feste. . . .

Er leert die Taschen um, greift tief in die Faltensäcke des Halfpaprocks. Warum soll Andreas nicht den letzten Groschen haben! Andreas darf sie alle verschwenden, alle . . . ! Doch es sind wenige nur, die er findet. Andreas wirft ihm den Bettel wieder auf den Tisch. Er will dem Bruder ins Gesicht schreien, da geht hinter ihnen die Tür, das Wort stockt ihm im Munde. Im Zimmer steht — ist es möglich? — Sculteti, der Sekretär des Bischofs Watzelrode. Über das Gesicht des Nikolaus geht es wie ein Leuchten. Wie ein

Gruß der Heimat steht Sculteti da. Nikolaus möchte ihn fragen: nach dem Haus in der Sankt-Annens-Straße, nach Vaters altem Weinberg, nach dem Kirsten, nach einem Mädchen. . . . Aber er sagt nichts von alledem. Er streckt dem andern die Hand hin, fast schämt er sich: »Wir brauchen Geld, Sculteti. . . .«

Der Sekretär macht ein dummes Gesicht, er ist selbst in Verlegenheit. Seine Reisegelder sind erschöpft. Doch er hilft aus, er wird in Rom, zwar nur zu hohen Zinsen, Geld bekommen. Andreas steckt strahlend die Münzen ein: »Komm!«

Aber Nikolaus schüttelt den Kopf. Da stürmt der Bruder davon. Er sieht ihm nach und dreht sich langsam um. Wie war die Gleichung? . . . Sinus . . . alpha . . . cosinus.

Schön sind die Nächte. Andreas kommt am frühen Morgen heim. Er nimmt das Leben leicht und versteht zu warten. Einmal wird ja doch ein Platz frei, auch für ihn. Warten nicht viele auf die Stühle anderer? Im Neste toter Vögel nisten morgen neue. Nur einer wartet nicht und kennt kein Hadern um einen freien Domherrnstuhl in Frauenburg.

»Du mußt dich zerstreuen, es wird zuviel!« mahnt ihn Novara eines Tages.

»Zerstreuen? Gut, erzählt mir von Cusanus!« antwortet Nikolaus . . . und freut sich auf den neuen Strom, der ihn treiben wird.

»Cusanus?« Novara blättert in einem Buch, »Cusanus umfaßt eine Welt von Ideen. Und jeder Mensch, so schreibt er einmal, ist Teilhaber an der Welt, so wie jede Zahl an der Zahlenreihe Teil und Wert hat.«

»Teilhaber der Welt. . .« Copernicus träumt dem Wort nach. Teilhaber an der Welt? Durch messen, wägen, zählen . . . wird der Mensch es ganz. . . Nun begreift Copernicus das Glück und den Reichtum der Forschung. Nein, er kennt keinen Wunsch nach Frauen und nach Festen. Wie in goldenen Schalen trägt er die Schätze großer Gedanken durch die Tage.

»Cusanus . . . schade, die Priesterkutte hat sein Genie verhüllt . . .«, fährt der Professor fort.

In diesem Augenblick kommt Andreas herein, triumphierend hält er einen Brief in der Hand: »Die Urkunden, Nik!«

Nikolaus rührt sich nicht. Er muß an das verhüllte Genie denken, von dem der Meister sprach.

Breit stellt sich Andreas in den Raum und prahlt: »So hat der Reichsfürst Lukas Watzelrode Wort gehalten. Wir sind Domherren!« Andreas stotzt und glüht in Eifer und wichtigem Getue. Ja, der Herr von Ermland spielte Schicksal und half ihm nach, wo es nötig war, in Krakau beim Polenkönig und beim Papst zu Rom. . . Und er spinnt die Gedanken an frohe und vornehme Dinge weiter: Domherren sind Edelmänner, die Zukunft ist gesichert. Ein Domherr von Frauenburg muß Diener und Pferde halten,

zwei Diener, drei Rosse . . . und Gerichtsbarkeit hat er über das Hausgesinde, herrschen darf er, muß er! — und Waffen trägt er — und fährt wie ein Fürst in der Kutsche. . . .

Nikolaus stützt die Stirne in die schmalen Hände.

»Domherr!« sagt Novara und streckt ihm freudig die Hände entgegen, »und einmal Dompropst . . . Scholastikus. . . . Wer weiß!« Er vollendet den Kreis froher Wünsche.

Andreas holt Wein aus der Taverne. Erst langsam hebt Nikolaus sein blasses Gesicht: »Nein!« sagt er, »nie!« und er schüttelt kaum merklich den Kopf. Andreas stellt lärmend den Wein auf den Tisch, gießt ein, hebt übermütig das Glas empor. Novara tut ihm Bescheid: »Auf den Domherrn!«

Nikolaus sieht den Lehrer mit großen, fernen Augen an. Da hebt Novara das Glas auch zu ihm: »Auf ein gütiges Schicksal!« sagt er leise und sieht den Jungen an. Es ist der Blick eines Freundes.

»Auf den Domherrn!« ruft jetzt Andreas und trinkt.

»Astronom!« flüstert Nikolaus, »Teilhaber der Welt!« Das will er sein. Nur das.

Noch lange klingt sein eigenes Wort ihm in den Ohren, auch nach Monaten schwingt es in seiner Seele und be rauscht sein Herz. Wie einem, der die Welt erstürmen muß, so ist ihm zumute, wie einem, dem die Welt gehört, trägt ihn das ferne Ziel empor: Teilhaber der Welt zu sein.

Neues Wissen flutet ihm zu und beglückt ihn. Aber eines Tages bringt Novara Kummer heim. Im Anblick des gequälten Mannes stürzt Nikolaus Copernicus ab vom Flug zu den Sternen. Novara läuft durchs Haus, blaß wie Marmor: »Sie haben Savonarola gemordet!« Savonarola, den heiligen Mönch in Florenz, der mit der Macht seiner Predigt und seines Beispiels es gewagt hatte, die Sittenlosigkeit zu geißeln und dem Papst zu trotzen. Das Laster in Rom wollte er vom Thron reißen, und wer sein Wort hörte, der floh in Sandale und Kutte die Welt. Und Novara erzählt, was er soeben erfuhr: Gejubelt habe Florenz, gelacht und gehöhnt, als der heilige Mann, dem noch vor kurzem die ganze Stadt ergeben war und der er seine Gesetze diktierte, vom Inquisitor dem Scheiterhaufen überantwortet worden sei. Die lärmende Menge habe nicht einmal seinem Staube Ruhe gegönnt und ihn in das Wasser des Arno gestreut.

Novara schweigt. Noch nach Tagen hüllt er sich in brütende Stille. Dann bricht es wie Flut aus ihm: Wissen will er, woher der Papst das Recht beziehe, Bessere, viel Bessere, als er ist, zu töten? Und er hadert, warum Gott so viel Ungerechtigkeit in der Welt zulasse, und daß gerade der, der sich anmaße, Gottes Stellvertreter zu sein, alle Menschlichkeit und Sitte zertrete.

Der Student weiß nicht Antwort. Er sucht nach Erklärungen und Ausflüchten, Savonarola habe falsche Gesetze über die Stadt Florenz gebracht.

»Welche Gesetze?«

»Er lehrte die Weltflucht, Meister. War Florenz nicht ein einziges Kloster geworden? Haben nicht Männer und Frauen das Leben, die Arbeit, den Kampf verneint? Das ist nicht gut für eine Stadt. Und er hieß das Volk sich selbst regieren, ohne die Medici, ohne die Fürsten. Bot das Parlament der Stadt nicht ein verderbliches Spiel von Zank und Streit und Parteienhaß? Das war gefährlich!«

Aber Novara läßt diese Gründe nicht gelten. Er vergißt Zirkel und Zahlen, Berechnungen und Tabellen, die Bilder der Sterne und die schönen Geschichten, und er verbohrt sich in Anklagen und Zweifeln.

Copernicus hört in diesen Wochen die Vorlesungen über das Kanonische Recht und stürzt sich in die Wissenschaft der Dogmenlehre. Dort sucht er Antwort. Ihn kümmert kaum der Streit um die Wahl des neuen Rektors. Er wird durch die Korporationen der Schüler gewählt. Der Rektor muß Richter über alle sein, über Professoren und Lehrer und Schüler, er gibt Strafe und Urlaub, er muß unverheiratet und wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt und vermögend sein.

»Wen wählst du?« fragt Fabian von Lossainen.

»Den Besten!« lacht Nikolaus Copernicus und gibt seine weiße Bohne ab, so, wie es Brauch ist an der Universität zu Bologna. Durch die Abgabe von weißen und schwarzen Bohnen wird die Wahl vollzogen.

Dann eilt er heim. Er hat die Antwort für Novara, heute fiel sie ihm ein: »Dem Papst gehört die Welt!«

»Dem Papst?« So lacht Novara bitter.

»Wem sonst?«

»Den Menschen!« sagt Novara, der alte Zweifler, und er schüttet seinen Spott aus über alle kirchliche Weisheit. Dann weiß auch Copernicus nicht mehr weiter. Bekümmert sitzt der Professor in seinem Zimmer, erschüttert im Glauben an die Menschen, traurig über das Unrecht in der Welt, und er wartet auf Antwort. Es rührt ihn nicht, als die Kunde von Florenz nach Bologna herüberfliegt, das Herz Savonarolas sei nicht mitverbrannt, es sei gerettet, wunderbar gerettet, wie es heimliche Botschaften raunen. ...

Da drückt ihm Copernicus eines Tages den Zirkel in die Hand: »Meister, die Länge des Jahres!« Die soll er berechnen, und den Lauf des Mondes auch, und er denkt an Albert Blar, der damals fast ketzerisch gelächelt hat über den Almagest. Über der Arbeit soll Novara allen Gram vergessen, meint er, und es ist die beste Antwort, die der Student für ihn fand.

✱

Des Münzmeisters Töchterlein in Thorn rennt an den wildbärtigen Stadtknechten vorbei, die Treppen hinauf, den langen Gang im Rathaus hin und muß einen Herzschlag lang einhalten, um atmen zu können.

Sie kennt die Tür! Ach, daß der Bürgermeister Tilmann von Allen seine große und letzte Reise gemacht hat, von der es keine Heimkehr mehr gibt! Tilmann ist tot.

Anna drückt auf die Klinke, mit klopfendem Herzen steht sie auf der Schwelle. Aber kein Wort bringt sie hervor. Ihre Haare sind wirr versträhnt, ihre Augen verschattet. Der Bischof Watzelrode hebt erstaunt den Blick.

Wie ein Sommerfalter, dem die Flügel verdorben sind und der nicht mehr aus Regen und Sturm weiterfindet, lehnt das Jüngferlein da und flüstert endlich: »Nicht verkaufen . . . Herr!«

Ratsherren schütteln die Häupter. Wer ist das? Ein Schöppe flüstert dem Bischof den Namen ins Ohr. Die kleine Anna Schillings. . . .

Der Bischof ist überrascht. Zorn steigt ihm heiß über die Stirne. Dann lächelt er kalt. Ein Thorner Jungfräulein stört die Sitzung des Rats? Das ist unerhört! Will Anna Schillings etwa Einwände vorbringen, die nur in ihrem starrsinnigen Köpflein gewachsen sind? Bildet sie sich am Ende ein, sie habe Anteil am Namen und Erbe der Koppernigk?

Lukas Watzelrode knistert in Papieren. Vollmachten sind es. Alles geht in Ordnung. Da ist nichts zu wollen. Das Kontor seines Schwagers, Haus und Handel, wechseln Namen und Inhaber. So will es der Herr von Ermland, und er ist der rechtmäßige Vertreter der Erben aus dem Hause Koppernigk.

Eine Weile ist es ganz still im Zimmer. Federn kratzen über Schriftstücke. Dann vollenden Siegel und Petschaft die amtliche Handlung. Der Bischof Watzelrode setzt seinen gewaltigen Namenszug auf das Pergament des Protokolls.

Bleich, aufgelöst, unsicher wankt Anna Schillings davon. Haus und Geschäft der Koppernigk sind verkauft? Noch ist eine Frist von wenigen Tagen zum letzten Einspruch. Verkauft? Warum verkauft? Kostet das Studium in Bologna so viel Geld oder fordert das Kloster zu Kulm für Barbara seinen Anteil ein?

Im Friedhof von Sankt Johann sucht Anna Schillings Rat und Hilfe in ihrer Bedrängnis. Aber die Gräber des Kaufherrn und seiner Frau bleiben stumm. Warum stehen alle die toten Koppernigk und alle die toten Watzelrode nicht auf und wehren sich?

Nur Lebende können helfen. Da fährt Anna am andern Tag nach Kulm. Ein blaues Kleid, dazu der Sommerhut, das lichtblaue Häubchen, Hennin heißt man es, mit dem duftigen Schleier. Spitzhauben, lange Kegel aus Tüll mit wallendem Gespinst gab es früher. Wie die Mode wechselt! Und das rote Halstuch, es ist aus Seide . . . Anna strahlt von Zuversicht und Schönheit.

Lichtzitternde Luft flirrt durch den Sommertag, die Wiesen sind sattgrün, die Äcker kornbeschwert. Dunst steigt über den schweigenden Wald, die Hügel in der Ferne sind blau. In die ewige Stille des Himmels schwirren Vögel,

und ihr perlendes Singen tropft zur Erde herab. Wie freut sich Anna an allem Lebendigen, selbst an den scharfgeschnittenen Schwingen des Bussards, der gefährlich über den Feldern kreist.

Über Kulm, hoch liegt die Stadt über dem Ufer der Weichsel, verklingen die Glocken. Vor dem mächtigen Bau des Klosters hält der Postwagen an. Die Nonne, die Anna durch die Klosterpforte einläßt, mustert sie mürrisch: »Was ist dein Begehrt?«

»Ich will zu Barbara Kopperrnigk. Sie ist von Thorn, wie ich!«

Ein großer Blick fängt mißtrauisch die Antwort auf: »Von Thorn?« Die Nonne zieht das Wort in die Länge. »Hier ist der Name der Heimat gelöscht, Kind.« Sie denkt nach, als müsse sie selber einen Augenblick beim Wort Heimat verweilen, sie schüttelt den Kopf und fragt weiter: »Eine Kopperrnigk?« Sie hat den Namen nie gehört.

»Ist sie Magd?«

»Klosterfrau ist sie.«

»Weltamen sind gestrichen.«

Die Alte holt aus ihrem Kleid einen großen Schlüssel, dreht ihn im Schloß, wendet sich noch einmal zurück und huscht durchs Gittertor davon. Es ist ein herbes Schmiedemeisterstück. Vögel sind dazwischen eingefangen, handgeschmiedet. In den Riegeln und Figuren sieht man noch jeden Hammerschlag. Im Blattwerk, das nach oben strebt,

sind breite Schmetterlinge und große Käfer im Eisengeländer eingeschweißt, für immer, ein Symbol für alle, die durchs Gitter gingen. . . .

Anna wartet lange. Ein leiser Schauer zieht der Müdgewordenen über den Rücken. Da spricht eine Stimme. Kommt sie vom eingefangenen Vogel her, der dort im Eisengeflecht hängt?

Ein schmales Gesicht, von dunklem Schleier umhüllt, starrt, wie ein Bildnis von Qual und Heiligkeit, plötzlich aus dem Grau und tritt fremd und scheu ins Helle.

Anna kniet auf den Treppenstufen nieder: »Barbara!«

Wie eine Erscheinung aus der überirdischen Welt oder aus einem Grab ist das Bildnis hoch über ihr. Dann richtet sich Anna auf, tastet mit den Händen, weit ausholend, empor. »Du bist's!« flüstert sie selig.

Aber das Bildnis schweigt. Die großen Augen schauen, aber sie sind ohne Sterne, ohne Lichter, beinahe hohl, und doch leben sie!

»Was willst du?« fragt das weiße Nonnengesicht hinter dem Gitter. Daraus klingt Vorwurf, Abwehr, Abweisung. Warum störst du mich in meiner Ruhe, warum scheuchst du mich in meinem Frieden auf, so klagen die großen Augen.

Anna ist darauf nicht vorbereitet. Sie hatte geglaubt, sie könne hier ihr Herz ausschütten und erzählen und sich beraten lassen, und auch schwärmen von den Thorner Tagen. Jetzt ist sie verwirrt.

»Der Onkel Watzelrode hat euer Haus verkauft!« sagt sie endlich, und klammert sich ans Gitter. »Läßt du das zu, Barbara? Deine Heimat! . . .«

Doch das Bildnis schweigt wie Stein und Erz. Aber Anna fleht und beschwört die Klosterfrau, bittet und erklärt. Sie schreit den Namen Nikolaus, und daß er ferne sei in Bologna und nicht helfen könne.

Aber ferner ist die Nonne. Es ist, als ob ihr Schweigen sage: Was ist Heimat? Was ist Thorn? Ich weiß von diesen Dingen nichts mehr, und auch der Klang dieser Namen rührt mein Herz nicht mehr. . . .

Eigentlich ist die Nonne verwundert, daß Anna hierher kam, doch ihre Haltung ist so sicher und unwandelbar, daß sie nicht einmal das Mienenspiel ändert, nicht einmal in plötzlicher Erinnerung lächelt. Auf ihrem steinernen Antlitz, wie aus Marmor ist es, zeigt sich kein Echo ihres Herzschlags. Anklage ist ihr Gesicht gegen alles, was da draußen in der Welt geschieht, Vorwurf gegen Lust und Luft und Sonne, und auch gegen das Thorner Kind und seine Not. Verneinung ist das Gesicht, als ob das Leben selbst eine Sünde sei, schuldvoll verworfen.

Die Zeit ist um. Noch fehlt die Antwort. Das Bildnis ist verschwunden. . . .

Da wendet sich Anna Schillings fröstelnd ab und flieht durch die Pforte, als bestehe Gefahr, sie müsse verbleiben.

Der Sonne wandert sie zu, die über Kulm her brennt und

die einen lichten, goldenen Mantel versöhnend um ihre Schultern wirft.

Der kleine, blaue Vogel in seinem Käfig daheim regt sich, zappelt hin und her und ist ganz aufgereggt. Anna steckt ihren Finger durchs Gitter, sie füllt den kleinen Trog und schüttet Wasser zu, nur ein paar Tropfen. Den feinen Vogel hat der Schiffsknecht Kirsten Wenrich von Holland mitgebracht, der gute, tolpatschige Kirsten. Warum fährt der Vogel auf und ab und wirbelt wie ein Irrer von einem Winkel seines Hauses in den andern? Anna muß plötzlich wieder an Barbara denken. Noch einmal sieht sie alles. Sie möchte das schwere Gitter doch noch auf tun an der Pforte, das Tor der Erlösung.

Anna sperrt das Fenster auf. Licht flutet ins kleine Haus. Rosen brennen im Garten draußen. Rosen! Eine schneeweiße ist dabei. Sie wird sie Barbara heißen. Es war Unsinn, nach Kulm zu fahren. Das Haus Koppernigk ist verkauft.

Sie stürmt hinaus. Erdbeeren findet sie am Weg. Kuß des Sommers! Wer hat sie so einmal genannt? Kuß des Sommers! Anna hält eine Beere in der Hand und trägt sie hinein. Wie ein Rubin liegt die Beere in ihrer flachen Hand. Piep! macht der Vogel, didi! Sie hält ihm den Kuß des Sommers hin. Der Vogel äugt und horcht. Er will nicht beißen. Die Beere fällt hinab.

Da reißt die Mädchenhand die kleine Falle auf. »Flieg fort«, sagt sie, »flieg fort!«

Und Sommer wird es wieder. Einer wechselt nach dem andern im Bogen der Jahre, so wie schöne, farbensatte, große Bilder, die im selben gewaltigen Rahmen eine kurze Zeit lang aufsteigen und wieder versinken. Die Menschen stehen staunend davor, und ehe sie begreifen, daß auch an ihnen die Zeit verblaßt hinunterfällt, Tag um Tag, sind die Sommer dahin. Aber frohe Hoffnung trägt die Menschen weiter, Wünsche heben sie empor und mutiger Glaube beseelt sie. Weiter und weiter! Wohin? Dahin, wo einmal im höchsten Entzücken das Herz stillsteht für einen Augenblick. . . .

Versunken sitzt Anna am Fenster. Aber nein, sie rafft sich auf, wer hat bloß Zeit, so zu träumen!

Das Kleid muß sein wie das auf dem Bildnis der heiligen Magdalena: das Mieder aus rotem Sammet mit blauer Stickerei, der Saum aus Goldbrokat. Aus Goldbrokat, das ist feierlich . . . und der Mantel grün wie Lindenblüte, innen aber zitronengelb. . . . Vor der Brust eine Schließe aus Goldschnur, dann der Schleier aus Seide. Seide, zart wie ein Hauch, leicht wie ein Nebel, der das Geheimnis birgt. Zwar hat die Madonna ein Diadem mit sieben Aquamarinen, aber die Kette mit den Goldblechkugeln — sie sind reines Gold, die Ahnin, eine Danziger Kaufmannsfrau, trug sie auch — die Kette wird ihm gewiß gefallen.

Die Taille muß noch enger sein, noch enger. Wie eine Heilige werde ich aussehen, wie die Magdalena in Sankt

Johann. Aber ich will keine Heilige sein. Sieben Kugeln hat die Kette, jede bedeutete der Ahnin ein Kind. Ein Kind. Ich will eine Mutter sein. . . . Wie heißt mein erster Bub? Nikolaus! . . . Und der zweite . . . und dann . . . bis die Kette voll ist! . . .

Da sticht sich das Mädels in den Finger. Schritte knirschen im Gartenkiés.

»Andreas!« Anna ist sprachlos. Sie führt Andreas Copernicus herein. Der Gast ist fröhlich, lacht, umarmt sie in alter Freundschaft, faßt sie um die Hüften, drückt ihr die Hände.

Wie ist er groß geworden und vornehm, nur ein wenig blaß.

Er strahlt Anna an. Wie schön sie ist!

»Ich komme von Bologna!«

Ihr Gesicht glüht. Sie will fragen und lächelt nur.

Andreas setzt sich. Plötzlich ist ihm schwül. Er knöpft den Halskragen am Rock auf.

»Wann kommt Nikolaus?« Ihre Worte fallen in die Stille. Andreas zaudert, dann sagt er kurz: »Er ist Domherr, Anna. . . .«

Ihr Herz setzt aus, einen Schlag lang. Domherr? Sie faßt es nicht. Irgend etwas zerbricht in ihr. Etwas löst sich los und eilt fort und stürzt jammernd zusammen.

»Er wird ein großer Mann . . . kaum hat er Zeit für seinen Bruder. . . .« Andreas lacht, aber eine Unsicherheit

läßt ihn wieder verstummen. Unstet flackert sein Blick : »Nach Sternen sucht er und hat den Kopf mit allen Himmeln voll.« Spott huscht aus jedem Wort, fast Neid, verkrampfter Hohn — und doch ein Quentchen Stolz. »Die Erde hat er ganz vergessen, die Menschen und das Leben — und auch Thorn. . . .«

Auch Thorn! Andreas ist am Ziel. Er beugt sich nah zu Anna : »Und auch . . .«

Sie weiß, was er meint, sie wehrt ab. Sie will es nicht hören. Sie glaubt es nicht. Sie schüttelt ihren blonden Kopf. Nur eines ist gewiß : es ist ein Abgrund, dieses Wort : Domherr! Ein Abgrund, wer stürzt hinein? Aber sie faßt sich : »Und?« Das Wort soll gleichgültig klingen, doch es gelingt nicht ganz.

Andreas lehnt sich behaglich zurück : »Auch ich bin Domherr, Anna, . . .« sagt er leichthin, »so will es der Bischof Watzelrode. Mir tut's nicht weh!« Er lacht übermütig. Dann spricht er von Liebe und von schönen Frauen. Zuletzt wagt er noch mehr, und er flüstert : »Anna . . . einen Copernicus wirst du doch haben . . ., trotz allem!« Er ist bereit, dem Onkel Würde und Pfründe hinzuwerfen und den schwarzen Rock!

Anna weiß nicht, was die Worte bedeuten. Da beugt er sich noch näher zu ihr : »Ich bin frei — wenn du willst . . . !«

Das Mädchen wendet sich ab. Der ist kein Copernicus, denkt sie, kein Nikolaus!

Ein letzter Rest von Stolz glüht in Andreas auf. Er fühlt, hier hat er nichts zu gewinnen. Hier hat er verloren. Die Türe knarrt. Der Domherr Andreas Copernicus schreitet davon.

Anna nimmt das schöne Kleid vom Stuhl, den Goldbrokat und die Silberschnüre. Sie ist ganz blaß, noch blässer als die Barbara in Kulm.

Was soll das Hochzeitskleid? Sie schließt es in die Truhe und die Kette mit den Goldblechkugeln, und die vielen Wünsche. . . .

Sie sagt kein Wort zum Vater, und wenn er scherzend nach der Hochzeit fragt, so zeigt sie alte Briefe und liest frohe Sätze daraus, die sie selbst erdachte. . . .

Nur wenn sie ganz allein ist, flüstert sie und spricht oft laut in den Raum. Dann bricht sie jäh ab in ihren Träumen und weint. Aber die Träume kommen immer wieder.

Domherr bist du, Nik? Der Dom hat eine hohe Kuppel, ich sehe sie gut. Durch bunte Fenster, wie sind sie hoch, fallen die Sonnenstrahlen herein in den Dämmer des weißen Raumes und spielen über marmorne Engelsgesichter, und weiter hinein in die Einsamkeit und brennen Lichter auf in den Augen der Heiligen.

Du wirst aus der Sakristei treten mit der goldenen Monstranz, und Knaben in schneeweißen Chorröcken schwingen Glocken und tragen hohe Kerzen. Weihrauch wird dich umgeben und dich einhüllen, und du wirst alles vergessen, was irdisch ist.

Du wirst am Altar stehen und das Wunder der Wandlung vollbringen. Einmal aber hast du von den Wundern der anderen Welt geredet, vom Wunder der Natur und vom Wunder des Sternhimmels. Du wirst dafür Buße tun.

Du wirst droben auf der Kanzel stehen und Gebote verkünden, strenge Gebote. Du wirst die Sünden der Menschen im Beichtstuhl hören, ihre Geheimnisse und Nöte, wirst sie erlösen, aufrichten, strafen, bekehren, und wirst Gnade in Fülle spenden. Viele werden zu dir kommen. Nur eine Seele, Domherr, wird sich verschließen vor dir, eine, und sie wird dir niemals gestehen und niemals beichten und niemals bereuen, weil sie sündig ist, da sie einen Domherrn liebt, der doch allein nur Gott gehört.

Du wirst herrschen über die Seelen, daß sie mit ihrem Tiefsten und Heiligsten dir dienen, aber eine Seele war dir vor allen schon in Stolz und Glück ergeben.

Du wirst die Toten begraben und Erdschollen auf ihre Säрге werfen. Viele wirst du bestatten, ohne zu weinen. Und du wirst hart sein, wenn du erfährst, daß eine Seele längst tot ist, eine kleine Seele, die dein eigener Schritt zertrat. . . .

Anna trennt den Goldbrokat vom roten Samtmieder auf, zieht Fäden, einen nach dem andern, aus dem vielfältigen Gewirr und achtet darauf, daß nicht einer reißt. Es wäre schade. Jetzt steckt sie mit Nadeln ein großes Kreuz ab. Sie mißt die Balkenlänge und die Breite. Wie wird es

groß . . . das Kreuz aus Goldbrokat. Alle im Dom müssen es einmal schauen, wie es flimmert und glänzt vom Altar her. Dort aber hängt ein Ewiges Licht und glüht bei Tag und in der Nacht, feierlich, groß und rot. Es brennt so rot, als sei es Blut. Es ist das Herz der Anna Schillings. . . . Aber keiner wird es wissen, keiner.

Sie näht ein Meßgewand. Wenn Fürsten und große Herren aufgebahrt sind im Dom, wird es der Domherr Nikolaus Copernicus tragen.

*

Alle Welt strömt nach Rom, gerufen durch die Jubelbulle Alexanders des Sechsten, der am Weihnachtsabend 1499 in feierlicher Prozession mit dem silbernen Hammer und unter dem Schein seiner vergoldeten Kerze durch drei Schläge die Eingangspforte von Sankt Peter der Christenheit öffnet und damit das Tor aufschließt für das neue Jahrhundert.

Trotz Pest und Piraten, Wirren und Drangsal kommen die Pilger, Geld zu stiften für heilige Zwecke, und sie legen willig ihre Opfergaben nieder; denn dieser Papst ist ein großer Papst. Nur Feinde Gottes sagen, er habe eine Geliebte.

Alexander festigt mit gewaltiger Kraft den wankenden Felsen Petri. Nur Ketzer und Feinde der heiligen Kirche behaupten, daß der Flammentod Savonarolas, des Mönches von Florenz, ein Mord gewesen sei.

Ist dieser Papst nicht ein frommer Mann? Ketzer sind es, die sagen, er habe Kinder. . . .

■ Hat nicht Alexander die ganze Christenheit auf Ablaß und Aveläuten verwiesen? Ungläubige nur flüstern, Cesare, sein Sohn, sei ein Mörder. Den Gatten seiner Schwester habe er vor dem Vatikan niedergestoßen und ihn dann auf dem Krankenbett erdrosselt. Und den eigenen Bruder habe Cesare in den Tiber geworfen. . . . Und der Vater des Mörders? Der Vater des Ermordeten? Der Papst? Gottlose nur schelten die Habsucht dieses Mannes. Aber dem Statthalter Gottes gebührt die Welt! Wem sonst, als ihm?

Mächtige Statuen alter Götter läßt dieser Papst aus Palastgärten und vatikanischen Wandelgängen herholen, und sie stehen am Rande der Straßen, Triumphbögen tragen weißgelbe Fahnen, und grelle Bilder zeigen das Wappen der Borgia, den weidenden, spanischen Stier im goldenen Felde. An Altären beten die Völker und opfern mit Inbrunst die Geschenke der Heimat. Wer will diesen Papst verleumden, der ein Fest hält für die ganze Welt, und ihn schmähcn, seine Tochter heiße Lukretia? Festzüge rauschen auf. Lärmender Pöbel schreit. Trompeten schmettern, als seien aus allen Domen die Orgeln und Chöre der Erde vereinigt. Kanonen dröhnen. Reuige Büsser schlagen sich mit eisernen Geißeln wund und ziehen blutend vorüber. An den Stufen des Domes — es ist der Dom der Welt — zeigt ein herkulischer Mann seine Kraft und schlägt

zum Schauder der Menge gereizten Stieren den Kopf ab, daß die Stufen von Sankt Peter blutüberlaufen sind, und Frevler sagen, dieser Mann sei Cesare, des Papstes Sohn. Derweilen wird auf goldenem Thron der Papst Alexander vorübergetragen, lächelnd und mit der kraftvollen Hand dem niedergesunkenen Volke den Segen spendend.

Gnade für uns, eviva Papa! In Ehrfurcht fällt die Christenheit nieder in den Staub Roms. Zerknirscht und sündig und dennoch stolz, am Osterfest dieses heiligsten Jahres dabei zu sein.

»Tiefer, Nikolaus, beug dich ganz hinab! Der Papst!« Andreas zerrt den Bruder am Mantel und bebt. Noch einmal flüstert er: »Tiefer, Nik! Du fällst auf!« Andreas klopft auf die Brust, ihn überwältigt die Größe des Augenblicks, da sich zweimalhunderttausend Menschen niederwerfen. Es ist, als gehe Gott vorüber!

Nikolaus hört das Drängen des Bruders nicht. Er starrt und staunt. Etwas quält ihn. Er sieht die zweimalhunderttausend Rücken. Er ragt über alle empor. Begreift er nicht, was geschieht?

Im nächsten Augenblick sprengt eine Frau — die schönste, die Nikolaus je sah — hoch zu Roß vorbei, daß das in Ehrfurcht verängstigte und betende Volk auseinanderstiebt, plötzlich die Hände hebt und in Jubel ausbricht: »Madonna Lukretia!«

Wer ist Lukretia? Viele wissen es nicht. . . .

»Die Tochter Gottes«, sagen die Spötter.

Die Massen wogen fort und schwemmen in ihrem Strom auch Andreas mit. So verlieren sich die Brüder im Gewühl des Festes. Nikolaus steht noch lange an der Säule des wasserspeienden Brunnens. Es ist also wahr. Novara hat alles gewußt, der weise Ketzer, und noch beim Abschied aus Bologna hat er über die heilige Familie der Borgia gespottet. »Geh nicht. . . Du wirst vieles verlieren . . . !« hat er gemahnt, »viele . . . und es ist schade . . . !«

Herumgehört hat Copernicus bei allen. Nun fragt er keinen mehr. Fast fühlt er, ein unbekannter Sohn der Kirche, die Taten der Borgia wie eigene Schuld.

Ist das Rom? Grauen und Mord und Verblendung und berauschte Massen? Ihn ekelt. Glanz und Schimmer und Flitter dieser Feste sind kalter, herzloser Prunk. Er schließt sich in seiner Kammer ein, oder er wandert allein nach den Stätten des größeren Roms.

Über Trümmer und Ruinen hinweg säuselt der Wind das Lied aller Vergänglichkeit. Grillen zirpen, weidende Schafe blöken. Fast ist es hier unter den Ölbäumen und dem Gewirr der Schlinggewächse so traurig wie auf dem Palatin, dem alten Sitz der Cäsaren. Ziegen umklettern das Kapitol und steigen über die schwarzen Tuffwände, als sei es immer schon so gewesen. Das ist Rom . . . Trümmer und Tempelreste, uralte Kirchen und zerstörte Triumphbögen, halbverschüttete Säulen und efeuumschlungene Mauern von

zerbrochenen Palästen, und dort weit hinten die zerbröckelten Mauerringe des Kolosseums. Stadtteile liegen wie elende Ortschaften zwischen den regellosen Trümmerfeldern, doch Sankt Peter mit dem Obelisk und die großartigen Massen des Vatikans, die langgestreckten Bauten des Hospitals von Santo Spirito heitern die Schwermut der Bilder auf. Aber die Freude endet bald wieder beim Anblick der finsternen Engelsburg, die Alexander der Sechste mit Eingängen, Treppen und Brücken ausgestattet hat; denn man weiß, daß unter dem stolzen Rundbau die unterirdischen Gefängnisse liegen, die der Papst dort gebaut hat. Hinter weiten Gärten ragt die flache Kuppel des Pantheon, daneben die Säule Marc Aurels, und dahinter erheben sich betürmte Paläste. Den Tiber hinab stehen die grauen Kirchen des Aventin und das schwarze Tor von Sankt Paul. Rötliche Trümmermassen von zerfallenen Bädern und Wasserleitungen, die Ruinen der Caracalla-Thermen dort drüben sind Zeugen zerfallener Größe. Zersplitterte Kolosse von Basiliken, schwarz und regellos, stehen wie zerfetzte Titanenleiber. An der Straße der Oktavia liegt die Venus im Schutt, und auf ihrem Grabe bieten schmutzige Juden Tiberfische auf antiken Marmorplatten an.

Aber Nikolaus Copernicus vergißt das alte Rom, vergißt den mächtigen Papst, vergißt die prunkenden Feste der Christenheit, als er aus dem linken Querschiff der alten Petersbasilika in die kleine Rundkapelle di Santa Petronilla

tritt. Durch den dunkelnden Raum schimmert ihm ein einsames, in golddurchtöntem weißem Marmor leuchtendes Bildnis entgegen, vor dem es ihm einen Augenblick ist, als müsse er auf das Knie sinken. Nur langsam und zögernd kommt er näher. Die Papstgräber auf den beiden Seiten seines Weges mit ihrem gezierten Prunk versinken. Über die ganze Kapelle herrscht, in die letzte Menscheneinsamkeit gesunken, nur noch das weiße Gesicht der Schmerzensmutter dort über dem Altar. Die Welt draußen scheint untergegangen zu sein. Nichts mehr von ihrem wilden und bunten Treiben dringt hier herein. Wie auf einer Insel, einer fernen Insel der Einsamkeit, sitzt eine Mutter, den toten Sohn auf dem Schoß.

Nikolaus Copernicus steht benommen, fast erdrückt und erhoben zugleich. Vor dem edlen Schmerz dieses Werkes schweigen alle Worte. Das tiefste Menschenleid ist hier in die zarteste Schönheit gewandelt.

Erst nach langer Zeit fallen dem Studenten die Buchstaben auf dem Brustband der Madonna auf, und er buchstabiert in Gedanken: »Michael Angelus Buonarotus.«

Irgendwo auf den Steinfliesen der Kapelle hört er Schritte, irgend jemand flüstert leise mit dem Küster. Der Schatten eines Mannes fällt vor Copernicus auf den Boden und geht vorüber. Copernicus hört den Küster das Wort »Meister« sagen. Wie aus einem Traum fährt er auf, sieht dem Schatten nach. Sein Blick trifft die Augen des Küsters. Da sagt

der, als habe er im Gesicht des Fremden die Frage gelesen, geheimnisvoll und stolz: »Das war Michelangelo Buonarroti . . .!«

In dieser Nacht taucht ein fernes Gesicht auf aus Schleiern, die die Jahre weben. Mit feinen Händen nimmt Copernicus das Netz der Zeit und zerreißt es, daß er die stillen, wartenden Augen besser sieht, die Stirne, den Mund, den weißen Hals. Lächelt das Mädchen aus Thorn? Steht nicht ein leiser Vorwurf auf der hohen Stirne? Er schrieb so lange nicht. Das Bild ist nur einen Augenblick lang in ihm. Er muß es krampfhaft halten, daß ihm der Kopf davon schmerzt. Rasch zieht es wieder fort.

To anthemon . . . schreibt Copernicus in dieser Stunde auf ein Blatt, das Wort heißt Blume. Es klingt, als hüte es noch nach vielen Jahrhunderten griechische Sehnsucht nach Liebe und Schönheit. Dann füllt er lange Seiten, seine Gedanken reißen ihn fort, er schreibt vom südlichen Himmel und von der Sehnsucht nach den großen Wäldern und dem fernen Strom mit den leisen Wassern. Von einem Marmorbildnis über dem Altar einer kleinen Kapelle erzählt er, und von der Glückseligkeit, die das Schöne gibt und nach Zeugung drängt. Nach Zeugung. Das Wort ist seltsam. Doch er läßt es stehen. Vom Eros spricht er, von der Ruhe im Schauen des Wahren und Guten. Wie sagt Plato? Das Gute mahnt zur Einigung mit der Geliebten, zur Vollendung in einem neuen Wesen, das daraus wird.

Es fällt ihm ein, daß dieser Plato schon bald vor zweitausend Jahren Italien gesehen hat. Und er schreibt von den alten Bauten in Rom und spricht vom Papst. Er sei ein weltlich gesinnter Herr, dieser Papst, er habe Kinder. . . .

Am andern Morgen geht der Brief fort, aber seine Gedanken reisen mit, bis die reitende Post durchs Thorner Tor trabt.

Ein Brief aus Rom! Anna Schillings wiegt ihn in der Hand. Sie wagt es im ersten Augenblick nicht, den Umschlag aufzureißen. Er wird mir schreiben, daß er Domherr sei, er wird Abschied nehmen, den Bischof Watzelrode wird er anklagen, der daran schuldig ist.

Da öffnet sie langsam den Brief, mit schwerem, klopfendem Herzen, aber jeder Federkielzug ist ein Beweis dafür, daß Nikolaus mit Liebe die Zeichen gemalt hat, obenan die Blume. Sie meint, er habe die schönsten Worte gesucht, die es gibt. Ein unbegreifliches Glück erfaßt sie, einmal läßt sie den Brief sinken und wischt sich Tränen aus den Augen.

Wie hat sie sich getäuscht! So weit war sie in ihrer Eignung verlaufen, daß sie sich mit ihren Gedanken an ihm versündigte. Sie liest den Brief einmal, zweimal, dreimal. Sie liest ihn immer wieder. Aber jedesmal findet sie etwas Neues darin. Was schreibt er? Der oberste Domherr der heiligen Kirche hat Frau und Kinder? Der Papst! Der Papst? Sie möchte es hinausrufen über die Straße, so erfüllt ist sie davon. Dann lächelt sie glücklich vor sich hin

und dankt dem Papst, dessen Namen sie nicht einmal weiß. Sie geht an den Käfig und sagt zum kleinen Vogel — der kam wieder —, weil sonst niemand da ist, dem sie es anvertrauen kann: »Du, die Domherren dürfen Frauen haben . . . und Kinder!« Alle Funken, die die Rosse der reitenden Post aus den Steinen schlugen, sind im Brief verblieben und sprühen auf. Und sie birgt den Brief auf ihrer Brust.

Was tut es, daß jetzt die Thorner Türme in den Nebeln des Herbstes versinken; sie spürt die Wärme des Briefes, wenn der Sturm einhertreibt, und in Nebel und Schnee und Kälte verströmt glücklich das Jahr.

Die alte Quorrax fliegt über den Thorner Wald. Wartet noch! Das ist ein dunkler Ruf, und sie hören ihn alle, Hasel und Holunder, Zitterpappel und Linde.

Ein neues Jahr beginnt. Schon hängt die Sonne goldenen Flitter in den Märztag, und jeder hofft, der Winter sei dahin. Quorrax aber holt wieder aus mit schwarzem Flügelschlag und schreckt die heimliche Freude: Wartet noch!

In den fröhlichen Märztag hinein wandert ein Mädchen. Eine goldene Strähne des lichten Haares kommt unter dem seidenen Häubchen hervor und flattert um die rote Wange. Krokusblüten stehen im Gras und goldene Himmelschlüssel. Da kommt wieder der Ruf der schreienden Krähe. Schnell geht Anna Schillings zu den Apfelbäumen über die Straße, in den Garten zu Kirsch- und Birnbaum,

zu den Weichselweiden und Erlen und Eschen, und trägt allen noch auf: Wartet noch! Es ist noch nicht Zeit!

Über den Wald kommen noch einmal Kälte und Frost und eisiger Schnee, und mit ausgestreckten Beinen und erstarrten Flügel Federn liegt Quorrax, ein Häuflein dunkles Elend, am verschneiten Bühl. Kristalle von Eis hängen an den Rubinknospen am Haselbusch, um die Knospenkapuzen der Weiden pfeift der Wind aus dem Osten und legt Schnee um die braunen, roten und schwarzen Triebe und verhüllt noch einmal den schlafenden Blütentraum in den Zweigen. Es wär so schön gewesen, wenn alles Grün in die Welt geströmt wäre, all das saftige Leben aus den Blutropfen der Knospen. . . . Wartet noch! Und da warten die Stare mit ihren Eiern, und die Schmetterlinge schlüpfen tiefer in die Hülle bis zum Tag der Erfüllung. — Und das Mädchen von Thorn birgt seine Sehnsucht tief hinunter ins eigene Herz. Warte noch! . . . warte noch!

Nur warten? Nein, das Herz ist zu heiß, die Pläne sind groß. Und Anna ist schon auf dem Weg zum Haus des alten Teschner. Dort wohnt der neue Magister. Er lacht, wie das Mädcl an der Schultüre klopft und ihn bittet: »Ein Parallaxikum . . .?« Der Mann muß sich besinnen. »Ist es ein Sterngerät?« fragt Anna Schillings ahnungsvoll und froh. Da fällt es dem Magister ein, es seien Lineale, das Parallaxikum, zum Messen in den Sphären. — Wozu sie ein solches Instrument denn brauche? Die Frage verwirrt das

Mädchen nicht. Sie fügt sogar hinzu, sie wolle auch noch etwas Griechisch lernen und Latein — und ein bißchen Astronomie. Der Magister staunt. Wer soll das begreifen? Er traut seinen Ohren nicht.

Doch Anna bleibt fest. Ins Land der Zahlen und Gesetze und Sterne muß sie wandern, dorthin, wo Nikolaus Copernicus, fast schon fern, immer höher emporsteigt. . . . Sie will seine Spur nicht verlieren.

*

Es gibt in Rom keinen Garten außer dem der Vigna Trajansforum, in dem so viel Sprüche und Epigramme von Dichtern an Bäume und Brunnen und Altertümer geheftet werden, wie den des Goritz von Luxemburg.

Patriarch der Gelehrten nennt man ihn, Gönner der Kunst und der Wissenschaften, Sammler auserlesener Bilder und kostbarer Werke. Goritz von Luxemburg ist ein lebhafter Alter, noch in seinen hohen Jahren beweglich und beredt, und jedermann weiß es, die Brunnen seiner Jugendlichkeit liegen weit weg von Rom . . . in Deutschland. Aber Italien liebt ihn, er hat ein gastliches Haus, einen Tempel der Musen, und er selbst ist die lebendige Chronik Roms. Oft schon mußte er die Pforte seiner kleinen Lusthäuser und die Gartenkapelle verschließen, weil die Flut der Verse zu hoch answoll, die seinen Namen rühmen.

Aus den Listen der vatikanischen Besucher entnimmt er

die Namen der großen Gäste Roms, und alle, die Ruhm und Geltung haben, stößt er auf. So ist sein Haus ein Tempel der Kunst geworden und ein Mittelpunkt des geistigen Rom, und auserlesene Männer finden sich ein zu Vortrag und Gespräch.

Nikolaus Copernicus ist stolz und verlegen zugleich, wie er vor dem erwählten Kreise steht. Weiß im Lichte der Pylonen schimmert seine hohe Stirne.

»Ein Deutscher!« flüstern sich die Gäste zu, Frauen mustern den jungen, schmalen Mann, Gelehrte schauen gespannt empor, wie er nun von Regiomontanus, dem Königsberger Astronomen, spricht, der vor fünfundzwanzig Jahren hier in Rom an Gift . . . oder an der Pest gestorben sei. Dieser Deutsche habe begonnen, die Sphären neu zu berechnen, er habe die Umlaufzeiten und die Finsternisse des Mondes festgestellt. Aber — er habe auch Fehler nachgewiesen im Almagest. Noch sei die Lehre des Ptolemäus die Grundlage der Astronomie, aber der Zweifel bohre und die Kritik habe begonnen.

Ernst, gewissenhaft, leidenschaftlich rollt Copernicus seine Gedanken auf, und selbst hingerissen von ihrem Flug, wagt er nun das kühne Wort: »Wenn die Erde außerhalb des Weltallmittelpunktes ist, wenn sie wirklich eine Kugel sein sollte, wenn sie nicht ruht, dann sterben mit der Lehre des Ptolemäus die Weltanschauungen ganzer Jahrtausende!«

Mit erregtem Gesicht verläßt Copernicus den Rednerplatz und geht in den atemlos schweigenden Saal hinein. Erst allmählich löst sich die Spannung. Beifall wird laut. Da und dort kommt einer auf Copernicus zu und drückt ihm die Hand. Nachdenklich sitzen viele, zweifelnd, fragend.

Später, am Abend, steht der junge Gelehrte im Kreise schöner Frauen. Er bewundert heimlich, wie ein Knabe, die feinen Hände mit den kostbaren Ringen, schmale Hüften unter duftenden, schimmernden Kleidern. Aber Männer kommen herzu, kluge und gelehrte Köpfe, die ihm Probleme und Fragen aufdrängen.

»Was?« ruft erschreckt eine Frauenstimme, »eine Mondfinsternis?«

Der Kreis um Copernicus wird größer. »Ja«, sagt er lächelnd, »für heute nacht, den 6. November des Jahres 1500, hat Regiomontanus eine Mondfinsternis vorausgesagt!«

Mondfinsternis? Ist sie nicht eine Warnung Gottes? Bedeutet sie Hungersnot und Pest? Die Menschen hier müssen plötzlich daran denken: in diesem Sommer wäre der Papst bald von den Trümmern seines Palastes begraben worden, und Blut ist ihm ins Gesicht gespritzt, als sein Sohn Cesare Lukretias Gatten ermordete. — Und der Tiber stieg über die Ufer, daß Rosse und Reiter ertranken — und wie war das mit der angeschwemmten Mißgeburt eines Ungeheuers? Sind das nicht alles Zeichen? Zeichen Gottes?

Da nimmt Copernicus drei Gläser und stellt sie in einer Reihe auf: »So steht die Sonne. Das hier ist der Mond, und hier, zwischen Sonne und Mond, die Erde. Nun trifft der Schatten der Erde den Mond und der Mond wird verfinstert. Kann das eine Gefahr sein? Oder Gottes Zorn?« Ratlos horchen sie alle. Aber strahlend steht Copernicus: »Auf diese Nacht hab ich gewartet!« und es ist ihm, als habe er endlich die Erde in der Hand.

Dunkel steht der Mond am Himmel. Alles hält den Atem an. Jetzt! Was geschieht? Wehe, wenn der Himmel zertrümmert!

»Vielleicht geht eine Welt unter!« flüstert der Deutsche geheimnisvoll. Bange Blicke verfolgen die Feuerspur der Sterne. In vielen Gesichtern steht verborgene Angst.

Da! Es ist vorbei. Gott hat nicht gerichtet! Frauen jubeln auf, Menschen umarmen und küssen sich, stoßen mit den Weingläsern an und tollen im Taumel des Glücks und des Lebens.

Aber Copernicus sagt mit leuchtendem Gesicht: »Der Schatten der Erde ist ein Kreis!« Jetzt weiß er es gewiß: Die Erde ist eine Kugel! Und die Welt des Ptolemäus geht unter!

Die Tage bringen Stierkampf und Wettrennen, die langen Nächte Tanzfeste, Weingelage und Komödiantenspiel. Was kümmert es Copernicus! Er ist froh, Goritz von Luxemburg hat ein gastliches Haus für ihn, und zwischen

all den Schriften und Büchern, zwischen Altertümern und zerbrochenen Marmorsäulen, die der Hausherr in weiten Gängen und Zimmern zur Schau gestellt hat, zwischen Altarfiguren und Engelsköpfen, inmitten von Paramenten und Schmuckstücken in gläsernen Schränken, sitzt Copernicus, vergessen und zeitentrückt. Wenn die schwärmerischen Dichter Roms ihre Epigramme drunten im Garten an Brunnen und Bäume heften und dem Patriarchen lob-singen, wenn die gelehrten Männer sich in weisen Ge-sprächen ergehen, dann vergräbt er sich in Zahlen vergilb-ter Kalender, und über die Aufschriebe der alten Stern-forscher, die den Lauf der Gestirne aufzeichneten und die Zeit festlegten, denkt er nach. Aber nirgends findet er Zu-sammenhänge und Einheit, und es ist, als habe jeder von ihnen die Welt und die Zeit willkürlich betrachtet, und statt der Ordnung ist ein wirres Durcheinander von Mei-nungen und Lehren. Bekümmert und erregt und unzu-frieden mit sich selbst, berührt Copernicus kaum Speise und Trank, die die gütige Hausfrau ihm ins Zimmer bringen läßt. Goritz von Luxemburg tritt bei ihm ein und fragt ihn in Sorge, was er suche.

»Die Fehler!« keucht Copernicus, und Blässe steht ihm im Gesicht. »Die Fehler«, wiederholt er, denn Flickwerk sei alle bisherige Lehre, Stümperwerk alle Astronomie. Das Zurückschreiten des sogenannten Frühlingspunktes, die Präzession, habe jeder der Astronomen auf andere und

falsche Weise erklärt, und alles, die Lehre von der Welt, Copernicus lächelt wieder, hänge in der Luft, tatsächlich in der Luft.

Aber einmal bringt Goritz von Luxemburg freudige Botschaft: Die Akademie Roms ladet Copernicus zu Vorträgen ein. Die Akademie Roms? Copernicus lehnt ab, worüber soll er denn reden, etwa über das, was hundert andere so gut können wie er? Weiß er Neues? Und worin liegt das Neue? Nein, er kann nicht reden, will nicht reden, weiß nichts zu reden! . . .

Aber dann steht er doch im großen Lehrsaal der Akademie und will reden über Mathematik, über die Gesetze der Zahl, über die Schönheit geometrischer Figuren, und plötzlich spricht er über die Harmonie der Gestalten Michelangelos, die vollendet seien im Ebenmaß der kleinsten Teile und im Verhältnis untereinander. Dann wirft er kühn, aber aus innerer Qual und Not heraus, in den Raum, daß die Lehre der Astronomie ohne Einheit und ohne Harmonie sei, so etwa, wie ein Bildwerk, bei dem Kopf und Hände in keinem Verhältnis zueinander stünden, und er schleudert das Wort in den Saal: »Eine Mißgeburt!« und Zorn und Ohnmacht zugleich, nichts Besseres zu wissen, jagen über seine Stirne.

An diesem Abend sucht er Vergessen. Er ist froh, daß Goritz von Luxemburg ihn auf die Ballnacht eines Kardinals schleppt. Ausgelassen und übermütig schütten die

Männer, Bischöfe, Grafen und Herzöge, den umschwärmten Damen, Komtessen und Dirnen, über Pyramiden von Früchten hinweg aus silbernen Schalen Konfekt in den seidenen Schoß. Aus goldenen Kelchen trinken sie dunklen Wein. Tausend Kerzen brennen auf hohen Leuchtern und spiegeln sich mit dem Gold- und Silbergerät in polierten Mahagoniwänden wider. Große Vasen sind mit Blumen gefüllt. Aus Juwelen und ziseliertem Schmuck glitzert das Fackelfeuer verschwenderischen Prunks. An den Alabastersäulen lehnen zärtliche Paare. Leichtsinnig spielt die Jugend mit elfenbeinernen Kugeln und Würfeln um Gold und Küsse. Copernicus verliert sich weiter in den Saal. Da hört er eine lockende Stimme an seinem Ohr: »Spiel mit!« Eine Frau spricht ihn an. Copernicus bleibt stehen. Spielen? Er soll spielen? Er hat noch nie gespielt. Das Lachen der Umstehenden fordert ihn auf. Er steht benommen. Plötzlicher Übermut stürmt ihn an. Soll er das Glück versuchen? Er faßt nach den Würfeln . . . und schüttelt sie in der Hand. Noch hält er ein, wendet das Gesicht zur Frau, die ihn einlud, fragt nach dem Preis des Einsatzes. Wie ist er kühn! »Eine Nacht!« flüstert sie in sein Ohr. Er lacht darüber. Die Würfel rollen. Copernicus wendet sich ab. Ihn kümmern nicht die Zahlen auf dem grünen Samt des Tisches. Gewonnen! Stimmen lärmen hinter ihm. Es ist ein Scherz, wie kann er eine Nacht gewinnen! Da hängt die Frau ihren Arm in den seinen. Sie zieht ihn fort. Ihre

Hände sind wie weiße Taubenflügel auf dem dunklen Talar des Deutschen. Sie lächelt, zärtlich und heiß. Ein Schauer überfliegt ihn. Wie seltsam ist es in diesem Land, die schönsten Frauen kann man hier im Spiel gewinnen, denkt er und ist voll unruhiger Freude. Ihr Kleid ist tief ausgeschnitten, aus karmoisinrotem Samt mit Hermelinbesatz. Über dem Haar trägt sie eine Perlenschnur mit großen Smaragden. Benommen geht Copernicus an ihrem Arm und lächelt in ihren lustigen Blick hinein. Sie lacht, es klingt wie das leise Rollen von Edelsteinen über Glas. Im Tanze spürt er ihren Körper, den weichen Atem ihres Mundes, ihre samtigen Glieder. Ihr Haar duftet. Er denkt plötzlich an die nackte Frau auf einem Bildnis Michelangelos . . . , so wird sie sein. Leise schreckt er auf. Sie fragt ihn, irgend etwas, aber er scheint nur dem Klang nachzuhorchen, der warmen, lockenden Stimme, die an leisen Gesang erinnert. Er fühlt nur ihre Hand, das Schweben des Tanzes, und er ist ganz versunken.

Die Römerin sieht ihn immer wieder an: Merkwürdig und menschenscheu ist er, schwer im Blut, bärenhaft und ernst und ungelenk. Er trägt nicht Parfüm und Pomade. Durch seine Haare fuhr wohl der Sturm der Wälder.

Sie zieht ihn in die Laube. Kleine Apfelsinenbäume stehen da, gedämpft hört man von weitem den festlichen Lärm. »Erzähl mir was!« flüstert sie an seinem Gesicht, »von deiner Heimat. . . .«

Es ist seltsam, wenn draußen in der Welt ein Deutscher zu erzählen anfängt, dann beginnt er so: »In Deutschland . . .« Er setzt ab, es sind zuviele Bilder, die aufstrahlen. Er muß sich sammeln. »Was träumst du?« lächelt die Frau. Da sagt er: »In Deutschland ist ein schöner Fluß, er heißt die Mosel. Dort war ein Fischer namens Krebs. Es sind bald hundert Jahre her . . .«

»Und?« fragt sie belustigt.

»Des Fischers Sohn liegt hier begraben«, antwortet Copernicus, »seit bald vierzig Jahren.«

»In Rom?«

Er nickt: »In Rom. Krebs war Kardinal. Er nannte sich Cusanus. Er war sehr arm. . . .«

Ist sie nun enttäuscht? Warum weiß er keine galanten Geschichten? Musik streicht her in die Stille. Merkwürdiger Mensch: in einer Laube aus Apfelsinenbäumen erzählt er, noch heiß vom Tanz, einer schönen Frau, die er für diese Nacht gewann, von einem toten Gelehrten, der die Luft gewogen habe. Die Frau neben ihm lacht einmal auf. Macht er einen Scherz? Aber er spricht schon wieder weiter, erzählt, daß dieser deutsche Kardinal die Kugel berechnet habe, ihre Schwere und Geschwindigkeit. Die Frau spielt mit der Perlenkugel an ihrer Brust.

Da winkt er einem Diener. Er hat plötzlich Durst. Er hebt das Glas. Überall rauscht das Leben um ihn, überall strömt die Lust. Er trinkt das Glas leer. Sie legt ihr Gesicht

ganz nahe an das seine. Er läßt es geschehen. Sie summt und flüstert die Strophe eines Liedes mit, das drüben die Geigen singen: Nimm du mein Herz. . . .

Copernicus sieht der Frau auf den summenden Mund: »Und dieser Mann, der Sohn der grünen Mosel, ließ, als er tot war, sein Herz nach Hause senden. . . .«

Sein Herz? Sie lacht ein wenig auf. »Und dein Herz?« fragt sie. Wo ist sein Herz, daß er in dieser Stunde von Toten träumt? Sie bietet ihm die Lippen. Copernicus steht auf. Es ist schwül. Ein Glas klirrt. Ein Rinnsal Wein blutet dunkel über den Tisch, und er stammelt ein Wort, benommen ist er und verbeugt sich entschuldigend vor der Frau. Er will fort. Sie läßt ihn nicht. Dann will sie plötzlich seinen Namen wissen. Er lacht darüber. Da wird sie ernst. Wie fernher sagt er leise: »Nikolaus . . .«

»Und weiter?«

Doch er schweigt. Ausgelassen richtet er den Blick in den ihren: »Und du?«

Sie lächelt. Da tritt in diesem Augenblick ein Diener näher: »Der Wagen!«

Die Nacht ist dunkel. Stumm schlägt die Frau ihren Mantel um die fröstelnden Schultern. Sie hört den Schritt des Deutschen hinter sich. »Fürstin«, flüstern die Diener und verneigen sich tief. Rasch steigt sie ein. Der verwirrte Deutsche traut den Ohren nicht. Immer noch steht er wartend und zögert. War alles Scherz, war alles Gaukelei? Was

spielt die Frau mit ihm? Von Rosen sprach sie eben noch, von einer verschenkten Nacht, von einem Herzen voll Sehnsucht. Die Fürstin dreht sich um. Wo ist der Deutsche? Sie wird ihn nicht fortlassen am Morgen, nein, sie wird mit ihm nach Ostia fahren, in den alten Hafen Roms und am silberschäumenden Meer, am blauen, mit ihm träumen, und sie wird in die Berge mit ihm wandern und allein mit ihm sein, mit dem ungelenken, fremden Mann. . . . Da sagt sie, noch die Tür in der Hand, und sie berührt ihn leise: »Komm!«

*

Die Kanonen Ferraras donnern. Bauern lassen Esel und Maultiere stehen und eilen an die Straßen. Die Buden der Handwerker an den Brücken und Toren werden im Sturm der Freude überrannt, schreiende Händler verstummen. Die Glocken auf allen Türmen und Kuppeln fangen zu läuten an. Das Gewoge der lärmenden Menschen erfüllt alle Plätze und Gassen, bis es plötzlich stockt. Pferdehufe klappern auf den gepflasterten Straßen. Sie kommen! Herolde traben dem Zug voraus, Fanfaren schmettern. Garde reitet vorüber. Dann folgen Fürsten in schimmernden Gewändern, dazwischen leuchtet der Purpur stolzer Kardinäle. Jetzt! In einer prunkenden Karosse fährt die neue Herzogin vorbei: Lukretia, die Tochter des Papstes. Holdselig lächelt ihr Antlitz. Jeder sieht es nur einen Augenblick lang, dann

ist es im Rauschen des Triumphes verschwunden. Die Fahne mit dem Wappen der Borgia geht auf dem Palaste der Fürsten von Este hoch. Da betritt Lukretias goldener Schuh den Boden der Stadt, nein, ihr Schritt schwebt nur hin über die Farben und Düfte wunderschön gewobener und vor der Fürstin ausgebreiteter Blütenteppiche. Am großen Palasttor sinkt Lukretia vor allem Volk ihrem Herzog mit einem Aufschrei übervollen Glücks in die offenen Arme. Der geleitet sie stolz in den prunkenden Saal.

In diesem Augenblick sinkt der Dichter Celio Calcagnini ins Knie, schlägt verworren die Augen nieder, trunken und hingerissen vom schönsten Antlitz der Welt, er muß sich sammeln. Dann fährt er mit zitternden, tastenden Fingern in die Saiten der Harfe und bringt der schönen Frau seine Verse dar, die sein jugendliches Herz erdichtet und fühlt, und er singt von der duftenden Rose aus Rom, vom Juwel Italiens, vom schimmernden Sternlicht der Este, von der glühenden Sonne Ferraras, von der Göttin der Schönheit. Und Lukretia beugt sich leise vor, und der süßeste Mund lächelt holdselig dem Sänger zu, daß er plötzlich verstummt vor so viel Güte und Gnade.

Celio kommt wieder, Tag für Tag, er steht sehnsüchtig an den Wasserspielen der Brunnen oder zwischen den Büschen der Gärten in der dämmernden Frühe, daß von seinem Lied Lukretia erwache, oder er weiß, sie lauscht seinem Wort im sinkenden Abend zu, heimlich, verstohlen, be-

glückt. Dann eilt er heim mit klopfendem Herzen, berauscht und toll, oft erst früh im Dämmer der Tage.

Ferrara hat viele Studenten, sie sind fast alle seine Freunde, sie wollen sein Lied hören, seine Scherze, seinen Witz. Sie wollen wissen, was Lukretia sprach, ob sie lächelte, ob sie Perlen oder Brillanten über der weißen Brust trug und ob er ihr die Hände küssen durfte. Die Hände? Celio schwärmt. Den Mund? Celio wehrt den vorlauten Fragern, zieht mit ihnen rasch fort durch die Straßen der Stadt, schweigt galant und lächelt doch bedeutungsvoll. Den Mund geküßt? Vielleicht den Mund, wer weiß! Die andern denken, es wäre möglich bei Lukretia . . ., aber sie verbergen ihre Gedanken. War nicht Lukretia mit zwölf Jahren schon verlobt mit einem Edelmann, flog sie dann nicht bald in die Arme eines Grafen und wurde zum dritten Male Weib im Bett eines Fürsten? Geliebte eines Dichters, vielleicht! Die Freunde brennen in Neid.

Nur einem vertraut sich Celio an, wenn die anderen fort sind: »Die Hand geküßt? . . .« Celio flüstert ins Ohr des Freundes: »Nur die Hand? Mehr, Nikolaus . . ., mehr!« Es kümmert Copernicus nicht. Celio lacht: »Mehr, mehr!« und er schwärmt: »Ich habe einen Stern geküßt . . .!«

Einen Stern. . . . Wo sind die Sterne hin? denkt Nikolaus Copernicus. Hat er sie über der großen Welt der christlichen Philosophie, über der katholischen Theologie und über dem Studium des Kanonischen Rechtes vergessen? Im

Sommer vor zwei Jahren war er daheim in Deutschland, rasch wie ein Vogel, der nach seinem Nest sucht und bald wieder ausfliegt. Selig stand er in Thorn, eilte die Annenstraße hinab, dann in Vaters Haus, durch alle Speicher und Höfe. Wie hatte sich alles verändert! Schon hob er herrisch die Hand, um faulen Knechten Befehle zu geben, Ordnung zu schaffen, da fragte ihn ein fremder Mann, was er hier wolle und wer er sei. Nur langsam begriff er entsetzt den Wechsel im Hause des Vaters, und er wandte sich wortlos fort.

Der alte Schillings stand in der Münze, wog die Metalle zur Legierung und warf die Mischung in die Tiegel, Gesellen schoben Platten in das Walzwerk, andere prägten unter dem Fallhammer die Dukaten. Und Anna stand zwischen all den derben Gesellen, zart und fein, aber sie sah ihn, den Nikolaus, immer so seltsam an, wie er sich nach allem erkundigte und alles betrachtete, was er früher nie getan hatte. Und als sie endlich allein waren, sagte sie und fuhr ihm mit den Händen durchs Haar, als wollte sie den Hauch der Fremde, den er an sich trug, von ihm abstreifen: »Du hast dich verändert, Nikolaus. Woran denkst du?«

»An die Berge der Apenninen . . .«, antwortete er endlich lächelnd und doch leise erschrocken.

»Und wo sind die?«

»Hinter Rom und hinter dem blauen Meer . . .«, sagte er träumend und dachte dabei an die Kakteen und Agaven,

an die Pappeln und Ulmen an den italienischen Straßen, die in die Berge führen, an die Palmen und Pinien, an die kahlen Felsen und zackigen Gipfel, an das wunderbare Farbenspiel zwischen Licht und Schatten in den schroffen Gründen der Abruzzen. . . . Er versprach Anna alles und baldige Heimkehr, aber er floh aus Thorn und freute sich zum erstenmal am Worte: Frauenburg, als fände er dort Ruhe. Er traf alte Freunde, Tiedemann Giese und Georg Donner, sie ritten als Domherren übers Land und fuhren in Kutschen. Er aber dachte an Rom, als ob er nirgends mehr zu Hause wäre, war ganz gefangen vom Traum der Sehnsucht und vom Verlangen nach der Wiederkehr in den Süden.

Und der Bischof Watzelrode stand enttäuscht vor dem Neffen.

»Dein Doktorhut?« fragte der Onkel.

»Ich hole ihn!«

Dann kamen zwei Jahre in Padua. Dort erstand Jesus Christus groß vor ihm in den theologischen Kollegien. . . .

Wo sind die Sterne hin? Sind sie hinabgesunken über den Testamenten der Juden und über Eusebius von Cäsarea, der die ältesten Urkunden der Kirche schrieb ums Jahr dreihundert, sind sie hinab über dem Wissen von der Weihegewalt und der Straf- und der Lehrgewalt der heiligen Kirche, über der Lehre von Papsttum und Dogmen, über all den Gesetzen aus Tradition und Konzilienbeschlüs-

sen, über all den päpstlichen Erlassen, über dem Codex Theodosianus und dem Codex Justinianus? Wie oft saß er drüben in Padua über der Schrift des Gratianus, über der Concordia discordantium canonum und über der Summa theologica des Thomas von Aquino! Zahlen schwirren ihm im Kopf. Morgen muß er sie wissen. Er denkt darüber nach, wie ums Jahr dreihundert das Dogma von der Gottwesenheit Christi durch Athanasius festgesetzt worden war, um vierhundert wurde der Gottesstaat durch Augustinus verkündigt, um siebenhundert befestigte Bonifatius den Stuhl Petris in Rom. . . .

Und was war vor dem Jahre dreihundert? besinnt er sich plötzlich. Wo sind die Aufschriebe, wo sind die Quellen? Dreihundert Jahre bis zu Athanasius, was ist in dieser Zeit nicht alles geschehen, was könnte nicht alles geschehen sein? Wo ist darüber Bericht? Wo sind die Urkunden für all das, was wir heute glauben? Wo ist Gottes Wort? Wo ist Gottes unverfälschte Schrift? Und — wo sind die Sterne?

Copernicus muß an das wichtige Getue der Frauenburger Domherren denken, die ihn drängen, endlich im Kanonischen Recht die Prüfung abzulegen. Er will es morgen tun, hier in Ferrara. Wie oft ist er in den letzten Wochen aus der kleinen Stube in der stillen Villa am Rande der Stadt, wenn ihm der Kopf schwer geworden war, fort geeilt und hat fröhliche Menschen gesucht, lebensfrohe Freunde in Ferrara, und er fand Celio Calcagnini.

»Lukretia ist die Königin der Liebe«, schwärmt der Dichter noch immer.

Copernicus ist mit seinen Gedanken weit fort: Glaube, Hoffnung und Liebe — sagt Thomas von Aquino nicht, daß sie größer seien als Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit? Mit leisem Schauer fällt er in die Gedanken an das Wunder der Erlösung und der Gnade, erschrickt vor der Lehre der Erbsünde, wie sie der heilige Augustinus lehrte. Sündig und schuldig und armselig sind die Kinder dieser Erde. . . .

Copernicus geht durch den Botanischen Garten, dann sucht er nach Schriften in der Bibliothek der Universität, wandert am Palazzo del Paradiso vorüber, kehrt ein im Museum der Altertümer und kommt spät erst heim. Da liegt ein Brief aus Breslau. Aus Breslau? Er trägt das Siegel des Bischofs. Das Kapitel der Heiligkreuz-Kirche zu Breslau ernennt den Domherrn Nikolaus Copernicus zum Scholastikus. . . . So ehrt die Heimat ihren Sohn, dessen Ahne einst aus Schlesien den Namen forttrug in die Fremde. . . . Scholastikus, also Lehrer des Kanonischen Rechtes, dazuhin Pfründner an der Kirche, in der das Grabmal des großen Herzogs Heinrich von Schlesien in der Krypta ruht. . . . Wie kommen die Breslauer dazu? Reicht des Bischofs Lukas Watzelrode Einfluß bis nach Schlesien?

Er muß noch in der Nacht an den wandernden Koppernigk denken, der damals aus dem großen Dorf fortzog und

den Namen der Heimat mitnahm und nach Osten reiste. Und Copernicus sieht den unruhigen Mann Abschied nehmen, sieht ihn lachend das Bündel schnüren, und die andern im Dorf haben Bedenken, aber er hört sie nicht an, nicht Spott und auch nicht Warnung, daß die Fremde gleichviel sei wie Elend . . . und noch im Schlaf sieht Copernicus den Ahnen wie auf einer Welle im großen Meer treiben, und das Meer ist Blut, das nach Osten rauscht . . ., aber heimgekommen nach Schlesien ist jener Koppernigk nicht mehr, er blieb als Waffenschmied im Deutschland dort draußen, weit draußen. . . . Und mitten in der Nacht wacht Copernicus auf und denkt, wie ist es seltsam, daß ich jenem Manne, meinem Ahnen, verdanke, daß mich Schlesien ruft und ehrt. . . . Kaum wissen sie daheim den Namen jenes Koppernigk und sind so stolz darauf. . . .

Am andern Tag geht der Deutsche durch die weiten Gänge der Universität von Ferrara. Es ist still in diesem alten Hause. Nur manchmal hört man eine Türe knarren, verstohlene Schritte gehen zögernd über alte Schwellen. An einem der großen Fenster bleibt Copernicus stehen und schaut hinaus ins Drängen und Lärmen der volkreichen Stadt, die so groß ist wie Rom.

Was sagt Augustinus von den sechs großen Perioden der Entwicklung der Welt, was über die tausendjährigen Zeiträume von Adam bis David, und von Christus bis zu den Päpsten? Augustinus begründete das Dogma von der allein-

seligmachenden Kirche. Und warum verwarf Tertullian, der fromme Kirchenvater, die alte Philosophie der Hellenen?

Da hört er laut seinen Namen durch den Gang rufen.

»Du bist ein Deutscher, Nikolaus Copernicus?«

»Ja«, sagt der Prüfling und besinnt sich, ob die Frage ein Vorwurf oder ein Zweifel sei. Aber ehe er zu Ende denkt, hört er die Stimme des Doktors Bardella: »Die Deutschen sind oftmals gegen Rom gezogen. Sie waren widerspenstig und gefährlich für die Lehre der Kirche und für den Heiligen Stuhl. Von Deutschland kommt der Zweifel. . . .« Er unterbricht. Es ist die Aufforderung an den Prüfling, zu antworten:

»Kaiser und Könige wehrten sich wohl fremder Herrschaft!«

»Fremder Herrschaft?« Die Frage ist kalt und befremdet.

»Auch die Deutschen sind im Schoß der Kirche warm geborgen«, wirft der Professor Leutis ein. Aber Doktor Bardella stellt schnell und sachlich die Gegenfrage: »Worauf stützt sich der Herrschaftsanspruch des Papstes?«

»Auf die isidorischen Dekretalen«, antwortet Copernicus schlagfertig.

»Die Dekretalen, und . . . was bestimmen sie?«

»Nach ihnen schenkte Kaiser Konstantin das Abendland, die Länder und die Völker dem Papst zu Rom!«

»Gut . . . also bezieht die Kirche ihr Recht über Leben und Tod . . .?«

»Von der Heiligkeit der Urkunden, aus den Schriften der Evangelien und Kirchenväter, und aus dem Dogma. . . .«

Bardella hebt das strenge Gesicht empor. Fast schneidend ist seine Stimme: »Einer erkannte die isidorische Schrift nicht an, die Schenkung Konstantins des Großen?«

Copernicus spricht den Namen leise, wie im Schauer der Ehrfurcht: »Cusanus«

Bardellas Stimme wird noch härter, beinahe drohend: »Cusanus war ein Grübler und ein Zweifler. Aber er ist vergessen . . . !«

Vergessen? Copernicus möchte hinauslachen. Wie kann einer vergessen sein, wenn man über ihn prüft und hadert?

Er ist entlassen. Die Prüfung ist vorbei. Das Schriftwerk in den letzten Tagen war viel schwerer. Noch stehen hundert Fragen vor seiner Seele. Er steht im Gang und eilt den andern nach.

Im erzbischöflichen Audienzsaal von Ferrara wartet der Generalvikar Georgius mit dem Rektor der Universität, Johannes Andreas Lazaris, mit Prälaten und Würdenträgern in ihren gold- und silberbordierten Uniformen, mit feierlichen Talaren und schweren Amtsketten. Erwartungsvoll stehen die geprüften Kandidaten der Fakultäten. Endlich treffen auch die Professoren Bardella und Leutis ein.

Die Feierlichkeit beginnt. Die Kandidaten werden nacheinander aufgerufen. Jetzt tritt einer vor mit blassem Gesicht.

Der Generalvikar wendet sich zu ihm: »Im Namen des Erzbischofs und der Universität zu Ferrara! Nikolaus Copernicus aus Thorn, Doktor des Kanonischen Rechtes, Domherr von Frauenburg, Scholastikus von Breslau!«

Der Deutsche verbeugt sich. Da steht schon der Notar der Amtshandlung vor ihm, Professor Leutis. Er hält ein verschlossenes Buch in der Hand, auf das Nikolaus Copernicus die Hand legt. Der andere beginnt: »Du hast das Kanonische Recht gehört auf den Universitäten von Bologna und Padua und Ferrara. Lerne festzuhalten, was du gelernt hast, und mehre dein Wissen, Nikolaus Copernicus!«

Der Deutsche hält das Gesetzbuch der Kirche in der Hand. Da wendet sich der Professor zum Zeremonienmeister. Der reicht den dunklen Doktorhut herüber. Der Notar drückt ihn Copernicus aufs Haupt: »Du hast dich selbst ausgezeichnet. Darum sollst du ausgezeichnet werden mit dem Hut des Doktors der Justiz. Kämpfe wacker für deine Akademie, der du getreulich gedient und gegen die du in keiner Hinsicht gefehlt hast.« Dann übergibt er ihm den goldenen Ring: »Wisse, die göttlichen Gesetze der Gerechtigkeit müssen so getreulich erfüllt werden, wie eine Ehefrau ihrem Manne anhängen soll und wie ein wahrer Ehemann dies schätzt. . . .«

Es ist sehr still im Saal. Nun beugt sich, wie aus einer unerreichbar fernen, heiligen Welt, in deren gottgewolltem Geheimnis es keine Erdschuhe gibt, gnädig der pur-

purne Kirchenfürst herunter und gibt dem von der Feier benommenen Domherrn flüchtigen Hauches den Friedenskuß auf die Stirne: »Verdiene den Frieden, weil du ihn gesät hast. Ich segne dich!«

Der Doktor kniet. Frieden! Er schließt die Augen, die ihm übergehen im Glanz der Stunde. Frieden! Wird er je Frieden haben? Ist diese Auszeichnung Anfang oder Ende, Rast oder neuer Sturm unter glostender Glut? Erregt hält er die Urkunde in den Händen und tritt zurück, überfliegt sie rasch und gibt sie an Celio weiter. Der liest, was hier verewigt geschrieben steht, daß am letzten Tage des Monats Mai 1503 zu Ferrara im bischöflichen Palaste, in Anwesenheit der genannten und erbetenen Zeugen, der ehrwürdige und gelehrte Mann Nikolaus Copernicus von Preußen im Kanonischen Rechte approbiert wurde, wogegen niemand Widerspruch erhoben habe.

Die Glocken läuten. Es ist ein feierlicher Zug hinüber zum Dom. Vom Altar aus werden die Namen der neuen Doktoren verlesen. Durch die feierlichen Hallen des Doms klingt auch der Name des Deutschen wie aus einer Ewigkeit her aufgerufen. . . .

Am breiten, hochgewölbten Portal der Kirche warten die Armen der Stadt, Geld und Kleider aus den spendebereiten Händen der neuen Doktoren zu erhalten. Denn neben der Würde stehen Wohltat und Opfer. Immer warten die Armen, immer, so muß Nikolaus Copernicus denken, wie

daheim, wenn die Weichselschiffe an den Strand stoßen und der Schiffsmeister ans Land steigt in Thorn. . . .

Celio schleppt den Freund fort, heim in sein weißgetünchtes Haus, die Treppe hinauf, ins Zimmer, dort ist weiß gedeckt, Früchte sind auf dem Tisch, Leckerbissen, kaltes Geflügel und Weizenbrot. Celio will den Tag feiern. Er kredenzt dem anderen sein Glas: »Auf den Doktorhut!« ruft er strahlend und leert es rasch. Copernicus ist fröhlich, spöttelt über die gestrengen Herren, lacht über die fetten Gesichter, die der Kirchenfürst alltäglich um sich sieht in Ferrara, und freut sich auf die Heimkehr mit dem Doktorhut. Wie wird der Onkel Lukas Watzelrode strahlen!

Noch in den Abend hinein verströmt der heiße Frühling seine Wärme. Blütenpracht schäumt in den Gärten, und nur langsam versinkt ihre Schönheit im blauen Dämmer.

Celio will singen, auf der Geige spielen, versucht Verse zu dichten, aber es gelingt ihm nicht. Da fällt ihm plötzlich ein, fast bebt er leise darüber, er war heut nicht bei Lukretia, er sang nicht vor ihr, sah sie nicht und stand nicht im Glanz ihrer Augen. . . . Er löscht das Licht. Sie sitzen im Dunkeln. Die Stunde im Dom hat den Dichter ergriffen, noch klingt es in ihm nach. Auch er wird studieren, mehr studieren und lernen und sich auch den Doktorhut holen, und überhaupt das Leben ernster nehmen, ernster . . . und aufhören mit allem, was eitle Lust und leichte Fröhlichkeit war, aufhören mit den Versen, mit den Lie-

dern, und sie nimmer einer Frau singen, die ihm nicht gehört. . . . Er wird Lukretia vergessen. . . . Der Name brennt ihm auf den Lippen. Er wird nie mehr ihre schmalen Hände küssen, nie mehr in ihr kleines Ohr Worte der Liebe stammeln. . . . Er wird studieren! Noch einmal leert er das Glas. Ein Dichter will er werden, ein Mann! . . . nicht ein Schwärmer bleiben und das Spielzeug einer Herzogin. Er zündet die Kerzen wieder an.

Da tritt eine Frau ins Zimmer, tief verschleiert, wie mit raschen Händen flüchtig den Mantel umgeworfen, schweigend steht sie an der Schwelle, läßt das Gesicht verhüllt, erschrickt, weil noch ein Fremder im Raume steht und sich verabschiedend verneigt. Da sinkt Celio ins Knie. Und er flüstert: »Lukretia!« Sie kommt zum erstenmal zu ihm. Sie sind allein.

Zu Hause in der einsamen Nacht findet Copernicus einen seltsamen Brief vor. Er kennt die Schriftzüge nicht, sie sind fast lustig verschnörkelt anzusehen, als habe sich der Schreiber dabei eine Freude machen wollen. Ein Brief von Heilsberg. Copernicus liest, der Brief ist kurz, eigentlich nur eine Frage. Ob in Ferrara gelehrt werde, daß das Lachen das Köstlichste sei und das Gesundeste auf der Welt? Sollte das nicht im Kanonischen Rechtsbuch stehen, so möge er, der Domherr Copernicus, dafür Sorge tragen; denn es sei wohl kaum zu glauben: in Heilsberg lebe ein Mann, der das Lachen verlernt habe, sogar das Lächeln. Dieser Mann

hätte keine Freude mehr, keine Lust an einem guten Scherz, den ließen die besten Witze kalt, der habe aufgehört, sich zu freuen. Selbst, wenn der Polenkönig gute Botschaft schicke, und der Krakauer sei darin nicht sparsam, hätten die Augen dieses Mannes kein Licht der Freude mehr, auch nicht an Blumen und Vögeln, nicht an der gewaltigen Burg, nicht mehr an den Dingen der Kunst und der Wissenschaft. Es müsse eine schwere Krankheit sein, denn dieser arme, düstere Mann sei : der reichste Mann von Erm-land, der Reichsfürst Lukas Watzelrode. Ob denn Copernicus noch immer nicht heimkehre und das Lachen mitbringe für den Onkel, und ob der Doktorhut schwerer zu erwerben sei als ein Domherrnstuhl? Und unterschrieben ist der Brief : Der Narr des Bischofs.

Heimkehren? Ja, jetzt muß Copernicus heim, bald will er reisen. In diesen Tagen fühlt er mehr als je, wie sehr er den Onkel liebt. Den harten Mann? Keiner hat ein besseres Herz als er, der Bischof Lukas Watzelrode. Aber einsam ist er. Der Onkel hat Heimweh. . . . Und über der Sorge um den verlassenen, fernen, alternden Mann vergißt Copernicus die Erlebnisse des Tages, den Doktorhut, den Wein bei Celio und Lukretia. Nur eines weiß er : er wird bald reisen und dem Onkel das Lachen bringen, Sonne aus der Welt des Südens, Sonne in den herben Winkel von Heilsberg!

Schon löst er sein Herz los, fast ist es zu tief in dieses Land versunken. Auf Wanderungen um die Stadt der Este

nimmt er oftmals Abschied, zeichnet Baumgruppen draußen in der Ebene, ein Schiff im Po, Säulenwinkel und Balustraden, zeichnet aus der Erinnerung die Roma mit der Bildsäule des Mars auf der bronzenen Tür an Sankt Peter in Rom, auf ein anderes Blatt das zierliche Glöckchenwerk einer Maiblume, die er einmal in Thorn gepflückt, dann eine krumme Gasse in Ferrara mit den lustigen Wimpeln von Wäsche, dann die Hand einer schönen Frau . . . , es ist die Hand einer Fürstin.

Am Tage, da er sich von Doktor Bardella und dem Professor Leutis für immer verabschiedet und die Freunde unten im Garten Lampions aufhängen und auf Mandolinen zu spielen beginnen, bringt die Post einen Brief. Der Arzt im Domkapitel ist alt und krank, das Kapitel braucht einen neuen Arzt. Es ist der Wunsch der Domherrnbrüder, daß Copernicus sofort nach Padua reise, ein neues Studium aufzunehmen. So ist doch Abschied. Und Celio reitet mit. Schon sind sie aus der Stadt. »Ich danke dem Schicksal«, sagt Celio, und er wendet keinen Blick zurück auf die stolze Stadt der Este, »sie hätt' nicht kommen sollen . . .« — Nein, eine Frau darf nicht kommen und heimlich um Liebe betteln, sie darf nicht betteln, fast traurig denkt es Celio. Dann versinkt Ferrara hinter ihnen im Dunst des Horizonts, und sie ziehen weiter auf der großen Straße, die nach Venedig hinweg über die rauschende Etsch führt, die aus den Tiroler Bergen kommt. Copernicus sieht in die Ferne,

dort geht es der Heimat zu, dort über Tirol. . . . Aber am anderen Tage glänzen vor ihnen die Kuppeln auf: Padua. Er faßt den Zügel fester, als habe er plötzlich Eile, Arzt zu werden. Der Gedanke beglückt ihn. Ja, Arzt! Er wird den Bischof Lukas Watzelrode heilen, den lieben, kranken Onkel.

*

Im Gang des Vatikans zu Rom ist eine Heilige. Lebendig ist sie eingemauert in die Wand. Sie will verhungern zur Ehre Gottes, um den todkranken Papst Alexander zu retten und um sich selbst die ewige Seligkeit zu erringen. Kardinäle, die sonst in Prunk und Samt hier geschäftig und in Lebenslust vorübereilen, reißen die kleine Schiebetüre auf, durch die die Wärter oft nach Tagen erst die auf Sterben bemessene Speise hineinstellen. Den Herren schwindelt, diese Luft ist schlecht! Doch sie fragen: »Hast du Hoffnung, Heilige?«

Sie legen alle ihre Befürchtungen um das Wohl des Heiligen Vaters in diese Frage. Und sie lauschen. Entsetzlich lange dauert es, bis aus dem Grab der Lebendigen die Botschaft kommt: »Alle sterben!« Da huschen sie davon und ihre Röcke baumeln um die hastenden Beine wie Totenfahnen.

Die Ärzte lassen Alexander viele Aderlässe, und in hohem Bogen quillt das Blut aus dem sterbenden Körper des Pap-

stes, der einmal die köstlichsten Weine getrunken und die feinsten Leckerbissen gegessen. Da wird ihm leichter, ruhig ist Alexander, wohlauf, zum Leben angefrischt. Mit Kardinälen spielt er hoffnungsfroh Karten. Nur nicht sterben!

Doch am andern Tag kommt das Fieber wieder, das ihn seit einer Woche quält und hetzt und dem Grab ausliefert. Ihn schaudert, wenn er's denkt.

Da liegt er arm und glüht. Ihn fröstelt, während sein Blut verbrennt, und er hat doch die Erde verteilt und mit kühnem Strich alles entdeckte und unentdeckte Land hundert Meilen von Cap Verde und von den Azoren seinem Vaterlande Spanien vermacht. Nun soll ihm kein einziger Quadratfuß mehr gehören!

Der Papst erstickt am andern Tag. Die Kunde läuft über die Berge und macht halt in allen Kirchen und Domen, und die Glocken der Welt läuten Alexander zu Grabe, als sei Gott gestorben. Aber Tränen hat keiner für diesen Borgia.

Nur *ein* Mädels kniet erschüttert und hoffnungslos in Sankt Johann im Betstuhl und weint verloren in sich hinein, weil dieser Papst starb. Die Gedanken Anna Schillings finden keinen Weg mehr. Könnte sie einen Menschen fragen: was nun? Und es ist so weit von Thorn bis nach Padua. Keiner weiß es genau, wie weit, und der Name der Stadt klingt wie ein verlorenes Lied, schwer und abschiednehmend.

Aber Nikolaus Copernicus wandert wieder fröhlich durch diese Stadt Padua inmitten der weiten, fruchtbaren Ebenen. Sieben Tore hat sie und hohe Wälle, Paläste und Kirchen mit orientalischen Kuppeln, mit Wandgemälden und berühmten Marmorgruppen. Am schönsten aber ist der Palast Della Ragione, der größte Saal der Erde, mit vierhundert Wandgemälden von Giovanni Miretto. Lange stehen die Freunde vor den Bildern des Menschenlebens, die dort dargestellt sind und den Einfluß der Gestirne und Jahreszeiten auf Geborenwerden und Schicksal zeigen.

»Daß ein Stern so fernher wirken soll auf unser kleines Leben?« fragt Celio verwundert.

»Mir strahlen alle und ich freue mich an allen«, antwortet Copernicus. Dann wandern sie durch die Stadt. Copernicus greift mit seinen Schritten weit aus, als wolle er alles erobern.

Celio hat Botschaft aus Ferrara erhalten: Lukretia büßt, sie kniet an allen Altären, niemand sieht das schmerzvolle Antlitz der Herzogin unter dem dunklen Schleier. Lukretia, heißt es, sei wie verwandelt und schwer betroffen vom Tode ihres Vaters. Celio ist nachdenklich darüber, nun fand die Herzogin die Umkehr doch, das Schicksal spielte gut. . . .

Die beiden bleiben bei den Statuen großer Paduaner stehen. »Wer war der?« fragt Copernicus.

»Pietro d'Albano, ein Astronom.«

»Astronom?« Copernicus will mehr über ihn wissen. Er sucht nach der Inschrift, steht lange vor dem steinernen Bildnis, als einer, der gekommen ist, jenen zu besuchen. Also auch ein Mann der Sterne, denkt der Deutsche.

»Als Zauberer ward er verurteilt«, spricht Celio, »vor hundert Jahren schon.«

Copernicus neigt leise den Kopf, grüßt den steinernen Pietro und schreitet davon: »Wie schön, Celio, wenn ein Name leuchten darf am Weg der Menschheit.«

Mitten im Gewirr der Häuser liegt die grüne Herrlichkeit des Prato Della Valle. In den Wiesen, auf dem weiten, sonnigen Platz, stehen schattige Bäume, und fließende Wasser spenden Kühlung in der sommerlichen Glut. Spielende Vögel und Kinder lärmen. Die Wasser der Brunnen spritzen empor. Schöne Frauen lachen unter den Bäumen. Copernicus sieht hinüber zu den spielenden Kindern und spricht mehr zu sich selbst als zu seinem Begleiter: »Bei uns daheim gibt es um diese Zeit bald Schnee.«

»Du hast wohl Heimweh, Nikolaus?«

Heimweh? Nach wem? Nach den Herren des Konvents? Nach Thorn? Nach den kalten, den sausenden Winden in weiter Landschaft, nach den Stürmen und den Peitschenhieben der Schneewirbel, nach den heulenden Winter Nächten des Nordens, nach den grauen Tagen, nach dem tiefen Schnee und nach den ewigen Wäldern der Heimat?

»Bald hängen sie voll Rauhreif, voll glitzernder Kristallenpracht, und der Schnee knirscht und die schwarzen Raben fliegen zur Stadt, und dann sind die Feuer so warm am Herd. . . . — Das ist schöner, Celio, als Paduas Prato Della Valle. . . .«

Der Dichter stört den Freund nicht im stürmischen Heimdenken. Sie wandern am Säulengang der Universität vorüber, er ist im Bau, dorthin kommen alle Namen und Wappen der hier graduierten Doktoren. Dann ragt vor ihnen der Turm Ezzelino auf, die Sternwarte. Fast ist Copernicus bedrückt, er hat keine Zeit, hinaufzusteigen. Sie stehen schon vor dem düsteren Gebäude der Anatomie, vor dem Theater des Todes, so heißen die Studenten das Haus. Die Freunde gehen die breiten Stufen hinauf und weisen sich aus. Sie bezahlen die fünfundzwanzig Zentimes an die beiden Hausverwalter, arme Studenten, welche die Instrumente aufzubewahren und die Leichname — man heißt sie Kadaver — zur Sektion für die Mediziner zu besorgen haben. Den Dichter fröstelt. Er vergißt das Scherzen. Es ist ihm unheimlich hier. Die Gänge sind grau und kalt. Dumpfe Luft scheint aus alten Jahren hier verblieben zu sein.

»Man fühlt den Tod«, sagt Celio und schüttelt sich.

»Wir sind doch hier, ihn kennenzulernen«, spricht Copernicus und zieht den Freund mit in den Saal. Die Vorlesung hat schon begonnen. Copernicus drängt sich durch den Kreis der Studenten nach vorne. Nun steht er neben

dem Professor. Der schlägt über einer Bahre das schwarze Tuch zurück, ein Toter liegt auf dem Tisch, ein Mann vom Galgen, den der Rektor der Fakultät vom Henker erworben hat.

»Wir sezieren den Mann, um Herz und Galle zu sehen.«
Der Professor sieht im Kreis der Studenten umher. Copernicus meldet sich.

»Doktor, seid Ihr nicht Priester?«

»Nein!« antwortet Copernicus. Dann dürfe er also brennen und schneiden, sagt der Professor mit kaum merklichem Spott. Denn Priester dürfen keine Chirurgen sein. Chirurgen fehlt die Herzmilde, so meint die Kirche und hat ihren Klerikern Brennen und Schneiden am toten Körper verboten.

»Das Herz«, sagt der Professor. Copernicus soll das Herz sezieren. Leise zittert ihm das Messer in der Hand. Zum erstenmal macht er den Schnitt. Er sieht dem Toten ins Gesicht. Ob der sich rührt? Eines Menschen Herz, ein Himmelsgewölbe mit Sternen! Mit glühenden und stürzenden Sternen! Viele Bahnen münden in ein Herz, Bäche von Blut. Copernicus legt die Haut bloß. Seine Hand ist ruhig. Ihm ist, als müßten zerbrochene Welten aus der klaffenden Wunde fallen. Aber es ist nur schwarzes Blut. Schweißtropfen stehen dem Studenten der Medizin auf der Stirne. Der Schnitt ist kräftig. Das Herz fällt auseinander. Celio steht hinter dem Freund. Er ist totenblaß. Ihm ist übel, als

hätte man sein Herz herausgeschnitten. Er wankt. Copernicus fängt ihn auf und führt ihn fort.

Durch die kommenden Nächte fliegen ihre Gedanken in die Höhen und Tiefen menschlicher Erkenntnis, und in den Träumen kehren sie wieder wie schwingende Feuer. Aber sie verlöschen am anderen Morgen über neuem Denken, dann stehen die Freunde bekümmert vor den Ruinen noch gestern erbauter stolzer Burgen des Geistes und rollen aufs neue Steine für die Götterpaläste aus der philosophischen Welt. Und wenn die Mauleseltreiber drunten auf der Gasse ihre Scherze mit den Mägden vor den Häusern treiben und Bänkelsänger ihre Lieder singen, dann beneiden die Freunde jene glücklichen Kostgänger Gottes, die nicht, wie die Narren der Welt, ans Gesetz des Forschens verloren sind.

Aber die Zeit vergeht, die Jahre rauschen dahin. Copernicus darf nichts versäumen, es gibt so vieles zu lernen, ehe er die große Reise in den Norden beginnt, von wo er nicht mehr zurückkehren wird in dieses Land der großen Künstler und weisen Männer und schönen Frauen. Es ist, als stürmten in diesen letzten Wochen alle großen Rätsel der Welt noch einmal auf ihn herein, und Celio hat hundert Fragen nach dem unbegreiflichen Gott, nach den wirkenden Mächten in der Natur, nach dem Urgrund der Dinge, Fragen nach dem Woher und Wozu und Wohin des Lebens. Finden sie Antwort in fremdem oder eigenem Denken, dann wandeln sie wie Könige durch Padua und glau-

ben im Traum ihrer Jugendlichkeit unsichtbare Kronen auf der Stirne zu tragen. Und bleibt die Antwort aus, selbst die der Kirche, dann geht Copernicus zu Pomponazzi.

Pietro Pomponazzi ist ein Programm, ein Philosoph von außergewöhnlichem Verstand. In seinen Vorlesungen strömen alle Wissenschaften ineinander, Gott und Zahl, Religion und Mathematik, Sterne und Leben, Astronomie und Philosophie. Es gibt keinen Studenten in Padua, der ihn nicht hören wollte. Alle haben an ihn eine Frage. So ist es Brauch, daß die heiligsten und tiefsten Probleme aufgeworfen und beantwortet werden. Die Frage nach der menschlichen Seele hat heute einer gestellt. Erwartungsvoll harren die Studenten.

»Wir haben eine Seele«, beginnt Pietro Pomponazzi, »aber die Meinungen gehen auseinander, ob jeder Mensch eine eigene Seele hat für sich allein, oder ob wir alle gemeinsam nur eine Seele haben, das heißt, daß wir alle gleichsam teilhaben an der Seele der Welt.«

Ungeduldig erhebt sich die Stimme eines Studenten und stellt die Frage nach dem persönlichen Fortleben des Einzelmenschen nach dem Tode. Der Professor hebt die Schultern hoch. Das bedeutet Ungewißheit und Zweifel. Die Studenten lärmten. Die Antwort befriedigt sie nicht. Da fährt der Professor vorsichtig — denn er weiß nicht, ob unter seinen Zuhörern nicht auch Theologen sind — fort: »Daß die Seele einmal weiterlebt, wenn wir tot sind, ist ein schöner

Glaube. Er beglückt und hilft über die Kümmernisse des Lebens hinweg und bedeutet Trost und letzte Hoffnung, aber es ist nur ein Glaube. Der Glaube kann irren. Die Philosophie hat keinen Beweis dafür, daß die Seele unsterblich ist.«

Die Worte klingen kalt und ohne Trost. Wenn die Seele stirbt, ist alle Jenseitsfreude dahin. Warum dann das Gute und Große? Versinken die Menschen ohne diesen Glauben nicht in häßliche Tiefen? Das Vorbeisein, das unwiderrufliche Ende nach dem leiblichen Tod — es ist nicht auszudenken. Bedrückend ist das Schweigen im Saal. Pomponazzi ist ein Ketzer, ein kalter Ketzer. Noch spricht er den letzten Satz: »Wo sind die Toten hin? Dahin, wohin wir gehen. Und wohin gehen wir? Wohin sie gingen . . . !«

Da erhebt sich der Deutsche Nikolaus Copernicus, und in die Stille hinein sagt er mit warmer, stolzer Stimme: »Die Seele macht uns königlich und erhaben. Sie ist ein Stück von Gott.«

Das Wort blüht wie Licht und Verheißung über den Gesichtern der Studenten, die noch nie etwas gehört haben von der Predigt des großen Eckehart, der von der Seele sagte, sie sei weiter als das weite Weltall und Stellvertreterin Gottes auf Erden. Und Nikolaus Copernicus spricht im Hörsaal der Universität von Padua, während draußen der italienische Frühling lacht, von Meister Eckehart, dem frommen Weisen aus Deutschland, und es klingt wie die

Botschaft einer anderen, tieferen Welt: »Wozu sich streiten über Gott? Gott ist — und auch die Seele ist. Das ewig Unzerstörbare wird immer sein. Gott stirbt nicht. . . . Und die Seele?« Der flammende Deutsche vollendet nicht. Die Antwort ist schon gegeben. Pomponazzi schweigt. Dann reicht er dem Deutschen die Hand. . . .

Celio hat nicht Zeit für Pomponazzi, arbeitet er am Doktorhut oder schreibt er heimlich Verse? Oder hat er die kleine Bänkelsängerin wieder an seinen Tisch geladen, die Kleine, die sich täglich auf der Gasse vorübertreibt und ihm verstohlene Küsse heraufschickt? Macht er ihr wieder Komplimente wie gestern, läßt sie singen und beschenkt sie mit köstlichen Bissen und freut sich ihres Hungers? Celio wartet, der Schlingel! Da! Das rote Röckchen und das gelbe Seidentuch! Da ist die Kleine wieder, die zierliche, zärtliche, die lächelnde Braune. Mit dem Rücken ihrer kleinen Hand schlägt sie ihr Tamburin, daß die silbernen Glöckchen wie Münzen klirren. Sie hascht nach den Gaben an den Fenstern und macht ihre Knickse. Celio steht oben am Fenster, winkt herab, heißt sie kommen. Da huscht sie zu ihm durch die Tür, glättet das dürftige Röckchen und wartet des Winks an den Tisch. Doch Celio stellt sich vor die Kleine, sieht sie lächelnd an und fragt das Mädchen: »Dir gefällt das Leben, Lolita?« Lolita ist sprachlos, die Frage macht sie verwirrt. Sie keucht ein wenig, wispert, streicht sich die Haare aus dem Gesicht. Der Herr scherzt,

denkt das Mädchen, er spielt mit mir, er tändelt mit meinem Herzen. Warum mir das Leben gefällt?

»Warum lebst du so fröhlich, Lolita? Warum freust du dich?«

»Es ist schön, Herr . . .«, sagt sie plötzlich und zeigt die blitzenden Zähne. Und der Dichter scherzt weiter, daß in Padua tausend Studenten seien, die alle in die Vortragssäle stürmten und dort die hochgelehrten Professoren fragten, wozu das Leben sei, und er fügt hinzu: »Und du, für wen lebst du, Kind?«

»Für Benjamino . . .«, lächelt sie süß und schwärmt von dem dunkelverbrannten Gesellen, der dort unten auf der Gasse wartet und Augen wie glühende Kohlen hat. Der Dichter spinnt den Gedanken, über dem er seit Stunden saß, weiter und fragt noch einmal: »Und wenn du tot bist?« forschet er, »was dann?«

Da strahlt es selig und sorgenlos aus den großen Augen: »Dann träume ich von ihm. . . .«

Celio küßt die Kleine auf die Stirne, hängt ihr eine goldene Kette um den braunen Hals und sagt glücklich: »Seligster Vogel Gottes!« und ist froh über die Lebensweisheit des Kindes, dem allein nur das Herz Antwort gibt auf die Fragen der Philosophie, schöner dünkt ihm das zu sein als die spitzfindige und kalte Ketzerei Pomponazzis. »Und heute abend!« ruft Celio der Braunen nach, ja, Lolita wird das seidene Tuch tragen, wie schön wird das sein!

Nun ist es wieder still im Hause. Wo bleibt Copernicus? Übermorgen will er reisen. Reisen! Wehmut weht den Dichter an. Reisen, heim, nach Deutschland, so weit fort und für immer!

Celio sieht den Freund vor sich stehen, so wird es sein, in aller Frühe, übermorgen, und Copernicus wird Eile haben, und etwas unbeholfen wird er noch irgend ein Wort sagen und noch einmal über den Balkon des kleinen Hauses hinaussehen in den blühenden Garten, und seine Blicke werden dort lange verweilen, und langsam wird er sie lösen vom Bild der Bäume und Brunnen. Und dann? Was wird Copernicus sagen, einen Scherz, eine Frage, einen Gruß? Was soll Celio antworten? Ihm wird der Mund zittern, und sein Herz wird nicht stark sein. Doch, es muß stark sein. Celio wird flüstern: Freund! und wird ihm das schmale Heft in die Hände drücken, daß es Nikolaus mitnehme in die Heimat, und die Verse darin sollen ihm alles sagen, die schwingenden Worte der heimlich geschriebenen Strophen, die Hymnen der Freundschaft. Und irgendwo, wenn der Wagen längst aus dem Tor fuhr, wird Copernicus darin blättern. . . .

Aber noch ist es nicht soweit. Vorher muß Abschied gefeiert werden. Celio hängt das Zimmer voll mit Sternen aus glänzendem Goldpapier. Wie werden sie funkeln, wenn am Abend die Lichter brennen! Goldene Sterne sollen über dem Abschied schwingen, Sterne! Standen nicht Sterne

über Copernicus in Krakau und Bologna, Sterne noch in Rom, wie oft hat es Nikolaus erzählt! Dann waren sie ihm versunken in den Nächten Ferraras über den Fragen der christlichen Philosophie, nun soll er eine Stube voll Sterne haben!

Wo Nikolaus nur bleibt? Seit gestern war er nicht mehr zu Hause. Celio ist unruhig, wo blieb Copernicus in der Nacht? Sicherlich träumte er wieder zum Nachthimmel auf und sein Herz flog in die unendlichen Räume, als sei es dort jenseits zu Hause. . . . Er müßte längst da sein, in einer Stunde kommen die Freunde, und Lolita wird singen, und die Diener werden Wein bringen, und heimlich hat Celio schöne Frauen geladen. . . . Celio stürmt fort. Irgendwo in einer Vorlesung muß er ihn finden. Aber wo? Bei Marcus Mussurus, vielleicht, oder bei Leonicus Tomeus, nein! Hier ist er nicht, weder im Vortrag über griechische Sprache noch in der Vorlesung über griechische Philosophie. Bei Girolamo Fracastro! Der liest noch spät, dort! Celio nimmt die Treppen im Schwung, eilt durch die Gänge der großen Universität, horcht wie ein kleiner Schuljunge an den Türen und findet den Freund endlich, ganz hinten im Saal, einsam und versunken, ihn kümmert die Umwelt nicht, bei Girolamo Fracastro. Über dessen Vorlesung steht immer das Wort, das durch ihn in Padua Heimat gefunden hat: Logik! Wer Padua gesehen hat, nimmt dies Wort als heilige Verpflichtung mit ins Leben. Es ist ein Begriff der

Grübler und Wahrheitsucher, Grundriß und Aufbau und Höhe allen Denkens. Girolamo Fracastro ist noch jung, er ist Philosoph, Arzt, Professor, Astronom!

Celio stößt den Freund an, macht sich etwas verlegen bemerkbar, flüstert ihm zu, daß es Zeit sei, das Essen stehe bereit, sie müßten eilen. . . .

Copernicus sieht ihn nur rasch an, dann versinkt er wieder ganz in sich hinein. Girolamo spricht über des Ptolemäus Lehre von der Welt. An ihr weist er die Logik nach. Ein Satz wächst aus dem andern, folgerichtig, gedankenklar. Aber es ist nicht neu, was er sagt, nur einige Zahlen sind abgeändert.

Copernicus erhebt sich. Celio ist froh, also endlich nach Hause, endlich, jetzt, sogleich! Aber der Doktor wendet sich nicht zur Tür. Wie traumwandelnd, ein plötzlich Hergestürmter, geht er durch die Reihen. Etwas in ihm treibt ihn an. Vor dem Professor bleibt er stehen, wie einer, der sich hierher verloren hat und nicht mehr fortfindet. Sein Gesicht ist blaß. Spuren verbrauchter Nächte wehen über seiner Stirne. Fracastro sieht ihn mit kühlen, grauen Augen an, bekümmert um seinen seltsamen Zustand, und in seinem Blick steht die Frage, was dieser sonderbare Student eigentlich suche.

Was ich suche, denkt Copernicus, wenn ich das nur wüßte, etwas Neues vielleicht, etwas Anderes, Besseres! Die wahre, die göttliche, die unsterbliche Logik! Da end-

lich beginnt Copernicus zu sprechen, unsicher erst, dann aber voll Aufbegehren. Es ist plötzlich ein stürmisches Fordern in seinen Worten. Atemlos hören ihm alle zu, es geht um Dinge, die schon über allem Wissen stehen, über aller Wissenschaft. Auch der Professor staunt. Lehrsätze und Erkenntnisse werden unwichtig und klein. Was sagt dieser merkwürdige Deutsche?

»Ich suche das Gesetz der Welt!«

✱

Rostroter Herbstwald brennt in der eichen- und buchenbewachsenen Hügelwelt Ermlands und stellt lodernde Farbenbrände um Heilsberg, die gewaltige Burg an der polnischen Grenze.

Der Bischof Lukas Watzelrode ließ härtestes Material in die Kreuzbogen der roten Ziegelgewölbe und in die wehrhaften Türme zwingen, um den Polen eine steinerne Faust vor die Fratze zu setzen. Mit Trotz und stählerner Willenskraft, mit der ganzen Härte seines Herzens hat der Bischof diese Burg erbaut. Der Drang ins Maßlose hat ihn beseelt, alle Linien fliegen zum Licht empor, und es flutet durch die hohen Fenster in die weiten Räume und durch die spitzbogigen Portale. Eine Fülle von Ranken und Säulchen ziert die Wände, an nichts wurde gespart. Aber wohl sind die gotischen Türme und Bogen erdflüchtig und himmelanstrebend wie aufgehobene, betende Hände, doch die Mauern

sind massig und schwer; denn Lukas Watzelrode hat nur an die Festigung seiner irdischen Herrschaft gedacht, und die Burg gilt ihm nicht etwa wie eine gotische Kirche als Ausdruck ins Jenseits fliehender Frömmigkeit, vielmehr als Kampfansage an eine streitgewohnte Zeit. Sie soll den Namen des Lukas Watzelrode einmal künden, daß er nach seinem Tode nicht vergessen wird. Dies dünkt ihm furchtbar zu sein, einmal vergessen zu werden!

Um die Vorburg rauschen die klaren Wasser der Alle nordnordostwärts zum Pregel, in der Schloßnähe nehmen sie das Simserflüßchen mit, das noch im Burgteich unter Bäumen und Gesträuch ausruht, ehe es die große Wanderung beginnt. Hier sind die heimlichsten Winkel, grüne Lauben verschwiegener Einsamkeit.

Dies alles hat Lukas Watzelrode geschaffen, aber seit langem hat er das Lachen verlernt. »Du bist nicht mehr jung«, sagt Nikolaus Copernicus mit Sorge, »bist nicht mehr gesund . . . und brauchst Ruhe, Onkel.« Immer wieder muß es Copernicus denken, wie sich der Onkel veränderte in den zehn Jahren, in denen sie sich einmal — in kurzem Urlaub — gesehen haben. »Du bist lang fortgewesen, Nikolaus, und du ahnst meine Sorgen nicht . . .«, und er schüttet das Herz vor dem Neffen aus, den er eigens nach Heilsberg kommen ließ. So hat Copernicus Urlaub erhalten von den Geschäften seiner Frauenburger Pfründe. Der Bischof beichtet ihm, wie zwischen den vielen

Interessen sein Ermland liegt, hin- und hergeworfen im Spiel der Politik, daß die Polen ganz Preußen wollen und auch der Orden auf Ermland giere. In den unerschütterlichen Gewölben unter dem Remter, neben den riesigen Kellern, sei das Kriegsmaterial verwahrt, Kanonen und Pulvertonnen, Kartaunen und Rüstungen, Harnische und Hellebarden, Sturmhauben und Spieße, die beiden gelten können, den Polen oder dem Orden, je nach Bedarf. Dann flattert endlich aus dem verhärmten Antlitz des Bischofs ein heller Schein: Der Polenkönig bietet dem Watzelrode den Hut des Erzbischofs an!

Copernicus will Einwendungen machen, aber des Onkels Gedanken spinnen weiter. Er sieht den Tag kommen, da einmal Nikolaus Copernicus in Amt und Würden steht, und er sagt jetzt: »Wenn du einst . . . mein Erbe bist, Nikolaus, auf diesem Platz.«

»Niemals!« unterbricht ihn der Domherr jäh. Erschrocken lehnt er Amt und Würde, Macht und Herrschaft ab.

»Die Mitra . . ., Nikolaus!« Das Wort leuchtet auf wie schweres Gold. So weit spielt der Bischof die Fäden seiner Wünsche.

»Onkel!« bittet der Domherr, »laß mir den Himmel . . .«, und er meint damit die Seligkeit, die er im Wissen um die geistigen und astronomischen Dinge empfindet. Aber der Bischof läßt nicht locker, er vertraut dem Uhrwerk der

Zeit; denn die Zeit löst die Herzen der Menschen und bindet sie wieder, und die Aufträge wechseln.

Sie schreiten ins Haus.

Unter den Spitzbogen des zweigeschossigen Kreuzganges mit den Bildern der einstigen Bischöfe warten die Beamten der Burg, Generalvikar und Spiritual, Landvogt und Schloßhauptmann, Marschall und Truchseß. Die Kammerjunker sind ungeduldig, und jüngere Geistliche wandeln im Gang auf und ab. Endlich läutet die Mittagsglocke. Die Schloßdoggen bellen; es ist das Zeichen, daß der Bischof naht.

Er schreitet in Chorrock und Bischofshut einher, dem Zug voraus, der immer größer wird, da jeder sich nach Rang und Stand der Vorschrift gemäß einzuordnen hat. Der Zeremonienmeister reißt die Flügeltüren des Rittersaales auf. Diener reichen dem Burgherrn Wasser und Handtuch. Tropfen läßt er über die schmalen Hände träufeln. Acht Tafeln sind gedeckt. Arme Leute, die bettelnd an die Pforte kommen, sitzen am letzten Tisch, ganz hinten. Gaukler reißen Possenspiele, aber der Hofnarr übertrifft sie alle. Der Geck springt in den Saal, die Eselsohren an der Narrenkappe baumeln hin und her und seine Schellen am Halskragen bimmeln. Er spreizt sich vor dem Bischof, zieht die Narrenkappe ab und zeigt den frischgeschorenen Kopf, daß alles lacht. Dann beugt er sich plötzlich zum Teller des Bischofs und schauspielert, als

ziehe er ein Haar aus der Suppe, hebt es empor und feixt : »Woher ist das Haar, Bischof?« Lukas Watzelrode ist überrascht. Der Narr kichert und sagt mit dämonischem Lachen : »Ich weiß, das Haar ist polnisch, Herr ! Es stammt vom Schädel des Oberrichters, den die Polen über Preußen setzen !« Schallend lacht er hinaus. Dann macht der Schelm ein todernstes Gesicht, als sei er traurig darüber, daß der Bischof jenen Oberrichter dulde oder gar den Preußen gönne. Ein Narr hat Freiheit. Alles lacht.

Coppernicus aber ist froh, dem Gelächter und politischen Gezänke zu entkommen. Er hat anderes zu tun. In Stunden, da der Bischof keinen Berater und auch keinen Medikus braucht, übersetzt er die Verse und Sprüche des Ägypters Theophylaktus in den Wohlklang des schönen Latein. Briefe der Liebe sind es. Immer haben die Kinder dieser Erde sie gleich empfunden, diese leuchtende Gottesgabe, haben sie verschwendet und empfangen, leichtsinnig verschleudert oder aufgespart.

Aufgespart? Coppernicus hält in der Arbeit ein. Das Wort beunruhigt ihn. Er wandert in der Bibliothek hin und her. Briefe der Liebe. . . . Er denkt an die eigenen. Wie lange schon schrieb er nicht mehr? Viele Sommer sind im Norden verblüht — und seit Monaten ist er selber wieder im Lande.

Die Verse sind duftende Blumen aus dem Frühlingsgarten liebender Seelen. Er wird sie Anna senden. . . . Coppernicus steht am Fenster und träumt, er wandert durch

vergangene Jahre. Draußen versinken die Bäume im steigenden Nebelsee. Da hängt der Domherr den schwarzen Mantel um die fröstelnden Schultern und flieht aus der Burg. Dämmerndes Grau umhüllt ihn.

Sind Zeit und Raum oder Ferne und Unrast schuldig, daß er Anna vergaß? Sie wird die Verse lesen und wird still sein und wissen, daß er sie niemals verloren hat.

Spät kommt er heim, in der Bibliothek ist noch Licht. Der Onkel liest die glühenden Strophen. »Liebesbriefe?« fragt Lukas Watzelrode. Er meint es verächtlich. Eigentlich könnten es andere Schriften sein, die der Übersetzung wert wären. Nikolaus ist kein Jüngling mehr, er sollte über das Alter hinaus sein mit seinen dreiunddreißig Jahren. Und langsam lenkt er das Gespräch dem Ziele zu: »Was schreibt dir Anna Schillings?« Anna Schillings? Wie aus weiter Ferne steigt der Name auf.

Coppernicus schweigt. Es ist ihm, als wandere er noch immer draußen im Dunkel. Das Dunkel schlägt über ihm zusammen. Er hört wie von fernher die Worte des Bischofs, daß Anna Schillings glückliche Braut sei, längst schon, und daß sie heiraten werde.

Noch nach Wochen fühlt Nikolaus Coppernicus die Dunkelheit um sich, und nur langsam kommen die Sterne wieder. Auf flüchtige Kreise, die er rasch hinwirft, bannt er ihre goldene Spur, als befürchte er, sie gingen ihm noch einmal unter. Ein großer Kreis auf seinem Papier aber be-

deutet die Kugel der Welt. Er zieht im Kreis von Osten nach Westen die Weltachse hindurch, waagrecht und genau. Der Punkt in der Mitte bedeutet die Erde, unter ihr ist das große Wasser, das die Enttäuschten fortschwemmt, denkt Copernicus bitter. Er zieht Lote und Winkel. Sie ergeben die Polhöhe — dort hinaus schreiten die Auferstandenen ins Licht. Einen Augenblick lang denkt Copernicus an die Mutter, dort ging sie hinaus, weit fort ins Licht, in den Raum der Welt. Und der Vater hat auf sie gewartet. Es ist schon lange her. Wievielmals war es Sommer — wievielmals kam seit damals der Winter und deckte die Gräber in Thorn. . . .

Copernicus reißt sich los von den Träumen. Er sucht nach Raum und Zeit, nach diesen seltsamen Dingen, in denen das Leben schwebt und strömt und vergeht. Er zeichnet Winkel und Gerade. Aber die Zeichnung genügt ihm nicht. Ihre Maße sind nichtig und geben keine Vorstellung von den Räumen des Maßlosen, wo das Ewige und Unfaßliche sich nie enthüllen wird.

Da schließt er die Augen und steigt in Gedanken allein in die grenzenlose, einsame Unendlichkeit der Weltkugel hinein. . . . Wie schön sind die Nächte, wenn er so wandert! Aber darüber vergeht die Zeit wie im Flug.

Eines Tages steht wieder der Bischof vor ihm und legt dem Schwestersonn die Hand auf die Schulter. Der hebt wie ein Fremder den Kopf.

»Wo kommst du her, Nikolaus?«

»Aus dem Weltraum!« flüstert Copernicus, »aus dem großen Dom. . . .«

Der Bischof sieht die Zeichnung, die Zahlen, die Tabellen: »Warum gehst du denn so weit fort, Nikolaus? Hat auf Erden nicht das kleinste und ärmste Dorf seinen Dom? Darin wohnt Gott leibhaftig im Sakrament. Du bist Domherr, Nikolaus, doch du bist noch nicht Priester . . .!«

Wie aus einer versunkenen Welt, die er durchwandert hat, sieht Copernicus den Bischof an.

»Du sollst das Meßopfer lesen«, fährt der Onkel fort, »sollst Sakramente spenden, Segen! Und der Weißen heiliges Geheimnis erfüllen. Noch hast du nicht gesalbte Hände, noch reichte dir der Bischof nicht den Kelch mit Wein, noch hast du nicht den Gehorsam des Zölibats versprochen.«

Copernicus sieht den andern starr an. Er hört die Bitte, fast ist sie wie ein Flehen, ein Bestürmen.

»Du mußt Priester werden . . .«, sagt der Bischof Watzelrode noch einmal.

»Nein, Onkel, ich werde es nicht können«, sagt Nikolaus mit verhaltener Stimme. Aus seinem Herzen verströmt die lang angehaltene Flut.

Der Bischof hat ein steinernes Gesicht. Er traut seinen Ohren nicht, er ist wie betäubt und gelähmt. Ein Lachen irrt durch den Raum, ein verständnisloses, merkwürdiges

Lachen. Da sagt Copernicus sehr still und mit fernem Blick: »Ich habe in Rom gesehen, daß Bramante geweiht ist, der große Baumeister, und Raffael . . . und Pietro Pomponazzi . . . und Michelangelo! Alle, alle! Alles Große ist von selber geweiht!«

»Von selber?« Der Bischof wankt. Von selber geweiht? Und er geht wortlos hinaus. In der Schloßkapelle kniet er auf dem Samt seines Stuhles und sucht wieder Fassung und Ruhe. Ist dieser junge Mann ein Heide, ist er am Ende krank — oder ein armer Narr? Nur ein Narr kann sagen, daß einer von selber geweiht sei.

Mit ängstlichen Augen sieht man in der Burg dem Bischof nach. Hat sich nicht alles auf den jungen Neffen gefreut, daß dieser das Lachen bringe und daß der Bischof wieder fröhlich werde durch ihn? Nun zeigt Lukas Watzelrode ein noch mehr verstörtes, fremdes Wesen, und keiner weiß den Grund. Nur der Hofnarr reißt seine Possen und erzählt in allen Gesindestuben, daß der Domherr Nikolaus Copernicus Sonne und Sterne messe mit seinen Latten. Ja, mit gewöhnlichen Latten. Er selber hat die Fichtenholzlineale gesehen, drei Ellen lang. Sonnen- und Mondhöhe wolle der Domherr damit messen.

»Der Narr!« gröhlen die Knechte. Aber das Gröhlen fährt dem Hofnarren in die Beine und hinauf ins Herz. Er wollte einen Scherz machen und fällt ihm selber zum Opfer. »Der Narr!« höhnen und schelten die Knechte und tun

sich groß und prahlen. Da läuft er erschrocken fort, bis er am Fenster des Domherrn steht. Er klopft.

»Ich tat Euch unrecht, Herr!« sagt er hastig. Copernicus lacht: »Wie heißt dein neuester Spaß?«

»Narren sind Brüder!« antwortet der andere.

»Das ist eine Weisheit!« sagt Copernicus belustigt und öffnet die Tür, »komm herein. Wir wollen einen Spaß zusammen treiben. Paß auf: Du heißt jetzt Schirolamo. Einem Girolamo, dem Girolamo Fracastro in Padua, bin ich einen Beweis schuldig.«

Der Hofnarr staunt und traut nicht recht. Da sagt Copernicus: »Hör' zu! Du bist ein großer Gelehrter, streng und mißtrauisch. Und ich stell' den Satz auf, hör' genau zu, den Satz: Die Erde ist eine Kugel! Der Satz gilt als Narretei, und du sollst ihn widerlegen!«

Der Hofnarr weiß nicht, was er denken soll. Es ist doch wohl nicht möglich, daß der Domherr . . . nein, das ist nicht möglich. Also ist es ein Scherz. Aber alle Gewandtheit, mit der er Herren und Fürsten begegnet ist, scheint ihn zu verlassen. Hier hört die Kühnheit des Scherzes auf, die Dreistigkeit des Spasses und der Übermut des Narrentums. Dunkel fühlt er es. Aber Copernicus tut, als beachte er seine Unsicherheit nicht und spielt das Spiel weiter: »Wer bist du?« fragt er, um dem anderen die Zunge zu lösen, ihn zum Gespräch zu locken. Da erzählt der Narr, daß er einst Theologe gewesen sei. Er stockt und ist verlegen.

»Und dann?« lacht Copernicus.

»Schauspieler«, beichtet der andere.

»Und?«

»Aus Narretei ein Narr!« bekennt Schirolamo.

»Hast du von Pythagoras gehört?«

»Ja!« antwortet der Narr, aber er weiß nichts Bestimmtes mehr, er kann sich nur an den Namen erinnern.

»Hörtest du von Magelhanes?« Der Narr schüttelt den Kopf. Und da beginnt Copernicus, als stehe er im Hörsaal des Girolamo Fracastro in Padua, zu erzählen: »Magelhanes, dieser Portugiese, kehrte nach dreijähriger Fahrt um die Erde in den Hafen Sevilla zurück. Da fehlte in seiner Schiffsrechnung ein Tag. Kannst du dir denken, wie sie alle bestürzt waren? Buße taten sie in der Domkirche, weil sie während der Fahrt die Fast- und Festtage zu falscher Zeit gehalten hatten.«

Der Hofnarr lacht: »Wie kann man einen Tag sparen? Ich habe nie gehört, daß man Zeit sammeln kann wie Dukaten.«

In diesem Augenblick zeichnet Copernicus zwei Kreise ineinander: »Das ist die Erde, das der Himmelsbogen. . . . Die Sonne und damit die Zeit wandert immer dem Westen zu. Wer nach Westen um die Erde fährt, muß einen Tag einsparen. Ich hab's errechnet . . . hier!«

»Ich verstehe es nicht. . . !« antwortet der andere. Es sind Dinge, mit denen auch ein Hofnarr nicht fertig wird.

Copernicus aber ist voll Feuer: »Bist du schon auf einem Berg gestanden?«

»Ja!«

»Wie weit hast du sehen können?«

»Bis zum Horizont, Herr!«

»Und wie hast du ihn gesehen?«

»Immer nur als Kreis . . .!«

Der Domherr hält dem anderen eine Kugel hin: »Von jedem Standpunkt also sieht man den Horizont als Kreis. Das bedeutet also . . .«

»Daß die Erde eine Kugel ist!« triumphiert lachend Schirolamo.

»Bist du schon am Meer gestanden?«

»In Genua, Herr!«

»Hast du Schiffe ankommen sehen, von weither?«

»Ja, viele . . ., aus dem Weltmeer kehrten sie heim. . . .«

»Was hast du von diesen Schiffen zuerst gesehen?«

»Die Mastspitze, Herr. Dann wuchsen sie langsam herauf. . . .«

Copernicus hat aus Draht und blechernen Ringen ein Himmelsgerüst gebogen, tief in der Kugel ist die kleine Erde. Er zeigt von ihr aus auf die Räume der Himmelskugel mit immer neuen Sternen: »Die Menschen dort unten haben andere Sterne über sich, als die hier oben, glaubst du das?«

»Ich glaube, weil ich es sehe!«

»Hier, diese Kugel — sie ist ein Bild der Erde! Was machst du für ein dummes Gesicht, Schirolamo, so rede doch!« Aber der Domherr wartet nicht auf die Antwort. Er heftet mit Papier die Oberfläche der Kugel zu, mißt sie in ihrer Größe, denkt sich die Oberfläche aufgelöst in viele Kreise, und von diesen aus konstruiert er Kegel bis hinein zur Mitte. So rechnet er die Größe der Kugel aus. War es nicht Hipparch, der schon damals den Umfang der Erde maß? Und er wußte nicht einmal, daß sie eine Kugel ist.— 278 000 Stadien ist der Umfang der Erde. Also lassen sich Inhalt und Gewicht der Kugel berechnen. Die Zahl wird heilig sein! Copernicus rechnet — und erschrickt über die langen Reihen der Zahlen, die sich aneinanderfügen. Der Narr steht dabei und schüttelt den Kopf. Es ist nicht zu fassen. Aber was bedeuten Zahlen? Copernicus schiebt die Blätter auf den Tisch zurück, erhebt sich und geht zur alten Truhe an der Wand. Die reiste damals mit nach Krakau, dann nach Bologna, dann nach Rom . . . und dann nach Ferrara und Padua. . . . Hinten war sie aufgeschnallt auf den Kutschen, sie hat silbernes Beschläge. Reiste nicht der Vater einst mit der alten Truhe? Sinnend bleibt Copernicus stehen und denkt einen Augenblick lang an die weiten Fernen, die die Truhe sah. Rasch schließt er auf. Er sucht die kleine Kugel, sie ist noch von daheim, der Münzmeister Schillings schmolz sie damals aus Dukaten, lauter Gold, das einst der Vater eingenommen hatte. So ist

in ihr des Vaters Kaufherrnberuf und das Licht kinderfroher Tage eingeschmolzen. Das Gold ist mehr als Metall von Münzen; Leben und Erinnerungen sind darin eingeprägt. Der Domherr hängt die kleine Kugel am Seidenfaden auf. Das Pendel ruht, von der Schwerkraft der Erde gebannt. Da läßt er das Pendel schwingen. Es schlägt aus und kehrt zurück und bleibt nicht in der Ruhelage hängen, sondern steigt auf der anderen Seite weiter.

Copernicus sieht dem Spiel gedankenversunken zu. Ist der Mensch nicht auch so eine Kugel? Einmal in Bewegung gebracht, kommt sie nie wieder in die Ruhelage zurück und schwingt immer weiter — immer weiter, und findet die Ruhe nicht mehr? Immer weiter schwingt das Leben fort von dort, wo man daheim war. . . . Ach, ewige Rätsel und Fragen! Wenn die Erde, denkt er plötzlich, eine ideale Kugel wäre, ohne Unförmigkeit und ohne Erhöhung, dann müßte das Pendel überall die gleiche Schwingung haben, wo man es auch ansetzt, nur in der Erdtiefe muß es größere Kraft bekommen, weil dort die Erde stärker ruft und besser zu hören ist als hoch auf einem Berge, weit vom Mittelpunkt weg.

Da steht mit einemmal der Bischof Lukas Watzelrode in der Tür: »Der Hochmeister des Deutschritterordens, Friedrich zu Sachsen, leistet dem Polenkönig nicht Huldigung! Kaiser Maximilian steift dem Sachsen den trotzigen Rücken! Die Ritter befestigen ihr Land. Wo führt das hin?«

Nikolaus Copernicus sieht den Bischof lange an, dann weist er zur kleinen Kugel und sagt geheimnisvoll: »Die Pendel schwingen weiter, wenn eine Hand sie anstößt. So ist es mit den Rittern. Wer fordert sie heraus? Wer reizt sie zum Schwung? Es sind Gesetze in der Welt, Onkel!«

Der Bischof ist ungeduldig: »Es mag schön sein und richtig, was du da sagst, aber die Politik geht nach den Hirnen der Menschen, nicht nach den sogenannten physikalischen Gesetzen! Was haben die mit der Politik, mit Friedrich von Sachsen, mit dem Kaiser und dem Polenkönige zu tun?«

Der andere antwortet nicht, da sagt der Bischof schnell: »Wir müssen nach Krakau zum Reichstag, der Polenkönig lädt uns ein!« und er geht so schnell, wie er gekommen ist.

Copernicus rückt auf seinem Stuhl: »Nach Krakau! Endlich!« sagt er froh und freut sich auf das Wiedersehen mit den alten Gesichtern und vor allem auf Johannes Haller. Denn der wird das Büchlein von Theophylaktus drucken. Neugotisch die Schrift. Ja, so muß sie sein, als sei sie aus der Hand des starrköpfigen und hartnäckigen Meisters zu Mainz, der das Wunder erfand. Gutenberg ist tot, aber in Krakau und Nürnberg, in London und Lissabon, in München und Rom lebt sein Werk! Was für ein Mannesleben, denkt Copernicus.

*

Ein Dutzend Pressen stehen in der Werkstatt des Buchdruckers Johannes Haller, aufgebaut zwischen klobigen Balken, die, fest ineinandergefügt, die schweren, eisernen Platten tragen. An den Fenstern hantieren die Setzer, um die kostbaren Lettern vor sich in die hölzernen Laden zu legen, inmitten des Raums aber steht der Schreibtisch des Herrn Johannes Haller. Die aufgehängten Druckbogen flattern an der Decke hin und her, als Copernicus die Türe öffnet. Es sind die ersten Seiten der Episteln des Theophylaktus Simocatta. Geschäftig erhebt sich der Meister, geht dem Gast entgegen und zeigt ihm viele Drucke, Bibeln, Kalender, Schriften von Kirchenvätern und Scholastikern.

Copernicus bleibt an einem Tisch stehen: »Landkarten druckt Ihr auch, und mathematische Figuren? Laßt sehen! Und Noten und Lieder?«

Auf Jahrmärkten und Messen gehe der Absatz reißend, strahlt Johannes Haller.

»Auf Jahrmärkten? . . .« fragt Copernicus, und es ist ihm, als müsse er die ersten Fahnen seines Werkes wieder zerreißen. Dann sagt er, als spreche er zu sich selbst: »Wenigstens soll die Kunde auch ins Weichselland dringen, daß wir die Gedanken der alten Meister ausgraben, um ihre Weisheit zu hören.«

»Und Euern Namen drucken wir ganz groß, Doktor, auf die innere Seite!«

Der Domherr wehrt ab.

»Aber Namen machen Bücher!« antwortet Haller.

»Nein, nur ihr Geist macht sie!«

Johannes Haller sieht ihm nach, wie er davongeht. So sind sie, denkt er, erst studieren sie Griechisch und Latein, wühlen sich in Wissen und Seelen ganzer Jahrtausende zurück, dann schreiben sie ein Werk. Die Philologen werden nach dem Namen fragen — und der den Namen trägt, wird selber rot.

Aber Copernicus geht schon durch die alten Gassen und Straßen und hinauf zum Bau des neuen Waweldoms. Von dort sieht er weit in die Landschaft hinaus. Es rührt ihn nicht mehr viel, die Brücken nicht und nicht die Bursa. Es ist so lange her. Die Stadt ist fremd geworden, und Barthel Gertner ist längst verzogen, fort von Krakau, heim nach Thorn . . . und Laurentius Corvinus, wie oft waren Albert Blar und er mit ihm um wissenschaftliche Fragen hadernnd durch die Stadt gegangen; Laurentius Corvinus, der Mann mit dem bleichen Ketzergesicht und mit den spöttelnden Worten, er ist Stadtschreiber in Thorn, er trippelt wohl die alten Straßen entlang, und die Thorner machen vor ihm ihre Bücklinge. . . . Laurentius Corvinus, so denkt der Domherr, muß ein Vorwort schreiben für den Theophylaktus, er kann dichten, er findet die richtigen Worte. Ja, er muß ihm sofort schreiben, sofort.

In diesen Stunden steht der Bischof Lukas Watzelrode im Kreis hoher Generale. Seine ringgeschmückte Hand

fährt über Landkarten hin, auf denen die Straßen genau verzeichnet sind, die gegen Preußen führen und nach Königsberg. Er wird vertraut gemacht mit den geheimen militärischen Plänen, und zustimmend nickt er. Wenn es losgeht, werden Truppen und Vorräte bereitgestellt sein, so verspricht er und wird dafür belohnt mit dem Lächeln des Königs. Dann sitzt er im alten Schloß, hoch auf Felsen liegt es, an der königlichen Tafel, freut sich am Widerschein des Lichtes der kupfernen Kronleuchter auf den geschliffenen Gläsern und trinkt schönen, glutäugigen Frauen zu, unterhält sich mit Prinzen und ist gewandt und beredt und aufgeräumt und hat die Gebärden eines großen Mannes, von dem viel abhängt im Spiel der Politik. Und was ihm der König unter vier Augen verspricht — sie ziehen sich vor den anderen zurück —, das ist dem Watzelrode viel Gutes und Neues.

Dann eilt der Bischof heim. Copernicus ist froh, als er wieder zu Hause in Heilsberg eintrifft und in regenüberbrausten Tagen, in durchfrosteten Nächten und dann in heißen Sommerstunden über seinen Büchern und Zahlen sitzt. . . . Es wartet so viel auf ihn.

Hipparch wartet. Wie ein Unerlöster will er Antwort haben, warum der Doktor sein System verwirft. Copernicus kühlt die heiße Stirne an den runden, bleigefäbten Fensterscheiben und weist dem alten Zeitrechner nach, daß er irrte. Denn so unregelmäßig und gesetzlos ist es nicht in

Zeit und Raum. Tag und Monat und Jahr sind falsch berechnet!

Und die Zeit selber entflieht in Tat und Traum, in Zweifel und Unruh. Götter und Dämonen reißen sich um die Seele des Domherrn, Hipparch wandert fort in die Vergessenheit. Was er lehrte, ist falsch!

Copernicus löscht das Licht. Es stört ihn im wachen Traum. Er muß allein sein mit dem großen Bild der Welt.

Eines Tages hat sein Schirolamo, der Hofnarr, wieder eine Frage. Er will wissen, wie die Erde aufgehängt ist.

»Sie ist nicht aufgehängt!« ist die Antwort des Domherrn.

»Hat sie keinen Halt?«

»Sie hält sich selbst!« Copernicus rückt den Tisch weit in den Winkel und sagt: »Steh in die Mitte, halte das Licht empor. Du bist die Sonne!«

Der Narr ist benommen. Der Domherr reißt die Kugel ungestüm aus ihrem Gestell, läßt das Licht darauffallen und dreht sie langsam um sich selbst: »Wir sind im Welt-
raum, Schirolamo, von deiner Sonne fällt das Licht herab. Jetzt ist Tag auf dieser Seite, auf der anderen Nacht. Steh ganz still, ich drehe die Kugel, und langsam wird es Nacht, wo eben noch Tag war . . . langsam wird es Tag, wo Nacht war. . . .«

»Je zwölf Stunden, Herr . . .?« meint der Hofnarr.

»Nein, Schirolamo. Die Erdachse steht nicht senkrecht, sondern schief.«

Schatten spielen geisternd um die Züge des Domherrn. Jetzt strahlt das Gesicht auf in fassungsloser Freude. Abgerissen, leise spricht er vor sich hin: »Sie verändert ihren Ort, sie verharret nicht in ihrer Ruhe, sie beschreibt einen Weg und braucht Zeit dazu, sie macht ihre Bahn, von einer Kraft geschleudert.« Dann ruft er plötzlich laut: »Sie saust! Schirolamo, die Erde saust!«

Copernicus dreht sich mit seiner Kugel um das hochgehaltene Licht, er rennt im Kreis und dreht die Kugel. Es sieht so aus, als ob er tanze. Die kleine Sonne löscht aus. Schirolamo läßt sie fallen. Klirrend schlägt der Leuchter auf. Der Domherr ist verrückt geworden, denkt der Hofnarr, und er flieht.

Copernicus bemerkt es nicht. Es durchströmt ihn wie Feuer. Was er errechnet hat, stimmt mit Beobachtung und Ahnung überein. Er hat die Fehler von Cadix!

Der Einsame lacht in die Nacht, er hat das Gefühl, als ob Gott ihm zusehe. Da reißt er das Fenster auf, daß die kalte Nachtluft ins Zimmer strömt. Sie kühlt ihm Stirn und Hand und streift beschwichtigend die Unrast seines Blutes und auch den Taumel seiner Freude ab. Als die Morgensonne aufsteigt, die Knechte im Hof lärmern und die Vögel um den Turm fliegen, kommt der Bischof im Chorrock herein. Übernächtigt sieht ihm Copernicus ent-

gegen, erhebt sich, lächelt. Dann sagt er, und ein unbeschreibliches Leuchten steht auf seinem Gesicht: »Unsere Erde dreht sich und schwebt.«

Lukas Watzelrode ist sprachlos, starr sieht er seinen Nefen an: »Du bist überarbeitet, Nikolaus, du siehst bleich aus, du fieberst wohl?«

Aber der Domherr hört den Vorwurf des Bischofs nicht. Wie die Flut, die den Damm durchreißt, brechen die Worte aus ihm hervor: »Wir sausen im Weltall!«

Der Mund des Onkels zittert: »Wenn ich dich recht verstehe — du störst die Erde auf in ihrer Ruhe, du setzt sie in Bewegung? Nach Aristoteles aber ruht sie . . .!«

»Das ist falsch!« ruft Copernicus. Da bestürmt der Bischof den andern: die Erde sei aus schwersten Stoffen, und nirgends sei an solchen Stoffen eine kreisförmige Bewegung wahrzunehmen. Deshalb könne nach der Auffassung der Wissenschaft auch der Erde keine kreisförmige Bewegung zukommen.

»Die Wissenschaft hat sich geirrt!«

»Du lästerst!« ruft der Bischof. »Ich sehe die Erde ruhen, ich fühle es, das genügt. Die Sinne trügen nicht!«

Der Domherr muß sich sammeln, dann sagt er: »Warum stimmen die Rechnungen über den Lauf der Gestirne nicht? Auf falschen Annahmen beruht alles, auf einem ausgeklügelten System. Ein Fehler ist aus dem anderen Fehler hervorgegangen. Ptolemäus irrt um eineindrittel Tage!«

Er hält ein. Was er beweisen will, prallt ungehört am Bischof ab. Da versucht er es noch einmal: »Ist die Erde ein Himmelskörper?«

»Ich denke, ja!«

»Die Himmelskörper sind in Bewegung?«

»Die Wissenschaft sagt es!«

»Wenn die Erde ein Himmelskörper ist, warum soll sie sich nicht auch bewegen?«

Klug wendet der Bischof ein: »Sie ist die Mitte . . .!«

Der Domherr beginnt zu erklären, weist die Fehler nach: Nur die Bewegung der Erdachse sei daran schuld, daß Sonnwenden und Mondwechsel und die Umläufe der Wandelsterne immer wieder Unrichtigkeiten zeigten und Verschiebungen aufwiesen.

Von irgendwoher kichert ein Lachen, aus allen Winkeln höhnen spottende Fratzensgesichter.

»Wozu das alles, Nikolaus? . . . Du machst dir das kurze Leben schwer. Du zitterst! Leugne es nicht! Was du tust, ist aberwitzig! Ich warne dich! Was du lehrst, ist ungeheuerlich!«

Kalt fallen die Worte in den Morgen: »Du wagst es, die Erde hinauszuschleudern in den Weltenraum?«

Einige Augenblicke herrscht tiefes Schweigen. Dann sagt Copernicus leise, beglückt, mit stolzem Gesicht: »Sie ist geschleudert!«

Lukas Watzelrode ist ratlos, verzweifelt: »Du bist krank,

Nikolaus! Gib die Arbeit auf! Ich ahne Schlimmes. Der fromme Kleanthes schon hat gesagt: Die Erde ist des Weltalls heiliger Herd und ruht!«

Der Bischof versäumt die Messe, schon läuten die Glocken den Segen. Da wendet er sich ab und geht hinaus.

Der Domherr Nikolaus Copernicus sieht lange zur Tür, die der Bischof zuwarf. Er ist jetzt allein. Ganz allein, in jener Einsamkeit, in der man alles vergißt.

✱

Die Mägde haben vieles zu tun, in den Ställen lammen die Schafe und bald schon schlüpfen die Küken. Die Schlehenbüsche blühen und die Kastanienbäume tragen schon Laub. In den Heilsberger Feldern freien die Hasen. Erste Sonne lockt, da läßt der Bischof Watzelrode alle Arbeit liegen und holt seinen Neffen zu einem Gang in den wachsenden Frühling hinaus. Es ist nicht gut für Copernicus, immer und immer nur in der Stube zu sitzen. Sie wandern über die Brücke. Aus den Gräben am Simserflüßchen fischt eine Magd Brunnenkresse für den Bischof zum Abendbrot, so hat es der Doktor Copernicus anbefohlen. Brunnenkresse ist gut für das Blut. Da lächelt der Watzelrode. Entengössel schwimmen im Wasser; wie sind sie fröhlich, denken die beiden und wandern weiter.

»Die Tauben rucksen schon«, sagt der Bischof und hört im Wald ihrem Gurren zu. Stummschwirren Graugänse nach

Norden. Copernicus sieht ihnen nach. Wo kommen sie her, denkt er, dort in der Ferne liegt ein Mann im Grab, Novara ist tot, und die Gedanken des Doktors wandern nach Süden. Der Bischof betrachtet ihn von der Seite und sagt plötzlich: »Was hörst du von Rom, Nikolaus?« Und auf dem Weg in den Frühling hinein werden die Worte lebendig. Goritz von Luxemburg hat dem Domherrn einen langen Brief geschrieben, viele Seiten aus Rom: Von den Stufen des Hauptaltars in Sankt Peter schritt Papst Julius der Zweite steinernen Antlitzes herab und zog in weihrauchumwölkter Prozession durch den Dom der Welt, hinaus zur Grube und hinab zum Fundament des neuen Doms. Der Papst zitterte nicht, berichtet Goritz, als er aus den Händen des Goldschmieds Caradosso die irdene Vase empfing mit den Medaillen aus purem Gold, um sie einzusenken in den Marmor, auf dem der neue Petersdom einmal stehen solle. Zwölfhundert Jahre alt sei die alte Basilika, das versteinerte Antlitz der Zeit; zwar würden die Kardinäle weinen, denn zwölfhundert Jahre würden abgebrochen, aber es sei der Wille des Papstes, dieses Moses des sechzehnten Jahrhunderts.

»Und warum?« fragt Bischof Watzelrode etwas bekümmert, »warum muß der alte Dom fallen«, und leise fügt er bei: »Wer garantiert für das Neue?« Der Bischof hat Sorgen. Plötzlich beunruhigen ihn wieder die Gedanken an die Deutschen Ritter, er selbst kann sich den Zu-

sammenhang nicht erklären. Das Schweigen der Königsberger in der letzten Zeit scheint ihm verdächtig zu sein. »Sie ruhen, das Schwert neben sich auf der Pritsche, so hört man sagen.« Der Herr von Ermland fühlt ein Bangen.

Copernicus hält ein, dort drüben blühen die Weiden. Er holt sich einen Zweig und reicht ihn dem Onkel. Lächelnd und zuversichtlich meint er: »Immer wieder wird es Frühling, Onkel. . . .«

Der Watzelrode drängt nach Hause. Noch immer gurren die wilden Tauben, aber der Bischof hört ihnen nicht mehr zu. Er muß Briefe schreiben nach Polen.

In diesen Tagen schickt Johannes Haller den Erstdruck. Das kleine Buch ist sauber und hübsch gebunden. Copernicus nimmt es in die Hand. Die Schrift ist klar, der Spiegel in den Maßen. Es riecht noch frisch nach Druckerschwärze, Farbe, Leim. . . .

Der Domherr legt es rasch hinweg. Der Theophylaktus war nur eine Laune, nur ein Spiel der Sprache. Keine große Kraft wird von ihm ausgehen, keine Begeisterung aus ihm zünden. Auf den Jahrmärkten werden sie lachen über den moralisierenden Byzantiner und abfällig urteilen über seine Liebesergüsse und Phantasien. So wird der arme Theophylaktus unnötig und ärmlich auf den Märkten und Messen umherstehen, und lange wird er warten müssen, bis er von irgendeinem verschrobenen Magister in eine dürftige

Stube heimgeleitet wird, wo er Langeweile ausatmet und von Spinnen umwoben wird, und der alte Dichter wird bald heimzu wandern und sich müde und erlöst in den alten Sarg legen.

Copernicus hält eine Flamme in den hellen Tag und freut sich darüber, daß sie sich niemals bewegen läßt, erdwärts zu züngeln, immer nach oben nur. Theophylaktus, das fehlt dir, das Brennen nach oben. Aber in die Tiefe sickerst du auch nicht, etwa wie das Wasser. Du gehst weder hinauf noch hinab. Darum wirst du vergessen. Es sind drei Gesetze in der Welt, das eine treibt die Flamme nach oben, das andere das Wasser nach unten. Das dritte Gesetz aber erfüllt sich am Lauf der Erde. Ihre Bahn ist nicht aufwärts und nicht abwärts.

Copernicus zeichnet den Kreis der Erdbahn und darauf die Kugel, wie sie wandert in den Jahreszeiten, die Achse schief. Im Laufe eines Jahres beschreibt sie die Oberfläche eines Zylinders, und zwar von Osten nach Westen.

Doch die Bewegung kehrt nicht zum selben Punkte heim, sondern bleibt etwas zurück. Das ist die Ursache vom sogenannten Rückwärtsschreiten. Wie lange haben sich die alten Astronomen vergeblich darüber den Kopf zerbrochen, so wie auch Copernicus damals in Rom.

Eigentlich müßte der Domherr hinausschreien. Die Erkenntnisse dieser Stunde sind unerhört. Aber er bleibt ruhig und legt den Federkiel hinweg. Schon zweimal hat

der Zeremonienmeister an der Tür gehüstelt: »Herr, alle Esser sind schon beim zweiten Gang. Die Suppe!«

»Laß sie gefrieren . . .!« antwortet Copernicus, aber dann geht er doch, aufgeheitert, froh und unbeschwert, als seien Lasten von ihm abgefallen. Im Saal bleibt er stehen. Am Armentisch drüben sitzt einer verschämt und kaut langsam die Bissen, ein hagerer, wie aus fernen Weiten hergewanderter Fremder, wie aufgestöbert aus längst verblaßter Zeit. »Theophylaktus«, spricht der Domherr vor sich hin, lächelt ob des Einfalls, geht hinüber und sagt zum staunenden Bettler: »Speist gut, Ihr habt weit heim — bis Konstantinopel . . .!«

Da lachen sie alle im Saal. Der Domherr Copernicus scherzt? Darüber vergißt er das Beten.

Dem Bischof ist heut' wohl. Er nimmt zum zweiten Male Braten, ißt Kuchen und Obst. Über den Tisch her lacht er und stotzt von Kraft. Wie verwandelt ist er, spaßt und unterhält die Gäste. Es ist ihm Glück widerfahren: Die Gebiete bei Danzig, längst wollte er sie, sind sein! Ermland ist größer geworden! Lukas Watzelrode hebt Blick und Glas zu Dantiscus empor, dem Botschafter aus Krakau, und er trinkt mit prahlender Gebärde auf das Wohl von Polen. Dann sieht er Copernicus zu, der mit einer winzigen Kugel aus weichem Brot um die Rundung seines Tellers spielt und gedankenvoll versunken dasitzt, ohne zu essen. Der Bischof sieht ihn lange an. Er braucht Ruhe, denkt er, Ab-

wechslung, Luftveränderung, nein : Arbeit, Amt, Würde, Vergessen !

»Du mußt nach Frauenburg, Nikolaus«, spricht der Onkel leise und legt dem Neffen die beringte Hand auf den Arm. Nein, der Bischof braucht den Medikus nicht mehr, er fühlt sich ganz gesund und blüht in der Behaglichkeit seiner Jahre. Copernicus kann reisen.

Nach Frauenburg ! Zu Tiedemann Giese, zu Georg Donner, zu Fabian von Lossainen und zu Andreas ! Seit sechs Jahren war er nicht mehr dort. Altweibersommer fliegt durch das Land.

Der Domherr freut sich auf das Frische Haff, auf die Kähne mit den holzgeschnitzten Wimpeln. Sie tragen schöne Namen, Kehr wieder, Haffschwan und Gutwind, und wie großflügelige Vögel sind die schaukelnden Boote, und in den kleinen Gärten hängen die Fischernetze. Dort trocknen die Fischer Flundern und räuchern die Aale. Und Copernicus freut sich auf seinen alten Turm. . . . Dort wird er wohnen, dort sind die Sterne viel näher !

✱

Lukas Watzelrode, Ermlands großer Herr, fährt 1512 von Krakau heim. Er kommt von den prunkvollen Tagen der Hochzeitsfeier des Königs Sigismund.

Flugblätter empfangen ihn auf deutschem Boden. Sie verhöhnen sein zwiespältiges Regiment, sie verspotten sei-

nen Verrat, sie höhnen über seine Abtrünnigkeit, verdammen seine Polenfreundschaft und schelten ihn einen Verbrecher am deutschen Ostwerk. In allen Dörfern sind Zettel angeschlagen, von allen Toren grinst der bittere Hohn, und von allen Türmen läutet dem Bischof Fluch entgegen. Giftige Galle spritzt ihm aus den Schriften des Königsbergers, des Albrecht von Brandenburg, ins Gesicht. Fluch, Bischof Watzelrode, Schmach und Schande!

Aber der Bischof ist krank. Man weiß nicht, legt ihn der ohnmächtige Zorn über die schändliche Schmähchrift der Ritter aufs Lager oder das Gift seiner Gegner. So zieht Ermlands Herr gegen Thorn. Heimlich stiehlt er sich durchs Tor. Wie ein Dieb kehrt er ein in der Stadt seiner Väter. Dort sind seine Ahnen einst Schöpffen und Ratsherren und tüchtige Kaufleute gewesen. Aber er findet nicht Heimat im Hause Koppernigk. Längst ist das Kontor in fremde Hände übergegangen. In fremde Hände? In polnische. . . . Dem Bischof ist übel zumute. Die Augen werden ihm schwer. Einen Augenblick wartet der Watzelrode vor der Tür, horcht, will fragen, besinnt sich und lauscht noch einmal. . . . Hier ist nicht Einkehr! Nicht mehr! Das Haus ist fremd geworden. . . . In die trüben und schweren Gedanken leuchtet dem Bischof plötzlich der Name Katharina. Sie hat Kinder. Zum erstenmal erkennt der Watzelrode, daß es gut ist, wenn man Kinder hat, weil sie weiterleben, wenn die Alten sterben. Katharina ist in Thorn. Soll er zu

ihr? Warum zogen die Gertners nach Thorn? Was gab es in Krakau? Sollten sich nicht alle besser vertragen, sind nicht alle katholisch . . . , die Deutschen und auch die Polen? . . . Nein, zu Katharina geht er nicht. Der Watzelrode schämt sich, vor irgend etwas bangt er. War nicht damals ausgemacht, daß ein junger Gertner Haus und Kontor der Koppernigk bekommen sollte? Der Koppernigk? Der Name ist erloschen. Erloschen? Wieso erloschen? Zwei leben noch, die den Namen tragen, aber sie sind nach dem Willen eines Watzelrode der Kirche vermacht. Nach dem Willen eines Watzelrode? . . .

Der Bischof steht vor dem Haus, das einst dem Kaufherrn gehört hat. Er liest den Namen eines Polen, es würgt ihn, er erschrickt, da drückt er sich fort. Niemand darf seine Ankunft erfahren. Auch an den Toren von Thorn sieht er die Schmähschrift hängen.

»Wo sollen wir wohnen?« fragt Schirolamo, er ist allein mit dem Bischof gekommen. Lukas Watzelrode sieht ihn groß an und schweigt.

»Eure Gnaden, seid Ihr nicht hier daheim?«

»Daheim?«

Der Bischof zwingt sich zu einem Lächeln, es ist sehr bitter, dieses Lächeln. So steht er lange. Der Hofnarr ist besorgt, sein Herr ist bleich.

»Ihr müßt ruhen, Herr!«

Der Bischof hört es nicht oder will es nicht hören. Wie

war das doch? Damals wehrte sich ein Mädchen um Haus und Namen Koppernigk. Wie lange ist das her? Und wo ist das Mädchen von damals, des Münzmeisters Tochter? Lebt sie noch? Gehört sie einem andern? Nikolaus war schon in Heilsberg — als es ein Gerücht in Ermland raunte. Raunte? Nein, es log!

Was dem Bischof in großen Tagen einst ein lächerliches, kleines Hemmnis war, ist ihm jetzt Zuflucht in der Stunde der Armut.

Er hastet weiter, fragt den nächsten, der des Weges kommt, nach Anna Schillings. Der Thorner sieht ihn groß an: »Der alte Münzmeister ist längst tot, wollt Ihr zum neuen?«

»Zum alten!« ruft der Bischof. Ein verwirrter Herr, denkt der andere, zum alten kann er nicht mehr.

Der Watzelrode stürmt davon und rennt von Gasse zu Gasse. Dann steht er in der kleinen Stube. Anna trägt eben für zwei Personen auf. Erwartet sie Besuch, denkt der Bischof, zwei Teller stellt sie hin? Aber so ist es bei ihr Brauch seit vielen Jahren, seitdem sie wartet.

»Ich will dich holen, Anna Schillings«, sagt er. Auch in dieser Stunde und unter diesen Verhältnissen findet Lukas Watzelrode noch ein passendes Wort. Er will als Gönner, nicht als Bettler in die kleine Stube kommen.

Anna Schillings ist schon über die dreißig Jahre hinaus. Aber wie ein unverblühter Strauch in sommerlicher Land-

schaft steht sie da. Jugend umgibt sie noch immer. Schönheit strahlt aus ihrem Wesen, keine Schattenschleier umdunkeln ihre Augen. Ihr Blick ist sanft und gut. Doch sprachlos wartet sie auf das Wort des Herrn ihrer Jugend. Ja, er war ihr Herr, er schickte damals Nikolaus fort, in die große Fremde, aus der er nicht mehr zu ihr heimfand. . . . Sie kann die Begrüßung des Bischofs nicht fassen. Noch hat sie keine Erklärung für seinen Besuch. Sie weiß nicht, was seine ersten Sätze bedeuten. Aber fröhlich gibt sie dem Bischof die Hand und heißt ihn willkommen. Sie hilft ihm hinweg über alle Hemmungen und bietet ihm Essen, macht Feuer und sorgt für Ermlands Herrn, als sei es schon immer so gewesen. Sie hantiert in der Küche und putzt und werkt und geht unermüdlich hundert kleinen Dingen nach. Ihre Hände sind verarbeitet, und doch sind sie fein und schmal, und behutsam reicht sie Glas und Teller. Der Bischof nimmt ein kleines Buch vom Fenstersims. Anna errötet.

»Kannst du das lesen?« fragt er.

Da lacht sie: »Herr Laurentius Corvinus, der Stadtschreiber, übersetzte es mir, und nun kann ich es auswendig, Herr!«

Bessere Einkehr, als hier, hätte der gute, alte Theophylaktus nicht finden können, aber der Watzelrode sagt es nicht. Er fragt nur: »Du bist ganz allein?«

»Nein!« wehrt sie ab, »mit viel Lebendigem wohn' ich zusammen, seit der Vater tot ist, mit den alten Bildern

und mit Mutters Schmuck, mit den Schränken und den alten Truhen und all den Erinnerungen. Nein, ich bin nie allein!«

Dem Bischof ist sonderbar zumute, er findet kein Wort in der Heimlichkeit und im Reichtum dieser Stube. »Hier lebst du also . . .?« sagt er endlich verlegen.

»Sie brauchen mich nötig, Herr, bei den kranken Frauen im Spital.« Mehr spricht sie nicht. Sie hebt klirrend ein zweites Glas aus dem Kasten und reicht es dem Hofnarren. Sie fragt nicht nach Nikolaus Copernicus, und doch denkt sie an nichts als an ihn. . . .

Der Bischof ist bleich und müde. Er muß sich plötzlich stützen.

»Ist Euch nicht gut, Herr?« fragt Anna besorgt, sie bietet ihm Kissen und Lager und bettet Ermlands Herrn in den Ofenwinkel der Stube. Da faßt sie der Bischof an der Hand und hält sie lange: »Du mußt reisen, Anna Schillings, nach Frauenburg. Er ist sehr allein und krank. Er wartet auf dich, Anna. Ich versprach ihm, dich mitzubringen. . . .« Er setzt ab, als bitte er irgendwen um Verzeihung.

Der Bischof atmet schwer, er ist doch kränker, als es im ersten Augenblick den Anschein hatte.

»Hast du Tinte?« fragt er. Sie holt den Federkiel, aber sie findet kein Papier, da reißt sie schweren Herzens ein Blatt aus jenem Buche.

»Schreib, ich will es dir diktieren, an den Domherrn Nikolaus Copernicus. Ich muß ihm beichten. Er ist der Mei-

nung, daß du ihn längst vergessen habest und als Frau von — ich weiß nicht, wie ich log — Mutter deiner Kinder seiest.«

Anna schreibt nicht, sie läßt die Feder sinken. Die Hand ist ihr wie abgeschlagen.

»Er ist nicht Priester, Anna, wie dir eine Lüge ins Haus gemeldet hat.«

Jetzt weiß sie alles.

Da beginnt der Bischof sein Vermögen aufzuteilen, der Kirche, dem Domherrn Copernicus, und : »Meinem Sohn !« fügt er leise hinzu. Ist Lukas Watzelrode so krank, daß er schon wirr redet? Sein Sohn? Bei keinem Wort ist sie so erschrocken, wie bei diesem.

»Ich war Student damals, Hilfsmagister bei Teschner in Thorn, und ich habe Susanne sehr lieb gehabt. . . . Mein Sohn heißt Philipp Teschner. Er trägt den Namen seiner Mutter. In Braunsberg ist er Bürgermeister !«

Da eilt Anna Schillings fort in die Stadt, einen Medikus zu holen. Der Hofnarr aber muß beim Kranken wachen, bis sie wieder kommt.

Der Bischof träumt unruhig und stöhnt.

Das Leben ist ein wirres Hin und Her, muß der Hofnarr Schirolamo denken. So viele Freundschaften hat Ermlands Herr verscherzt, so viele Bitterkeiten hat er getragen und Enttäuschungen bereitet, stolz und ungestüm ist er immer gewesen, eigenwillig hat er nach Mehrung des Besitzes ge-

trachtet, nach Festigung der persönlichen Geltung. Die Wirbel des Lebens haben ihn hinaufgehoben und hinabgestürzt. Nun ist er müde.

Der Bischof schlägt die Augen auf: »Ich gehe aus der Welt, Freund!«

»Aus der Welt geht keiner«, sagt der Hofnarr, »von der Erde gehen wir alle, und alle gehen in die Welt. Der Domherr sagt, die Erde sei ein kleines Sandkorn in der großen Welt.«

Eine Weile ist es ganz still. Der Bischof sieht mit großen Augen dem andern ins Gesicht. Dem Narren wird es bang davor, er sucht nach einem Wort, die Stille zu unterbrechen, aber es will ihm nichts einfallen, doch — von der Erde könnte er noch reden. »Sie saust!« sagt er, »die Erde saust!«

Der Bischof schüttelt müde den Kopf und lächelt: »Dann müßte sie ja auseinanderfliegen, falls sie saust.«

Der Narr freut sich: »Der Domherr sagt, die Schwerkraft balle die Erde zusammen, so ahne es ihm, alles dränge zu ihrem Mittelpunkt. Und wir doch auch!«

»Ja, auch wir«, murmelt der Watzelrode. Der kranke Bischof unterhält sich in dieser Stunde — es ist merkwürdig — mit dem Hofnarren über astronomische Dinge. »Wenn die Erde«, fährt er nach einiger Zeit fort, »sich dreht, dann müßte ein Stein, in die Höhe geworfen — die Erde dreht sich doch inzwischen weiter —, an einem ganz

anderen Ort herunterfallen. Ein Stein aber kehrt zur selben Stelle zurück. Sag ihm das!«

Doch der Narr weiß Bescheid: »Die Erde dreht sich rasch, sagt der Domherr, so rasch, daß es niemand bemerkt. Er wird es noch ausrechnen, wie rasch das geht!«

Jetzt lächelt der alte Mann: »Könnten Vögel ihre Nester verlassen, wenn die Erde saust? Sie fänden ja nimmer heim!«

»Die Lufthülle dreht sich mit, hoher Herr!«

»Und was ist unter der Erde?« fragt der Bischof.

Der Narr verbeugt sich: »Ich lernte in der Schule, daß dort die Hölle sei, Herr. Aber der Domherr bestreitet es! Seit sich die Erde dreht, sind dort unten Sterne und Sonnen, ich habe es selbst gesehen!«

»Er leugnet also die Hölle?«

»Coppernicus glaubt an die Sterne, hochwürdigster Herr!« beteuert ernsthaft der närrische Schirolamo.

»Und der Himmel? . . .«

Der Narr will lachen, da wird der Bischof plötzlich fahl. Schirolamo beugt sich zu ihm, will ihn aufrichten, ermuntern. Ihm fällt kein Spaß ein. Immer wollte der Fürst Spässe hören. Ach, daß er einen wüßte, nur einen, daß der Watzelrode lächelt!

»Sagt, hoher Herr, ich denke an Kasimir, den Polenkönig, mit dem Ihr viele Hühnchen rupftet — wo trifft man den? In welchem Himmel?« Schirolamo kichert. Der Bischof gibt ihm keine Antwort mehr.

War der Witz so dumm, war er nicht angebracht? Der Narr erschrickt. Zum erstenmal ein schlechter Spaß. Verflucht, ein Theologe sollt' nie Hofnarr werden. Er fürchtet sich. Vor wem? Vor sich selbst?

Er läuft aus dem Zimmer. Wenn doch die Tochter des Münzmeisters hier wäre, aber sie holt den Doktor in der Stadt. Da zieht sich Schirolamo die Kappe vom geschorenen Kopf und die Schellenglöcklein reißt er ab und schämt sich seines bunten Rockes. Er kauert an der Schwelle nieder und weint. Er hat keinen Spaß mehr für den Bischof, keinen.

So ist der große Lukas Watzelrode ganz allein gestorben, und in Sankt Johann bahren die Thorner den Sohn ihrer Stadt zwischen Lorbeer und Chrysanthemen auf.

Dann fährt Ermlands Herr in seinem Sarge — die Kirchenfahnen ziehen ihm voran — mit dem brokatnen Kreuz im handgestickten schwarzen Gewande wie ein toter König nach Hause.

Und hinter ihm her reist Anna Schillings. Einem Toten zieht sie nach, aber dem Leben entgegen. . . . Krank und einsam ist Nikolaus, und er verlangt nach mir? Ja, dann kann ich kommen, nach den vielen Jahren. Nun sind es nur noch Stunden. Bald bin ich dort! Und ihr Herz frohlockt.

Über die blaue, sonnenzitternde Weite geht ihr Blick, über fruchtbare, kornschwere Ackerebenen hin, über die unendlichen Wiesen. Wellenförmig rücken die Hügel in die Ferne. Da steigt der Dom von Frauenburg auf! Wie ein

heiliger Gral ist er ins Abendlicht getaucht, und die purpurne Riesenmonstranz der Sonne schießt goldene Flammengarben um ihn. Und weiter hinten, wie eine silberne Brücke, ein Streifen: das Haff! Tief unten, halb versunken, liegt das Städtchen zwischen den Gärten.

Die Kutsche fährt über den kleinen Marktplatz und hält vor verschnörkelten Häusergiebeln. Die Leute sehen der Fremden nach, fast spüren sie das Glück der unbekanntten Frau, das aus ihrem Lächeln leuchtet.

Anna steigt den Kathedralehügel hinan und verweilt vor dem türmchenreichen Dom des Stiftes. Seine Backsteinmassen sind ernst, der Giebel steil, geradlinig und fröhlich aufgelockert durch zierliche Gesimse und Arkaden, Rosetten, Laubwerk, Krabben und gemeißelte Blumen. Wie Sehnsucht gewordener Stein strebt der Turm in den blauen Ozean des ostpreußischen Himmels. Anna wandert weiter durch das Tor der Domhofmauer, überquert den weiten Hof und bleibt stehen. Ein Knecht gibt Auskunft, daß die Wohnungen der Domherren in den Kurien seien und daß in den Mauertürmen und Kleinhäusern die Diener und Knechte hausen würden. »Und der Domherr Copernicus?« fragt sie leise. Da zeigt der Knecht zum Nordwestturm: »Dort!« und wendet sich nochmals nach ihr um. Anna aber eilt schon die Treppe empor.

Hier also ist die Tür. Sie klopft. Es ist ganz still. Ist er so krank und kann nicht mehr rufen? Anna horcht, dann

stürmt sie hinein, verliert noch Blumen aus ihrem Strauß. Der Atem geht ihr schwer. Sie steht allein im Zimmer. Alles in diesem engen Raum sieht zu ihr hernieder: die Heiligenbilder und das stumme Kruzifix.

Da hört sie Schritte. Ihr Herz klopft und zittert. Sie drückt einmal schnell die gefalteten Hände auf das Herz, dann läßt sie sie gleich wieder fallen. Die Türe knarrt.

Copernicus tritt herein, sieht die Blumen auf der Schwelle liegen, wundert sich, wer sie verlor: Vergißmeinnichte und roten Mohn. Ist nicht die Erde erzürnt, daß er sie hinausgeschleudert hat aus der Mitte der Welt, und sie entthront und klein gemacht hat zum Sandkorn? Nein, sie ist wieder gut und streut ihm Blumen. . . .

Copernicus greift nach seinen Augen. Er wagt es nicht zu glauben. »Anna!« sagt er fast tonlos.

Sie fliegt ihm zu und bleibt mit einem Ruck und Aufschrei vor ihm stehen. Wie ein Bild des Sommers sind Gesicht und Gestalt. Copernicus muß sich erst besinnen, ob er träumt. Die Frau seines Schicksals kommt zu ihm, fliegt ihm zu — und er zaudert, reißt sie nicht in die Arme. . . . Abgerissene Worte spricht er vor sich hin. Selig sieht Anna zu ihm auf und reicht ihm die Hand. Aber noch immer steht er verwirrt und findet sich nicht zurecht. Plötzlich lacht sie, rückt die Stühle nach, legt den Teppich zurecht, ordnet die Schriften auf dem Tisch und stellt die Blumen im Krug auf das weiße Linnen, das sie aus dem Schranke kramt.

Er sieht ihr zu. Sie ist hochgewachsen, schmal und schlank, von der Sonne verbrannt. Der Weg war weit. . . . Wie sie hantiert! Alles bringt sie in Ordnung . . . so, wie sie sich selber in Ordnung gebracht hat in den vielen Jahren. . . . Bin ich so irr gefahren, habe ich mich ganz ins Übersinnliche verloren? Ich habe die Erde weggeworfen, nun kommt sie so wieder! Wovor schämt sich Copernicus, daß er so unentschlossen und zagend steht?

»Nun kann die Sonne herein!« sagt sie und ist fröhlich. Aber er ahnt, daß sie das andere vor ihm verbergen will. Ihren Weg ist sie gegangen, den vorgezeichneten, über Trieb und Sehnsucht des Blutes hinweg – und doch den Weg der Liebe. . . .

»Aber Euer Astrolabium ist ganz verstaubt!« schilt sie, »und Spinnen, je! Wie wollt Ihr damit studieren können?«

Da geht der Domherr langsam auf sie zu.

»Ihr seid tief in Arbeit«, sagt sie. »Der Bischof hat es mir erzählt, alle erzählen es in Thorn, Ihr habt keine Zeit für Euch und opfert Euch ganz.«

Jetzt muß er lachen. Opfern? Anna übertreibt. Und da läßt er sie plötzlich stehen, rennt in die Küche und holt Wein und heißt die Mägde kochen und backen. Reich ist Copernicus! Reich, wie ein König, der sein verlorenes Land wieder fand, seine Krone und seine Königin!

In dieser Nacht beginnt der Domherr Nikolaus Copernicus mit Anna Schillings die Brautfahrt.

Sonst baut der Mond seine Silberstraßen, heute ziehen nur die Sterne auf, die Fahrzeuge der Seelen; denn jede Menschenseele hat geheimnisvoll nach uraltem Glauben ihren Stern. Und auf den Planetenkreisen schwingen sich die Sirenen der Sphären, aus denen der Wohlklang des Kosmos klingt und die Harmonie der Welt. Aus Sternenlicht und Sphärenlied aber ist die Sehnsucht der Menschen geworden. Copernicus löscht das Licht. Er nimmt Anna zum erstenmal wieder an der schmalen Hand: »Komm!«

Sie schließt die Augen, und sie hört alles, was er erzählt. Alles will er ihr erklären: wie er durch tausend Zweifel gejagt ist, in jähe Abgründe stürzte und doch trotzdem immer nach den Wurzeln der Wahrheit grub.

»Ich habe noch weit, Anna, bis zu meinem Ziel.«

Sie fragt nicht, wo das Ziel sei, auch nicht nach Zeit und Mühe, bis es erjagt ist. Sie geht mit ihm auf die Plattform des Turms hinaus, und er zeigt von einem Ende des Himmelsraums zum andern, und sie hört ihn fröhlich sagen, daß er dort oben wandern müsse von Pol zu Pol, und daß sein Leben wohl nicht ausreichen werde, um einmal auf allen Himmelsstraßen im goldenen Geflecht der Sterne gezogen zu sein; denn die Jahre fliehen.

»Fröhlich stimmen die Sterne . . .« sagt er plötzlich, als habe er in den Augen der Frau die Trauer gesehen, die sie überkommen ist im Gedanken daran, wie klein und kurz der Menschen Leben ist, gemessen am Maßstab der Welt.

»Perseus!« ruft er und zeigt zum Sternbild bei der hellen Milchstraße. Sie lehnt an der Brüstung und hört den Mann erzählen, wie Perseus das gefährliche Haupt der Gorgona Medusa geholt hat und auf seinem Fluge die herrliche Jungfrau fand, angeschmiedet am Felsen über dem großen Meer, mit flatterndem Haar und die Augen angstvoll auf das Untier im Wasser gerichtet. »Aber Perseus hat die Jungfrau erlöst und ist für sie durch alle Höllen gegangen. Nach seinem Tode haben die gütigen Götter ihn unter die Sternbilder des Himmels gesetzt, und die Menschen wissen es und finden sein Bildnis nahe dem gewaltigen Stier und daneben des Perseus geliebte Königstochter Andromeda, mit ihren Fesseln verstrickt, die Ahnfrau großer Helden. . . .«

Die Nacht ist kühl. Copernicus schlägt seinen Mantel um Anna. Und sie wandern weiter zum Schwanbild und zum Fuhrmann, zum Drachen und zur lichten Krone, von Sternbild zu Sternbild, und er spricht von alten Mären und zugleich von den Maßen und Entfernungen, die Wirklichkeiten sind, aber vergessen oder unerforscht, und daß das astronomische Weltbild viel schöner und heiliger sei als alles, was bisher die Menschenseele im Anblick der Sterne empfunden habe.

Anna fühlt den Hauch seines Atems in ihrem Haar. Leise neigt sie das Gesicht im Wehen und Flüstern seiner Worte. Die Jahre des Hoffens sind erfüllt. Sind sie erfüllt? Warum küßt Copernicus nicht wieder ihren Mund? Da streicht ihr

der Domherr über das Haar und läßt die Hand auf ihrem Scheitel ruhen. Ihr Herz schlägt ganz still und selig. Es gibt keine Braut mehr in der Welt, die mit dem Geliebten in den Himmel hineingefahren ist wie sie, da sie das Wunder der Welt und die Größe des Mannes, der es entdeckt, zu ahnen beginnt.

Der Wächter im Turm von Frauenburg schlägt an die Glocke eine späte Stunde. Der Domherr geleitet Anna zu ihrer kleinen Stube.

Anna schließt die Tür. Dann holt sie aus den untersten Dingen des Koffers den weißen Schleier, entfaltet ihn knisternd über dem Haar und sieht die eigenen Augen im Spiegel brennen. Ihr Gesicht ist heiß, die Wangen glühen, das Herz klopft laut. Da reißt sie das Gewebe wieder vom Scheitel. Im Zimmer ist es schwül. Sie preßt die Hände an den Kopf. Ihr Puls schlägt wild.

Das Brauthemd ist aus Seide. Sie stickte es selber in Thorn. Heimlich zieht sie es an, empfindet Lust und Scham und Reue zugleich. Sie legt sich ins Bett und liegt mit wachen Augen. . . .

Ist nicht Hochzeitsnacht? Sie liegt und horcht, sie sieht in das Dunkel hinein und wartet. Sie will schlafen und vergessen und verzichten. Sie versucht zu beten, aber ihre Gedanken sind nicht dabei, sie schrickt auf. Ist nicht eine Tür gegangen? Kommt er nicht? Es ist Sünde, was sie denkt. Einmal huscht sie auf, mit nackten, leisen Beinen

hastet sie zur Tür und schiebt lautlos den kleinen Nagel des Riegels zurück, ihr Herz zittert, halb in Angst und halb in Seligkeit, jetzt ist die Türe offen! Schon bereut sie es wieder. Er ist nicht dein Mann, schlafe! Aber sie schläft nicht, sie horcht und lauscht. . . .

Jetzt gehen Schritte. Ganz nahe sind sie. Er kommt! Sie drückt die Augen zu und hält den Atem zurück.

Draußen steht Copernicus vor der Tür, er legt die Hand leise auf die Klinke, aber er drückt sie noch nicht nieder, er steht und horcht. Du bist feige, sagt er zu sich, geh hinein, sie wartet, laß sie wissen, daß sie dir gehört, ganz dir und du ihr. Spricht nicht Plato vom Wunder der Zeugung? Er nimmt die Hand wieder von der Klinke. Nein, sie ist nicht deine Frau. Ist sie nicht der Mittelpunkt deines Lebens? Mittelpunkt?

Das Wort erlöst ihn. Er wendet sich zurück, geht leise fort von der Tür und gewinnt wieder Sicherheit. Mittelpunkt! Den Mittelpunkt der Welt hat er zu suchen, das ist sein Auftrag und sein Gesetz. So ruft ihn das Werk. Und so verströmen die Nächte. Aber er wird nicht müde.

An einem Morgen zerreißt er eben eine Schrift, häuft die Fetzen auf den Tisch und trägt sie zum Ofen, da steht Besuch im Zimmer: Fabian von Lossainen, der neue Bischof. So weit hat es der einstige Halfpap von Bologna gebracht, Nachfolger ist er auf dem Bischofsstuhl des Lukas Watzelrode. Er sieht dem andern verwundert zu: »Was tust du, Nikolaus?«

»Ich verbrenne meinen Commentariolus«, sagt Copernicus und lächelt.

»Deine Schrift, von der man spricht, deine Gedanken über das Bild der Welt?« Sie habe doch viel Aufsehen erregt und viel Staunen hervorgerufen, so daß selbst der Kaiser, deswegen komme er, eine Bitte an Copernicus habe. Der Domherr horcht auf, der Kaiser? Was will der Kaiser von mir, denkt er plötzlich. Fabian holt weit aus: Zu Rom seien die Gelehrten und Kardinäle der Welt beisammen im Lateranischen Konzil. Papst Leo habe in Geheimerlässen befohlen, daß endlich die Reform des Kalenders durchgeführt werde. Furchtsam setzt der Bischof hinzu: »Unsere Feste stimmen nicht mehr! Die Fehler werden immer größer. Die Menschheit ist in Sünde!« Er flüstert die Worte, kein anderes Ohr soll sie hören. Dann drängt er weiter: »Du berechnest doch die Zeit?«

Copernicus hat lange geschwiegen, dann nickt er: »Gewiß, es ist alles falsch im Kalender.«

»Kaiser Maximilian fordert von dir ein Gutachten, Copernicus. Der Kaiser! Und auch der Polenkönig erhielt Briefe aus Rom, daß du Stellung nehmen sollst zu den Fragen. Siehst du, die Welt kommt zu dir! Du kennst die Fehler?« Copernicus bejaht.

»So schreib dem Kaiser!«

»Nein!« sagt Copernicus und wirft ein Stück Papier, das er noch auf dem Boden findet, zum andern. Nichts mehr

soll ihn an die unfertige Schrift erinnern, an den Commentariolus, sie ist voll Fehler und schon richtet sie Unheil an. Nein, nie mehr werde ich Halbfertiges veröffentlichen, denkt er, nie mehr nur auch über Ungewisses reden, das ist gefährlich.

»Es eilt!« spricht der Bischof und macht eine eindringliche Gebärde.

»Es hat mehr als tausend Jahre nicht geeilt. . . .«

Der Bischof kann es nicht begreifen, daß der Domherr zögert und dem Kaiser nicht zu Diensten ist und sich dem Papst nicht fügt. Warum gibt er seinen Rat nicht nach Rom? Fabian spricht vom Ruhm, vom Lob der Welt, von ihrem Dank, wenn Copernicus Anregungen gebe.

»Ruhm?« Das Wort ist ihm fremd, der Domherr spricht es fragend aus und hört nicht mehr hin.

»Du willst nicht?« drängt Fabian.

»Ich kann nicht«, sagt der Domherr fest.

»Warum?«

»Die Fehler kenn' ich wohl, doch nicht die genaue Berechnung der Zeit.« Copernicus tritt vor den Bischof hin: »Such' mir den Mittelpunkt der Welt, dann rechne ich die Zeit!« Er sieht zum Fenster hinaus und sagt nach einer Weile: »Dann ist es leicht, erst dann!«

Fabian von Lossainen hält sich am Stuhl. Er hat sich alles viel anders vorgestellt, hat sich die Freude ausgemalt, die der Freund auf die Nachricht hin haben würde, daß der

Kaiser mit einer Bitte zu ihm komme und daß man in Rom auf seine Meinung warte. In dieser Stunde sieht der Bischof erträumten Ruhm verwelken, ja, er befürchtet sogar des Kaisers Zorn.

Copernicus lächelt und denkt, was wissen die geschäftigen Herren in Krakau und in Wien und in Rom, wie schwer es ist, die Wahrheit zu suchen und sie zu finden, und fest sagt er, mit leisem Schmerz im Ton der Worte: »Ich bin noch nicht so weit . . . vielleicht in zwanzig Jahren!«

Da faßt sich der Bischof an den Kopf und geht zur Tür. In zwanzig Jahren, in zwanzig Jahren erst? Bekümmert über soviel Eigensinn und erschrocken über so viel Zeit, steigt er die Turmtreppe hinab.

Wie ist Copernicus froh, daß der Commentariolus, ach, er war eine Verirrung stürmischer Jugendlichkeit, zerfetzt ist! Stückwerk und kläglicher Versuch war er nur, fast kann er es nicht verantworten, ihn je geschrieben zu haben, er ist nicht die Wahrheit, denkt der Domherr und macht sich selber Vorwürfe. Dann beginnt er von neuem. Zwanzig Jahre sind wenig Zeit. Vielleicht reichen sie nicht. Auch dieser Sommer läßt sich nicht halten, schon ist mehr als die Hälfte vorbei.

Durch die Butzenscheiben lächelt der Morgen. Gold fällt ins duftende Wasser der steinernen Wanne, mit Fichtennadeln hat Anna das Bad gewürzt, wohligh streckt sie die weißen Glieder. Aber sie ist eilig, frisch und schnell steigt

sie aus dem Bade und salbt mit wohlriechendem Balsam aus dem hohen Schnabelkrug Brust und Arme. Dann trocknet sie die Fülle der Haare am warmen Kachelofen und setzt sich fröhlich und guter Gedanken voll auf die hölzerne Truhe daneben. Plötzlich entdeckt sie, daß sie noch nackt ist und wirft rasch die Kleider über, scheidelt das Haar und kämmt es seitwärts, nach den Ohren zu, zurück. An den Ohren bauscht sie es zu einem Puff, so nennt es die Mode, und flicht im Nacken zwei Zöpfe. Frei hängen sie über den Rücken. Nur die vordersten Strähnen sind wirr. Was tun? Sie hält das Brenneisen ins Ofenfeuer, bläst hinein und wellt die ungehorsamen Wische zu Locken. Aber das Eisen versteckt sie. Es ist Sünde, sowas zu tun, Eisen der Eitelkeit nennt es die Kirche. Da klopft es! Der Domherr! Er steht schon im Reisemantel. Er kommt nur, zu sagen, daß er noch heute nach Braunsberg muß. In einer Stunde reite er fort.

Noch blüht später Mauerpfeffer. Die Stranddistel trägt blauen Glanz in ihrem Grün. Ostwind streicht über den Strandhafer hin, und die Binsenwälder wiegen sich leise. Irgendwo im Röhricht blökt die Rohrdommel. Weit schieben sich die Dünenketten der Nehrung in die größere Ferne des Meeres hinaus. Das strahlende Haff ist von der Morgensonne golden überflutet. Aus den Fischerhütten steigt kräuselnd der Rauch, aber hinter den Bäumen zerfetzen die blauen Fahnen.

Es ist schade, der Weg biegt an der alten Heidekirche ab. Hinter den schweigenden Zypressen der Wacholderbüsche und den windzerzausten Schirmen der Kiefern führt die Straße weiter ins Heideland. Ställe, ihr Dach reicht bis zum Boden, liegen dort hinten in der einsamen Wildnis. Schafgras zwischen Besenginster und verblühtem Johanniskraut, und ein Schäfer lehnt am weißen Stamm einer Birke. Wie eine hochzeitliche und verlassene Braut steht sie inmitten der Wildnis, oder ist sie eine schleierweiße Nonne, die dem Kloster entsprang? Eine Schnepfe wirbelt empor. In hohem Bogen verflattert sie irgendwo in der Luft. Jetzt zieht sie lustige Kreise und fällt plötzlich unerwartet herab. Aus dem Heideweiher flügeln rumorende Wildenten, Ruffer der Einsamkeit in den Brüchen. Das Heidekraut hat seine Fruchthülsen aufgerollt und läßt die weißen Sterne verfliegen. Eine Lerche steigt sehnsüchtig empor und trillert. Schön ist die Heide, Urland, erhaltene Urzeit, noch verschont von Pflug und Spaten.

Es sind vier Stunden bis Braunsberg. Seit mehr als zwanzig Jahren hat er den Freund nicht mehr gesehen. Er reitet durchs Tor, zum Marktplatz, übergibt sein Pferd einem Stadtknecht, schnallt die breite Ledertasche ab, drückt sie fest in den Arm, tritt ein und steht vor dem Bürgermeister Philipp Teschner.

Ein großer, breitschultriger Mann steht von seinem Stuhl auf und streckt ihm die Hände entgegen. Der Domherr

muß erzählen. Die Jahre stehen auf, die Jahrzehnte, Erinnerungen drängen sich in die Stunde. Da hält Copernicus einmal ein und sagt: »Ich bring dir dein Erbteil, Philipp.« Der Bürgermeister ist erstaunt. Der Domherr öffnet schon seine Mappe, schiebt Gold und Papiere auf den Tisch. Teschner schweigt und weiß nichts zu sagen. Er kann sich das alles nicht erklären.

»Von deinem Vater, Philipp. So ist es dir vermacht.«

Wie ein Steinklotz sitzt der überraschte Mann. Er ist plötzlich bleich. Dann rötet sich seine Stirne. Unmut fliegt darüber. Endlich lacht er: »Von meinem Vater?«

Copernicus schweigt. Er muß den andern ausreden lassen.

»Ein Student versprach meiner Mutter die Ehe«, fährt der Bürgermeister fort, »ich weiß.« Seine Stimme ist unsicher und zittert.

»Es war dein Vater«, sagt Copernicus.

»Ein Kleriker nahm mich von meiner Mutter fort. Damals ist sie krank geworden.«

»Es war dein Vater, Philipp.«

»Ein Domherr schickte mich auf fremde Schulen. Seinetwegen starb die Mutter früh.« In der Stimme des Bürgermeisters grollt verhaltener Zorn, von Schmerz überweht.

»Aber dein Vater setzte dich über diese Stadt«, sagt Copernicus beschwichtigend.

Noch fiel der Name nicht. Jetzt spricht ihn Teschner aus:

»Lukas Watzelrode war mein Gönner.« Er setzt ab, Bitterkeit steigt in ihm hoch: »Mein Gönner, aber mein Vater war er nicht! Ein Vater gibt seinem Kinde mehr!«

»Der Bischof ist tot«, spricht dumpf Copernicus.

Philipp Teschner schiebt das Gold von sich weg, wie etwas Schmutziges und Giftiges. Aber mit einem Male besinnt er sich anders, er rafft die Dukaten und Taler und Papiere zusammen: »Du sagst, das alles gehöre mir? Mir? Ganz allein mir, zu meiner Verfügung?«

»Nur dir, Philipp, allein dir!« und leise fügt Copernicus hinzu, Philipp Teschner möge dem Toten für alles, was er je falsch gemacht habe, verzeihen.

Aber der Bürgermeister scheint es zu überhören: »Ich kann es schenken, wem ich will?«

Der Domherr nickt, ja, er könne es verwenden nach seinem Gutdünken. Da rennt der Teschner zur Tür, ruft einem Stadtknecht, befiehlt ihm, ein Roß zu satteln, sofort, und hält ihm die volle Tasche mit den Münzen und Papieren hin: »Reite nach Königsberg und melde dem Orden: Gold vom toten Lukas Watzelrode!«

Ein Triumph ist des Teschners Befehl. Gold von Lukas Watzelrode, Erbschaft aus Verrat und Abtrünnigkeit. Wie ein Fluch hetzt das Wort den Domherrn noch am selben Tage fort, es braust ihm in den Ohren, der kalte Abendwind flüstert es durch die Büsche und Bäume, und über die untergehende Sonne ist es geschrieben, als trage Coperni-

cus selbst Schuld daran. Erst zu Hause atmet er auf. Anna wartet. Sie war weit in die Heide gelaufen und schmückte die Stube mit Blumen. Und Schirolamo ist da, er hat keinen Herrn mehr! Er muß bleiben für immer. Der Domherr braucht einen Lacher; denn er muß einen Toten vergessen, und einen Zeremonienmeister braucht er und zwei Pferde, so wie ein richtiger Domherr sie hat — und eine Kutsche für Anna! Eine Frau ist im Hause!

Die Pendel fröhlicher Tage schwingen. Auf Landfahrten und weiten Wanderungen ist Copernicus, bei Töpfern in den Dörfern kehrt er ein, macht bei Glasbläsern halt und verweilt bei Schäfern, und dann sieht er wieder Schmieden zu, die seltsame Leuchter und Wetterfahnen formen. Er fährt zu den Trachtenfesten draußen im Land, glücklich will er sein, so wie die andern, glücklich wie die verliebten Knechte und Mägde und aufgeräumt wie hochzeitliche Bauern. Auf ewiger Flucht sucht er Frieden, er flieht das Grab des Lukas Watzelrode und flieht die kleine Stube und die Bücher und die Einsamkeit seiner Gedanken. Edelmann will er sein, wie die andern, die vornehmen Domherren. Zwar zaudert er beim Gedanken an sie, manche gehen betend zur Kathedrale oder verweilen lesend im Garten, und erst dann reiten sie auf die Kuriehöfe im Land. . . . Einmal bringt Copernicus für Anna eine Bernsteinkette heim, groß sind die Perlen, aus dem Gold des Meeres geschliffen, und in einer der größten der Kugeln sitzt ein

Mücklein gefangen, mit hängenden Flügeln ist es eingesperrt im gläsernen Sarg, und doch wie in einer Welt von Licht und Schönheit gefangen seit vielen tausend Jahren. Nie mehr kommt es los, man müßte die ganze Pracht zerstören, aber es bliebe doch tot. Er hängt Anna die Kette um den Hals und scherzt: »Sieh, das Mücklein, es kommt nimmer los! Wie heißt es wohl, das Jüngferlein im goldenen Himmel?« Da sieht ihn Anna glücklich an. Aber er spinnt weiter am Gedanken, der ihn bewegt. Nein, er muß fort von hier. Als Arzt will er in eine Stadt, vielleicht als Astro- nom zum Kaiser oder als Magister an einen Fürstenhof. Fort von Frauenburg!

Aber er bleibt. Gezeichnete finden keinen Frieden, und auch die nicht, die an sie gebunden sind. Ruhelos treibt sie das Schicksal. Und das Schicksal braucht ihn bald. Die Konventbrüder entsenden ihn nach Heilsberg zu Fabian von Lossainen. Da sitzt Copernicus in den ihm vertrauten Räumen; nur der Samt auf den Stühlen ist ein wenig verblaßt, man sieht es kaum. Sonst hat sich nichts verändert. Copernicus muß an den toten Onkel denken, sein Bild ist immer noch nicht verewigt im Säulengang bei den Bildern der ehemaligen Herren von Ermland. Und Fabian ist zwar etwas älter geworden in der letzten Zeit, etwas blässer, sorgenvoller, aber er will es nicht merken lassen.

»Warum schreibst du ängstliche Briefe nach Polen?« fragt Copernicus den Bischof und trägt ihm die Bedenken

vor, die die Frauenburger Domherrn zu seiner Entsendung veranlaßten. Der Bischof rückt auf seinem Stuhl und gibt keine Antwort. »Hat nicht der Polenkönig gegen deine Wahl protestiert, und du machst ihm Zugeständnisse?«

»Zugeständnisse?« Fabian von Lossainen lächelt unsicher.

»Wir wissen von geheimen Abmachungen, Fabian, sie sind gefährlich.«

»Sigismund ist unser König!« sagt Fabian, und deshalb, so fährt er fort, habe er Rechte zu verlangen. Warum sollten nicht auch Polen Anspruch haben auf Domherrnsitze in Frauenburg, der König halte schützend seine Hand über Ermland.

»Hast du nichts gelernt aus dem Schicksal des Bischofs Watzelrode?« Es ist heraus, dies böse Wort. Und Copernicus hält dem andern vor, wie es falsch gewesen sei, daß der Bischof Watzelrode immer nur mit den Polen zusammen gegen die Herren des Deutschritterordens gekämpft habe. Die Polen hätten nur ein Ziel: Boden und Herrschaft in Ermland.

»Der Bischof Watzelrode?« Fabian sagt es klug, »er war dein Onkel.«

»Er starb an seiner Politik. So lerne daraus!« bittet der alte Freund.

Der Bischof weiß keine Antwort. Es ist richtig, was man in Ermland raunt, er ist schwach und wankend wie ein

leichtes Rohr. Da zürnt der Domherr: »Du fühlst polnisch, Fabian, immer waren die Domherrn in Frauenburg Deutsche! Sind wir nicht fast alle aus Danzig und Graudenz und Thorn?«

»Du sagst, ich fühle polnisch. Meine Mutter war Polin, Nikolaus!« sagt der Bischof warm, »und Polen ist die Lieblingstochter Roms. Wer will da einen Vorwurf machen?«

»Dein Vater war ein deutscher Bauer, Fabian! Wie warst du damals so stolz in Bologna, als du vom Hof der Lossainen erzähltest. Weißt du es noch, lieber Freund, Halfpap, weißt du es noch?«

»Was soll ich?« fragt Lossainen plötzlich. Copernicus besinnt sich nicht lange: »Den Vertrag zerreißen!«

»Den Vertrag?«

»Vor mir, sofort!« fordert der Domherr.

»Niemals!« Nein, den Vertrag von Petrikau kann Fabian niemals zerreißen, er trägt die Unterschrift des Polenkönigs. Fabian bleibt fest.

»Nach uns sind einmal keine deutschen Domherrn mehr in Frauenburg. Zerreiß ihn!«

»Domherrn werden immer sein, Nikolaus, ob nun Deutsche, ob Polen«, Fabian hebt die Schultern, »das ist wohl gleichgültig, Freund!«

Copernicus hält böse Worte zurück, Pole, Ganzpap, will er dem andern in die lächelnde Fratze schleudern, aber er wendet ihm den Rücken und schreitet wortlos hinaus. Be-

kümmert kehrt er heim. Dort wartet das Glück, dort wohnt die Treue, Annas Hand winkt ihm aus dem Fenster zu. Da lacht er bald wieder und verschwendet die Zeit, er hat nur einen Gedanken: Anna glücklich zu sehen. So gehen die Tage, so fliehen die Wochen dahin. In der Sucht, immer Neues zu finden, mit ruhelosem Herzen vergänglichendes Vergnügen einzufangen, das wieder flüchtig zerrinnt, will Copernicus vergessen, was ihn plagt und enttäuscht, denn am Vertrag mit den Polen ist nichts mehr zu ändern.

Anna ist unruhig, sie macht sich Vorwürfe über das verwandelte Wesen des Mannes. Warum studiert er nicht mehr, warum sitzt er nicht mehr über seinen Schriften, seinem Werk? Was quält ihn und erfüllt ihn mit Not? Sie wagt es nicht, ihn zu fragen, aber einmal hantiert sie absichtlich mit den Linealen und spielt damit am Fenster: »Bitte erkläre mir, wie das ist mit dem Parallaktikum?« Sie bückt sich und verfolgt die scharfe Kante: »Wo zeigt es hin?«

Copernicus steht schon im Mantel auf der Schwelle. Er hat anderes vor, aber er weiß eigentlich selbst nicht was, er will fort. Da dreht er sich um. Sprach Anna jüngst nicht vom Astrolabium? Er sieht ihr zu. Mit ihrem Auge zielt sie weit hinaus durchs Fenster. Dann dreht sie am hölzernen Instrument.

»Du kennst das Gerät?« fragt er überrascht und legt den Mantel ab.

Da sagt sie flüchtig: »Der Magister in Thorn hat es nicht ganz verstanden. . . .«

Der Magister in Thorn? Davon hat Copernicus nie etwas gehört, daß sie bei ihm lernte. Freude überkommt ihn plötzlich. Er eilt zum Fenster, steht vor dem Parallaktikum: »Drei Lineale sind es, sie sind eingeteilt in 1414 Punkte, ganz genau! Sie drehen sich um die Achsen, die Winkel lassen sich damit bestimmen, und nach mathematischen Formeln kann man die Entfernungen berechnen.« Und er richtet die Lineale und zeigt ihr alles, und er streift mit seinen Haaren ihre Stirne. Es wird Nacht. Der Sand im Stundenglas ist hinabgerieselt. Anna dreht es wieder um, daß die Zeit weiterläuft, ach, jedes Körnchen ist ja so viel wert, denkt sie, haschen möchte ich nach jedem und es halten. Da sucht er noch lange nach den Sternen, steht einsam am Fenster und sieht sich wieder, wie schon oft, mit Riesenschritten in den Weltraum steigen. Der Wind in großen Höhen stürmt hinter ihm her. Wie ist es kalt! Er zieht den Pelz enger, drückt den Hut fest und hastet vorwärts. So schreitet Copernicus in die Unendlichkeit hinein. Sein Geist wandert zum unsichtbaren Räderwerk des Alls und horcht. Kommt nicht ein Schrei der Entrüstung, der dort unten aus dem Chor der Sphären heraufdröhnt, wenn der erste Mensch es wagt, die unbegangenen Räume zu betreten, die keines Vogels Flügel je gestreift hat? Aber es ist, als sängen die Sphären das göttliche Lied von der großen

Harmonie in den weltweiten Fernen des Kosmos, in dessen ungeheuren Kreislauf auch die Kinder der Erde eingewoben sind. Wie ist das tröstlich, auch das Leben der Menschen ist eingebaut in die große Harmonie, in die unendliche Bewegtheit. Sie sind nicht arm und verloren, nicht vergessen oder dem Zufall ausgeliefert. . . . Jeder Mensch ist durch sein inneres Ich dem Kosmos verbunden, durch Tat und Gedanke, durch Sehnsucht und Schicksal. . . . Und weiter draußen ist wohl das ewige Schweigen, die große Sprache Gottes. . . . Der Domherr sinkt nieder und beugt das Knie, so träumt er von seinen großen Fahrten. Aber es ist nur ein Traum. In der kleinen Stube, im engen Raum hetzen ihn bald wieder Zweifel und Unruhe. »Die Mitte!« stöhnt er oft, »ist der Mittelpunkt der Erdbahn die Mitte des Weltalls, liegt dort die Sonne. . . . Bin ich auf dem richtigen Weg . . . oder irre ich wie die andern vor mir?« Seit langem schmerzt ihn der Gedanke, und die Wochen häufen sich zu Jahren, und über Zahlen und Beobachtungen sucht er nach der Ursache der Harmonie der Welt, nach ihrem Gesetz und nach ihrer Mitte. Ist alles, was er erahnt und fühlt, nur ein philosophisches Spiel seines gläubigen Herzens? Oder ist es mehr?

Copernicus baut Systeme auf, verwirft sie wieder, und er beginnt nochmals von vorne, bis er zuletzt erkennt, daß er in vielem irrte. Eines fühlt er: Gott hat das Geheimnis vom Bau der Welt nicht verborgen, irgendwie muß es sich

offenbaren, irgendwo ist es zu entdecken, im Heiligtum der Zahl und der Logik oder im sehnsüchtigen Traum tiefster Philosophie. Wieder verwirft er die Pläne, läßt alles liegen, ist müde, hat oft harte Worte für die andern und sucht verbittert Vergessen und findet es nicht. Aber einmal kommt er fröhlich und übermütig heim, macht mit den Mägden im Garten Scherzé und lehnt droben im Turm Annas Gesicht glücklich an seine Brust. »Was ist?« fragt sie mit glänzenden Augen. »Ich finde die Mitte!« strahlt er, stürmt in die kleine Stube, häuft Zahlen und Kreise auf ein Blatt und flüstert erlöst: »Wie ist alles doch einfach, nein, daß ich so lange irren und zögern konnte! Hat nicht Schirolamo damals das Licht still und hoch gehalten, als ich ihm die Bewegung der Erde bewies? Habe ich nicht alles schon einmal durchdacht, als ich den Commentariolus schrieb? Warum suchte ich noch einmal? Gibt es eine einfachere Lösung als die, die ich längst schon habe?« In diesen Tagen baut er das System der Welt nach, die Pläne der Schöpfung legt er klar, Gottes Gedanken denkt Copernicus nach . . . : vom Planetensystem um die Sonne.

Und eines Tages setzt er die Wasserwaage auf dem Boden des Turmes an, gleicht vorsichtig Unebenheiten aus, zieht mit dem Zirkel einen großen Kreis und errichtet im Mittelpunkt den fingergroßen Stift. Früh am Morgen, noch in der Dunkelheit, klopft er bei Anna an, läuft die Treppe hinauf und stöbert den Schirolamo aus dem Bett, der wohnt

ganz oben unterm Dach. Er will ihnen zeigen, wie die Sonne kommt.

Schwer, schweigend und sternlos ist die letzte Stunde der Nacht. Da glänzen Wolken purpurn auf, grau hebt sich das Land aus dem Dämmer herauf, ein weites, schattenloses Lichtmeer schwingt sich am Osthimmel hin. Jetzt spielen die ersten Strahlen empor, schweben fort und zittern. Tastend suchen sie am Horizont herauf und blitzen, schießen hoch, flammen und zünden und strömen. Wunderlichter brennen am Himmel auf, leuchtende Farben schwimmen voran. Den ersten Schatten, den allerersten, wird der kleine Stift in den Kreis werfen, denn er ist der Sonne im Weg.

Da flutet seliger Glanz am Saum des Himmels, und über die Schwelle des Horizontes strahlt groß und klar im rosigen Duft zitternder Morgenluft das Strahlenwunder der Sonne!

»Nun steigt sie herauf!« Fast betet es der staunende Narr Schirolamo.

Der Domherr steht an der alten Mauer: »Nein, die Sonne steigt nicht herauf«, sagt er mit heißer Stimme, als befreie er sich endlich von innerer Not und Qual, »aber wir und die Erde schwingen uns aus der Fahrt im Schatten der Nacht wieder empor — und kehren zurück zur Sonne. Die Erde wälzt und schwingt sich ins Licht und dreht sich wieder der Sonne zu und fährt hinein in den Tag. Denn alles Leben schwingt sich aus der Nacht dem großen Licht entgegen.«

Schirolamo ist entsetzt: »Wie? Die Sonne steht, Herr, die Sonne wandert nicht?«

»Nein, die Sonne steigt nicht herauf, denn sie ging nicht unter. Wie käme sie unten durch? Sie sendet das Licht und die Wärme, sie zeugt die Zeit; denn sie ist die Mitte der Welt und ihr Herz!«

Es ist, als stürzten Jahrtausende zusammen, als versänke die alte, heilige Wissenschaft und mit ihr der alte Glaube, während der Domherr das System seiner Lehre vor zwei ergriffenen Menschen aufdeckt, vor einem Narren und einer Frau. So fest und sicher spricht er, als sei er selbst Gottes Baumeister gewesen. Dann schickt er sie fort, er muß allein sein.

Der kleine Stift zeichnet den Bogen des Schattens auf, und der Domherr liest aus ihm Zahlen und aus diesen neue Wunder von Zeit und Raum, und er braucht dazu den ganzen Tag und die ganze Nacht. Anna wird morgen schelten, wenn er wieder bleich und müde ist am frühen Tag. Nein, sie wird glücklich sein.

Heute nagt der Zweifel nicht. Behaglich ruht der Domherr und schwingt sich in Gedanken mit der Kugel der Erde immer weiter hinweg von der großen Mitte und doch mit jedem Augenblick wieder näher zu ihr hin.

Plötzlich steht an der Türe ein Mensch, ein barhäuptiger Mönch, mit fahlem Gesicht, hohlwangig, als sei er aus dem Grabe auferstanden. In zitternden Händen hält er eine

brennende Kerze aus Wachs. Ein Spuk! Ein böser Traum! Die Narrheit eines überhitzten Hirns, ein Wahnbild un-
steten Bluts! Die Kerze wirft einen flackernden Schein über
die Schwelle. Mit fiebernden Augen, voll fassungsloser
Unruhe verweilt die Gestalt, verkrümmt in Menschennot,
gebeugt in Armseligkeit und Verzweiflung.

Copernicus springt vom Stuhl und stürzt auf den andern
zu: »Andreas!«

Der Domherr Andreas Copernicus ist Elend gewordene
Gestalt. In seinen Augen brennt Glut. Er schlägt seinen
Mantel wortlos zurück und enthüllt seinen Hals. Dann
schwankt er. Der Bruder trägt ihn auf sein Bett. Endlich
stöhnt der Kranke: »Ich will dir beichten. . . .« Er schließt
die Augen. Der Arzt Nikolaus Copernicus weiß alles. An-
dreas hat den Aussatz mitgebracht aus Rom, die Pest! Er
trägt am Halse Beulen, an der Brust Geschwüre, Eiter am
Leib. Die Pest in Frauenburg! Der Tod in der Domburg,
der schleichende, heimliche, verderbende Tod. . . . Niko-
laus flößt dem Bruder Tee ein, reibt die Geschwülste mit
Salben, streut Puder. Hat er umsonst Medizin studiert in
Padua? Er muß ihm helfen! Sonst ist der Bruder verloren,
er wird ausgestoßen aus der Gemeinschaft, geächtet von
den gestrengen Brüdern in Frauenburg, verflucht von der
geistlichen Obrigkeit. Der Arzt Nikolaus Copernicus er-
schrickt bei der Untersuchung. Der Bruder hat Syphilis.
Aber er beschwichtigt den Kranken. Er wickelt ihn warm.

Dann sucht er in Schriften und Büchern. Er räumt den Tisch ab, stößt alles weg, wirft Zirkel und Winkel zu Boden, Blätter aus seinen Büchern flattern davon. Überall in den Schriften der Arzneikunst findet er das eine Wort: Unheilbar! Er ist wie vor den Kopf geschlagen, betäubt, unfähig, weiter zu denken. Der andere fährt vom Lager empor:

»Ich sterbe, Nikolaus.«

Der Bruder setzt sich zu ihm ans Bett: »Du mußt fort, Andreas, weit fort, in eine andere Luft — zu berühmten Ärzten!«

Der Kranke lächelt bitter: »Fort? Etwa nach Thorn? Nach Polen?« Nein, dorthin kann er nicht, nie mehr! Thorn liegt in Polen. Die Polen hassen den Domherrn Andreas Copernicus. Er hat in Rom den Thornern — den Deutschen — einen Prozeß gegen die Polen geführt — und ihn gewonnen! Nach dem Urteil des Papstes haben die Polen alle Waren und Güter, die Thorn auf der Weichsel passieren, zum Verkauf dort auszustellen und feilzuhalten, weil ein altes Recht aus des Deutschritterordens hoher Blütezeit es so gebot. Nie mehr kann Andreas heim nach Thorn.

»Du mußt nach Rom, der Süden heilt!«

Da springt der Kranke plötzlich auf, abwehrend streckt er die hageren Hände aus: »Geh, Nikolaus! Rühre mich nicht an! . . . Wenn *du* aussätzig wirst. . . . Du sollst leben!«

Nikolaus Copernicus hält den Fliehenden fest: »Bleib!«

Er horcht hinüber zu Annas Tür. Dort klopft er, zagend erst, dann härter. Wie ein Bettler wartet er.

Erschrocken öffnet sie, nur im leichten Hemd, und fühlt nicht einmal Scham vor seinem Blick. Sie spürt, daß er in Not ist, daß er Hilfe braucht. Kaum hört sie, was er sagt. Ja, Pimpernell! Schon eilt sie mit fliegenden Zöpfen.

Nikolaus Copernicus schreibt noch in dieser Nacht an den Bischof Fabian von Lossainen, daß der Domherr Andreas Copernicus schwer erkrankt sei und langen Urlaub benötige. Da kommt der Bischof selbst nach Frauenburg und wartet mit den Brüdern vom Konvent im großen Saal.

Nikolaus Copernicus geht einen schweren Gang. Nun tritt er ein und setzt sich unten an den Tisch und harret auf das Wort des Bischofs. Der spricht, fast geschäftlich, so ist der Ton seiner Worte, daß der Domherr Andreas Copernicus plötzlich erkrankt sei und bald in den Süden reisen werde, doch vordem müsse die Frage der Finanz geregelt sein. Copernicus sieht sich im Kreise um. Die Brüder streiten bald, wer dieses Gut, wer jenen Hof, jenes Dorf zu verwalten habe, das zum Pfründenbereich des Erkrankten gehört. Sie fragen nach den Einkünften. Der Bischof aber spricht unvermittelt: »Wo sind die zwölfhundert Goldgulden, das Erbe von Bischof Watzelrode, das vor zwei Jahren an den Erkrankten fiel?« Hier ist ein wunder Punkt, wo ist das Geld? Es gehört nicht dem einzelnen, was ererbt wird, es ist gemeinsam. Nikolaus Copernicus weiß, wo es

hinkam. Schöne Frauen kosten Geld. »Ich bürge!« sagt er fest. Der Bischof hat das Schriftstück vorbereitet. Copernicus schreibt seinen Namen darunter. Fabian setzt sich aufrechter im Stuhl hin: »Der Domherr Andreas Copernicus wird nie mehr zur Verwaltung seines Amtes fähig sein?«

»Nein, nie mehr«, sagt Nikolaus leise.

»Wann wird er reisen?«

Copernicus schüttelt verneinend den Kopf: »Er kann nicht reisen.«

»Du bist Arzt, Nikolaus Copernicus, wir bitten um ein Gutachten«, kommt es aus dem Mund des Bischofs. Der Domherr zögert.

»Nun?« Der Bischof will wissen, woran Andreas leide.

»Er wird bald sterben . . .«, sagt Copernicus.

»Und die Ursache seines frühen Todes?« Der Bischof will alles in ein Protokoll aufnehmen. Er sieht den andern an.

»Sein Leben . . .«, sagt Copernicus. Der Bischof ist überrascht. Die Ursache des Todes sei sein Leben, das ist eine seltsame Auskunft. Die andern hören es nicht. Sie markten um das freigewordene Allod.

Copernicus verläßt den lauten Kreis, geht hinüber in seinen Turm, schließt die alte Truhe auf, dort ist sein Geld verwahrt. Er holt es heraus. Anna sieht ihm zu. Er wiegt den Beutel in der Hand und lächelt.

»Was willst du mit dem Geld?« fragt sie überrascht.

»Ich wollte mir ein Haus kaufen in Thorn.« Lange habe er gespart, wenig habe er verbraucht. Er sieht in ferne Weiten hinein. Sie versinken.

»In Thorn?«

»Das Haus meines Vaters . . .« sagt er warm. Dann geht er hinaus und hinüber in den großen Saal, wo sie immer noch lärmten und teilen. Er legt das Gold dem Bischof auf den Tisch. Fabian von Lossainen streicht eben den Namen Andreas Copernicus aus der Liste der Frauenburger Domherren.

Und während sie das Allod vergeben, reist Andreas Copernicus ohne Abschied nach Rom. Um zu sterben, so meinen die andern. Es kümmert sie nicht.

Aber stärker als Papst Julius der Zweite, er liegt im Sarkophag, stärker als der Moses des sechzehnten Jahrhunderts, ist Andreas Copernicus. Kraft und Tatenlust strömen wie ein Wunder durch seinen kranken Leib und geben dem siechen Blut letzten Auftrieb und Schwung. Er will der Gerechtigkeit dienen: Fabian von Lossainen hat den Polen den Weg geöffnet zu den Stühlen des Frauenburger Stifts, aber waren nicht immer seither Thorner und Danziger Bürgersöhne die Inhaber der Alloden und Würden gewesen?

Mit Sculteti dringt Andreas durchs Labyrinth der Ämter und Sekretariate hindurch und steht im Heiligtum des Vatikans. So viel wagen diese Deutschen! Noch vor Wochen

glaubte Andreas an seine letzte, irdische Fahrt, nun kämpft er verwegen um Ermlands Freiheit, und er weiß, es ist die letzte Aufgabe seines Lebens — und seine Sühne.

Unter Bogengängen gehen fremde Menschen, aus aller Welt sind sie, unter Flüstern hin und her. Sultane, Großwesire, Gesandte, Kavaliere. Türen öffnen sich lautlos, Edelleute in Spitzenkragen treten heraus. Vor Kanzleien warten bewaffnete Mönche. Männer mit grünen und gelben Blumenstickereien auf den roten Seidenkleidern hasten vorüber. Andere tragen goldene Ohringe und krause Bärte, ein Samtbarett auf langbehaarten Köpfen. Stumme Wächter hüten hohe Türen. Schweizer Gardisten in Sandalen, Pump-hosen und buntbordierten Röcken halten lange Lanzen in den Händen. Kaum bewegen sich die großen Federn auf den breiten, gelappten Hüten. Senatoren in roten Brokatkleidern verabschieden sich von Kardinälen. Es geht weite Gänge hindurch, dann über Treppen, an mächtigen Statuen vorüber und an Satyrfiguren aus Terrakotta, dann sieht man durch die offenen Türen einer Loggia hinab auf Marmorbänke unter Rosenbüschen. Wandfresken zieren die Gänge, kaum hört man Schritte auf dem Mosaikfußboden. In einem Zimmer stehen große, geschnitzte Büfets unter Bildern in vergoldeten Rahmen und venezianischen Spiegeln. Brokatsessel tragen blaue, mit Gold durchwirkte Stoffe, von großen Sofas her ist kaum Flüstern zu vernehmen. Truhen mit eingelegten Elfenbein- und Perlmutt-

arbeiten, Ebenholzschränke mit Figureschnitzwerk stehen in weiten Sälen. Zwischen weinumrankten Fenstern hängen flandrische Wandteppiche mit schreckhaften Bildern von Ungetümen. Nun noch ein Vorzimmer, der Zeremonienmeister macht ein hochmütiges Gesicht. Kämmerer eilen davon, Diener stehen herum und tragen Schalen mit Früchten.

Die Deutschen treten ein. Das Zimmer hat schneeweiße Farbe, der Gobelin an der Wand allein ist purpurrot. Eine silberne Lampe hängt davor.

Sie fallen nieder vor der Heiligkeit Leos des Zehnten, vor Johann von Medici, dem neugewählten Papste aus dem Hause der geistvollen und glänzenden, schönheitstrunkenen Fürsten von Florenz. Dieser Papst geht barfuß in Prozessionen und wäscht bei der Coena Domini den Armen die Füße. Nie hatte die Christenheit einen solchen Vater und Herrscher gehabt. Und dennoch nennt er sich Leo; denn Leone haben einst Byzanz niedergekämpft, sie waren die gewaltigsten Päpste der Kirche.

Leo der Zehnte hebt die weiche, weibliche Hand und bietet den Deutschen seinen strotzenden Ring zum Kuß. Eine gütige, sanftmütige Stimme, die eigentlich nicht in den Thronsaal der Welt paßt, fragt nach ihrem Begehren.

»Ermland, die Heimat unseres Frauenburger Stiftes, ist in Not!«

Sculteti stockt in seiner gut ausgedachten Rede. Der Anblick des Papstes hat ihn abgelenkt, erst jetzt sieht er das

Gesicht, den gewaltigen Schädel, den dicken Hals, die schmalen Beine. Leo wartet, nickt dem Fremden zu, ist liebenswürdig und herablassend.

»In Not?« fragt er. Nur einmal im Leben hat er selber Not verspürt, als die Franzosen ihn gefangen hielten mit den andern aus dem Hause Medici.

»Ermland soll seine Freiheit verlieren. Der Polenkönig will den Boden der Kirche!«

»Seine Freiheit, wieso?« fragt es hoch vom Throne her. Der Thron hat goldene Lehnen. Der Papst setzt sein Augenglas auf, um den zweiten Sprecher besser sehen zu können.

»Wir hatten von jeher freie Bischofswahl, heiliger Vater. Nun soll der Polenkönig nach dem Vertrag von Petrikau die Kandidatenliste prüfen dürfen«, ereifert sich Andreas Copernicus.

»Das ist wohl der Wille eures Bischofs, unseres treuen Bruders Fabian von Lossainen?« Die Stimme Leos ist weich. Der Papst ist jung, doch unerfahren ist er nicht. Das zeigt die Frage, sie ist mehr als nur Frage.

»Wir wurden nicht gehört. Wir sind dagegen! Auch die andern Brüder im Konvent. — Hier sind Briefe. . . .«

Der Papst will sie nicht lesen: »Ihr wurdet nicht gehört?« fragt er aufmerksam.

Andreas will es erklären, wie es kommt: »Wir sind in Rom, heiliger Vater. . . .!«

Der Papst bleibt freundlich, aber ohne sich lange zu besinnen, setzt er die Erwiderung dagegen: »Dann kann man euch in Frauenburg nicht hören, meine Söhne, wenn ihr in Rom seid.« Lächeln spielt um seinen breiten Mund.

»Auch der Orden erhebt Einwände, auch er befürchtet, daß die Polen immer weiter nach Westen eindringen«, wagt Sculteti zu sagen.

Der Papst schweigt dazu. Warum will er nicht mehr vom Orden hören? Ist er nicht eingeweiht in die politischen Dinge im Nordosten Deutschlands?

»Der Vertrag schädigt die Rechte des Heiligen Stuhles und der Kurie«, drängt Sculteti weiter. Und Andreas spielt den letzten Trumpf aus: »Wir sind Deutsche!« Flammend steht er da, erwartet Antwort, eine letzte Entscheidung. . . .

Leo knüpft am Satz des Sculteti an und meint: »Ihr habt Besorgnisse wegen des Vertrags? Er soll dem Polenkönig das Recht des Einspruchs geben? Wie oft ist Einspruch gut! Meine Söhne, er wird es immer tun im Einverständnis mit uns, der großen Mutter Polens.«

Andreas will nochmals reden, von den schweren Kämpfen erzählen und daß Deutschtum und Polentum wie Wasser und Feuer seien. Doch die Bewegung der weißen Hand hoch von oben her ist eitel und hart. Ich weiß . . . laß das . . . will sie gleichsam besagen. Ich habe keine Zeit. . . . Noch viele andere warten . . . denn hierher kommt die Welt! . . . mit viel größeren Dingen. . . ! Da ist die Audienz zu Ende.

Die Deutschen beugen das Knie und empfangen den Segen des Herrn der Christenheit. Andreas stürzt zu Boden und bleibt liegen. Während schon wieder andere vor Leo dem Zehnten niederfallen, trägt man den Ohnmächtigen hinaus. Im Gang gibt es etwas Aufsehen, Sculteti bemüht sich um den besinnungslosen Freund. Edelfrauen mit großen Hauben ziehen sich erschreckt zurück in die Türen, aus denen sie im selben Augenblick mit knisternden Schleppen und kicherndem, keckem Lachen gekommen waren. Nur eine von ihnen sieht herüber zu dem kranken Mann, den die Leibgardisten auf einen Stuhl gesetzt haben. Sie starrt in das bleiche Gesicht, sucht darin, hält die beringte Hand vor den Mund und schreit überrascht und beugt sich noch näher: »Coppernicus!« So viele Jahre hat sie auf ihn gewartet, sie kennt ihn noch, zwar hat er sich verändert, ist schmal und eingefallen. Sculteti nickt, ja, das ist der Domherr Coppernicus. Die Frau läßt ihn in ihrer Sänfte bis zu ihrem Hause tragen, dort blühen hinter einem Tor die roten Rosen. Dann schickt sie die Diener fort und bettet den Kranken in ihr großes Himmelbett, das ist mit blauer Seide verhängt, alle Möbel sind mit blauem Damast überzogen. Die Frau hat tausend Freuden. Dann kommen Ärzte, machen scheue Gesichter und schütteln die Köpfe bedenklich über den Zustand des Kranken. Sie aber lacht. Sie weiß es besser, dieser Mann hat nicht die Syphilis, wie könnte das sein. Sie küßt ihm den Mund, streicht ihm

die Haare zurecht, wischt ihm die heiße Stirne und ist glücklich, daß sie diesen Mann wieder hat. Damals — fünfzehn Jahre sind es her — lag sie mit ihm im gelben Strandsand am blauen Meer und wanderte mit ihm auf den Bergen in den Abruzzen. Sie lächelt, daß er nun doch noch in ihrem Himmelbett liegt, vor dem er damals floh. »Weißt du noch, Nikolaus, als du mir vom Herzen des Cusanus erzähltest?« Neckisch sagt sie weiter: »Aber *dein* Herz bleibt hier in Rom!«

So hat sich Andreas Copernicus immer schon das Sterben gewünscht: in den Armen einer schönen, zarten, glühenden Frau. Daß es sogar eine Fürstin sein sollte, die ihm das Schicksal für die letzte Stunde schenkte, und die ihn als Nikolaus Copernicus in ihrem Himmelbett sterben sieht, das geht über seine Sehnsucht hinaus. Schade, daß er es nicht mehr weiß. Er müßte lachen.

✱

Die Narrenhosen sind fadenscheinig geworden, und die Kappe mit den Eselohren ist nicht mehr modern. Der Schneider hat dem Narren einen anständigen Anzug gefertigt, wie es sich für einen Zeremonienmeister geziemt. Man kennt den Schirolamo kaum mehr, die Haare ließ er wachsen, und der Barbier hat ihm einen wunderbaren Scheitel gezogen, aber den Schnauzbart unter der Nase duldet er nicht, der kratzt ihn immer in die Lippen, so hat nun Schirolamo eher das Aussehen eines Klerikers, eines geistlichen

Mannes, und man sieht ihm nicht mehr an, daß er einmal die Halskrause trug, an deren Zipfel die Schellenglöckchen bimmelten. Überhaupt erinnert er sich der Zeit nicht mehr gerne, da er nur ein Spaßmacher und Geck gewesen ist. Und wenn man ihn fragen würde, wieso er sich auch inwendig verändert habe, denn er ist ernster geworden, dann würde er große Augen machen und den rechten Zeigefinger auf den Mund halten, daß alles schweigen und ihm zuhören soll. Er habe zu vieles gelernt, würde er nachdenklich bekennen, denn er sei sozusagen der Vertreter des Volkes, der die Anliegen der Bauern und die Fragen der Zweifler dem Herrn Copernicus vortrage und diesen gleichfalls auf seinen Reisen zu den Sternen begleite. Ja, zu den Sternen! Und dort habe er so vieles erlebt, daß er lachen müsse über das Treiben der Leute, die es wichtig hätten mit tausend Nichtigkeiten.

Aber keiner schlüpft aus der Haut, auch der Schirolamo nicht, und manchmal benimmt er sich doch noch, als seien die Narrenhosen nicht fadenscheinig geworden und treibt wie früher seine Spässe, und vor allem dann, wenn er Neues von Copernicus erfuhr.

So ist es heute wieder, und er schnappt nach Luft. Es ist nicht zu glauben: Die Neumonde stimmen nicht, sie kommen zu früh. In dreißig Jahren macht das einen Tag, und seit der letzten Zeitfestsetzung sind es bereits vier Tage. Die Jahre stimmen nicht, ist 1520 oder nicht, die Zeiten stimmen nicht, die Feste und Kalender! Wann ist Ostern?

Ostern ist verlorengegangen und Pfingsten und die Himmelfahrt sind längst vorbei oder kommen nicht mehr. Das Kirchenjahr ist eitel Trug und Schein. Die Menschen sind belogen und betrogen, und alles liegt nur im System, sagt der Administrator. Der Narr tanzt durchs Haus. So ist nicht Freitag heute, ihr Mägde, tragt Fleisch und Würste auf! Und die Mägde kichern, aber sie erschrecken, als sie hören, der Herr Administrator habe es ausgerechnet.

Seit vier Jahren ist Nikolaus Copernicus Administrator, das ist Herr und Verwalter in der Schloßburg Allenstein.

Wo ist die Zeit geblieben? Die Jahre sind enteilt. Er ist ein Mann, der schon auf die Fünfzig zugeht. Nur noch ein paar kurze Jahre. . . .

In seinen Händen liegt die Verteidigung des Landes, die Gerichtsbarkeit, die Verleihung von Lehen an die zehntpflichtigen Hufenbauern, der Einzug von Zinsen und Abgaben, das Bestimmen von Ernte- und Frondienst der Hörigen und die Aufsicht über die Schulzen, Beamten und die Geistlichkeit. Seinen Namen setzt er unter große Protokolle, Ausfahrten macht er ins Land, er muß die Verhältnisse der kleinen Siedler und Bauern kennen. Ganz entückt ist er der Wissenschaft und Forschung. Er hört den lauten Schirolamo lachen und Spässe über die Kalenderzeiten treiben mit den zwitschernden Mägden. Er nimmt ihn an den Ohren und schüttelt ihn: »Das ist nichts für Weiber!« und heißt ihn eine Kanonenkugel holen. Um

Gottes willen, denkt der arme Narr, was will er nur damit? Dann stehen sie am Turm. Copernicus mißt mit einer Schnur die Höhe vom obersten Dachfenster bis auf den Boden. Schirolamo muß die Kugel ganz hinauftragen und sie senkrecht aus der Luke fallen lassen. Sie saust herab. Ganz unten steht der Domherr, und er zählt. Es ist falsch, die Rechnung stimmt nicht. Die Kugel hat eine andere Geschwindigkeit, die Fallzeit war ungenau, denkt Copernicus. Sie wiederholen den Versuch, bis Schirolamo schwitzt. Erst nach einer Weile treten sie ins Haus. Im Zimmer schüttelt der Narr den roten Kopf: »Nein, so etwas!«

Der Domherr schreibt schon auf, was er eben erfuhr von der Geschwindigkeit der Kugel, und schon denkt er an die großen Kugeln im Raum der Welt.

Da reißt der andere den Mund auf: »Herr, was schreibt Ihr da?«

»Narr, ich bin an der Berechnung der Zeit!« Er steht auf: »Fünfzehn Jahre habe ich erspart, wie wird sich der Bischof freuen, zwanzig forderte ich damals. . . .« Dem Schirolamo versschlägt es die Stimme, wie soll er das verstehen! Er trollt sich fort.

Es hat an die Türe gepocht. Ein Bauer tritt ein. Verängstigt dreht er seinen Kugelhut in den Händen und reicht dem Statthalter ein Hufeisen dar.

»Was soll das?« Copernicus kann sich den rostigen Gruß nicht erklären.

»Die Schnapphähne warfen es mir in den Hof, Herr, und sintemalen vor meine Beine.«

»Und?«

»Vom Hochmeister von Königsberg!«

Solch ein Rebell! Wie meint er es? Zwar ist so ein Eisen ein Symbol ruhiger Zeit, wenn es die Spur pflügender Rosse ins Erdreich drückt. Aber das Bäuerlein weiß es besser: »Mitnichten, Herr, soll es friedliche Arbeit bedeuten, vielmehr wohl den Sturm, den Krieg!«

So weit ist es also. Albrecht wird kommen, durch Erm-land einbrechen und die Brandfackel nach Polen tragen. Wenigstens hat er jetzt seine Besucherkarte abgegeben. Ja, der Hochmeister weiß, was sich gehört!

Noch immer steht der Bauer wartend, als habe er noch etwas vorzubringen. Der Administrator will ihn entlassen. Da fragt er nach dem Namen des Mannes.

»Bauer von Sonnwalt, Herr!«

»Zinser?« Copernicus schlägt nach im Protokoll. Inzwischen nestelt der andere in seiner Juppe: »Ich bring den Zins, Herr!« Achtzehn Schillinge zählt er umständlich auf den Tisch.

»So spät? Du hast wohl auf des Königsbergers Gruß noch gewartet?« Der Statthalter ist schlechter Laune. Dann fragt er ernstlich: »Bist du Deutscher?« Der Bauer bejaht. Er ist einer der wenigen Deutschen von Sonnwalt.

»Drei Groschen Strafe!«

Der Sonnwalter seufzt. Er rührt sich nicht und macht keine Bewegung, um nochmals in den Beutel zu fahren.

»Deutsche machen nicht Schulden . . . merk's!« fordert Copernicus. Da kramt der Verängstigte endlich weitere Münzen heraus und sagt dazu: »Herr, ich hätt' ein Anliegen. . . . Ich bleib nicht im Land.«

»Nicht im Land?«

»s ist voll Unruh, Herr, und Mordgesindel und Freibeuter. . . .«

»Drei Hufe hast du, neunzig Tagwerk, hast Früchte, Brot, Fisch, Fleisch und Holz!«

»Aber nicht den Frieden, Herr!«

»Hast du Kinder?«

»Sieben.«

»Folgen sie nicht?«

»Auf den Blick, Herr!«

»Und du sagst, du hättest nicht Frieden?« Der Statthalter fragt kurz und scharf. Dem andern ist nicht wohl dabei. Copernicus schüttelt den Zögernden an den Schultern: »Sag, wer soll Ordnung schaffen?«

Die Antwort bleibt aus. Da gibt er sie selber: »Wer, wenn wir es nicht tun, wir Deutschen?« Der Bauer macht eine Gebärde, die besagen soll, daß es zu wenig Deutsche hierzulande gibt.

»Du hast sieben. Siebenmal sieben . . . das sind . . . kannst du rechnen?«

»Dreiundsechzig, Herr!«

Da lacht der Domherr, aber der andere setzt piffig hinzu: »Ist jedes meiner Kinder groß und selbst verheiratet und hat jedes auch wieder sieben Kinder, das sind siebenmal zwei und siebenmal sieben.«

Der Administrator schenkt ihm einen Gulden. Der Mann gefällt ihm. »Wie ist es mit Vieh und Gerät?« fragt er ihn.

»Gehören mir, Herr!«

»Hast du einen Käufer?«

»Ja, aus dem Polnischen!«

»Hat der Kinder?«

»Acht!«

»So rechne nach!«

Dem Mann wird schwül und er reckt den Hals.

»Und wohin willst du ziehen?«

»Heimwärts, Herr, nach Deutschland!«

»Heimwärts? Sonnwalt ist heimwärts, Mensch!«

Der Bauer schweigt. Er ist einst aus dem Lande Posen zugezogen. Dort will er wieder hin. Das Heimweh rüttelt an seiner Seele. Er wischt sich die Augenwinkel.

»Ich bin aus Thorn, Mann. Meine Ahnen waren aus Schlesien, deren Väter wohnten am Rhein . . . und ich bin hier daheim!« Copernicus fragt den andern, ob er sich vorstellen könne, wo der Rhein sei, viel weiter drüben als wo Posen sei, viel weiter, viel weiter drinnen in Deutschland. »Das Schicksal schickt die Kinder der Deutschen weit

fort. Fließt Wasser rückwärts? Mehr als Wasser ist das Blut. Es soll nicht rückwärts fließen! Wo Flut ist, da fahren die großen Schiffe. Wo Ebbe ist, da kommen die Krabbenfischer, die armen Leute. Verstehst du das?« Copernicus schenkt dem Sonnwaltbauern einen Krug Wein ein: »Trink auf die Flut, Mann!« Und demnächst wird der Herr Statthalter nach Sonnwalt kommen und nach dem Frieden des Hauses sehen, bis dahin muß der pfiffige Sonnwaltbauer ausgerechnet haben, wieviele Menschen aus seinen Leuten in hundert Jahren geworden sind. Dann ist der Bauer entlassen, seine Stiefel poltern den Gang entlang.

Nun ist es still im Raum. Nicht einmal der leise Schritt Annas kommt durch die Tür herein. Um diese Stunde hat sie sonst immer den Tee gebracht, Pfefferminztee oder auch Lindenblüten. Anna ist nach Frauenburg gereist, sinniert der Domherr weiter, sie will nach dem Rechten sehen in der Turmwohnung und hat hundert Sorgen, ob alles noch in Ordnung ist in den kleinen Zimmern. Es soll nicht alles verstauben, und lüften will sie, ehe es Winter wird, und zur Nähterin muß sie — Copernicus lächelt —, sie braucht ein neues Kleid. . . . Aber sie kommt ja bald wieder. Dann wird sie plötzlich unten im großen Tor stehen, und ihre Augen werden leuchten, und ich werde sie schon von weitem sehen. Der eine Spiegel kommt vor das Fenster und der andere an die Hausecke, aber beide müssen im Winkel von 45 Grad stehen, dann fallen die Strahlen richtig, ja, morgen

wird er die Spiegel anbringen, daß er Anna schon von weitem widersieht. Spione, Straßengucker heißt man die Spiegel. Sie sind für neugierige und auch für liebende Leute.

*

Mitten im Dezember dieses Jahres 1520 läutet die große Susanna auf dem Sankt-Marien-Turm zu Danzig den Krieg ein, und niemand weiß, für wen oder gegen wen und warum. Wenn einer sagt, der Hochmeister von Königsberg gebe nicht Frieden, dann fluchen Krämerseelen dem Ruhestörer, und die preußischen Städte und das kirchliche Ermeland stehen zu Polen.

Scharf hat Albrecht von Brandenburg die Schwerter geschliffen, letzte Kraft des Ordens zuckt und sprüht auf; denn der Königsberger will das polnische Joch zerbrechen. Dumpfe Wetter ziehen herauf, Trommeln rumoren.

Die Ritter überrennen auf zitternden Rossen die Grenze und stehen vor Braunsberg. Der Bürgermeister Teschner erwartet sie am Tor: »Wohin?«

»Nach Polen!« Die Augen der Ritter glühen.

»Ihr allein?« fragt der Teschner.

»Uns hilft das Reich!«

»Der neue Kaiser?«

»Karl von Kastilien!« sagen die Ritter stolz. Der Teschner strahlt. So ist es also wahr, denkt er froh, der Habs-

burger bezahlte den deutschen Fürsten die Wahl nicht allein nur mit Wechseln auf die Schätze der Augsburger Fugger, Karl versprach auch Hilfe gegen Polen. Jetzt ist alles gut. Da lacht der Teschner, reißt das Tor auf und weist den Rittern den besten Weg nach Ermland: »Dort!« Er winkt den Rittern nach, weil es gegen Polen geht, und er sieht aus in diesem Augenblick, als wäre er der junge Lukas Watzelrode aus jener stolzen Zeit, als dieser dem Kasimir trotzte. Groß schreitet er in die Stadt zurück und weiß, es ist quitt gemacht, was sein Vater am Orden gesündigt hat. . . . Das Frauenburger Nest wird fallen, und noch viel mehr wird geschehen! In Wittenberg ist der Doktor Martin Luther aufgestanden gegen die Kirche, gegen Erpressung und Heuchelei, und seine Kampfschriften flattern durch Deutschland. In allen Trinkstuben und auf allen Märkten lesen fahrende Schüler dem begeisterten Volk die Flugblätter vor. Frühlingstage der Hoffnung von einem neuen Reich und einer neuen Religion dämmern herauf. Fest hält der Teschner sein Gesicht in den beißenden Wind und läßt sich vergnügt Schneefetzen ins Antlitz jagen. Ihn freut die Zeit und alles, was aus ihr geboren werden wird. Ehe der Morgen graut, reiten die weißen Mäntel gegen Frauenburg, und des Ordens Feldhauptmann Friedrich von Heydeck wird die Klosterburg stürmen. . . . Fast übermütig kehrt der Bürgermeister heim und höhnt vor seinem Weib: »Kein schwarzer Vogel wird mehr in

Frauenburg nisten!« Die Frau sieht ihn verständnislos an, da wird er noch lauter: »Die Burg der Domherrn fällt!«

»Frauenburg, Mann?« forscht das Weib.

»Viel mehr noch!« triumphiert der Teschner, aller Verrat an der deutschen Sache und Seele werde gestraft; da fällt ihm das Weib in die ketzerische Rede: »Und Copernicus?« Der Teschner wird plötzlich still und fahl, ihm bleibt das Wort im Munde. Erschrocken sucht er sich zu besinnen. Schon lange hat der alte Freund nichts mehr von sich hören lassen. Ist er nicht in Allenstein? Wenn das nicht so wäre? Kehrt er nicht öfters heim nach Frauenburg, wenigstens auf kurze Tage? Copernicus! An ihn hat der Teschner nicht gedacht. Da stürzt er fort.

Mitten in der Nacht dringt ein Mann ins Tor der Domherrnburg, belügt die Wärter, er habe wichtige Botschaft, und er poltert die Treppen hoch und steigt in den Turm und steht vor Anna.

»Wo ist Copernicus?«

»Er hält Allenstein«, sagt sie stolz.

Der Fremde läßt den Mantel fallen, enthüllt das verummte Gesicht und flüstert hastig: »Komm!«

Das Herdfeuer knistert und wirft roten Schein an die Wände.

»Wer seid Ihr?«

»Philipp Teschner!«

»Teschner? Ihr seid . . .?«

Der Fremde hält der Frau den Mund zu: »Still!« Der Name Teschner ist im Stift verflucht, seit Braunsbergs Bürgermeister sich des öfteren schon zu Martin Luther bekannte, und allen Domherrn ist er Gift und Galle. Anna Schillings horcht ihm zu. Teschners Augen leuchten. Heimlich ist seine Freude, daß das Kloster fallen wird und daß er Copernicus, dem Freund, einen Dienst erweisen kann, wenn er die Frau rettet. So ist es kein Verrat am Orden, an seinen anderen Freunden.

»Packe das Wichtigste!« drängt er. Es ist höchste Zeit. Nur weil er durch Schnee und Nebel über die Heide ritt, kam er den anderen zuvor.

Anna holt den Mantel und ein großes Tuch. Er folgt ihr in die Kammer. Dort liegt ihr Schmuck. Er will ihn fassen, retten. Sie wehrt ihm lächelnd ab. Vom Tisch des Astronomen nimmt sie die kleine Himmelskugel, dann die hölzernen Dreiecke und die Lineale.

Sie weiß nichts Wertvolleres. Sie sucht nach Schriften, wühlt Bücher aus den Schubladen und birgt sie hastig im Tuch. Jetzt ist sie bereit.

Aber Teschner zögert: »Nehmt Geld mit! Schmuck, Kleider!«

Doch Anna geht schon hinaus. In Sturm und Schnee jagt ein Roß aus dem Tor. Anna zeigt nach Süden, nach Allenstein. Aber Teschner beachtet es nicht, er horcht angespannt mit scharfen Ohren in die Nacht. Er kennt den

Aufmarsch der Ritter, und er muß durch bis Allenstein und die Frau in die Sicherheit der Burg bringen und zu Copernicus. . . .

Doch die Ritter sind nah. Der Hochmeister verwüstet Stadt und Dorf, brennt Höfe nieder und rennt den harten Schädel blutig am Quaderwerk der bischöflichen Burgen.

Auch die Polen werfen Feuer in die Dörfer. Der Krieg ist nur ein spielendes Geplänkel, zur großen Tat kommt es nicht. Verzweifelnd stürmt der Königsberger nun gegen Allenstein an. Drüben, im Lager der Ritter, rauchen die Feuer der Wachen. Hoch über ihnen flattern die Standarten mit dem schwarzen Kreuz.

Der Statthalter von Allenstein gehorcht dem Befehl seines Bischofs: Copernicus hat die Burg zu halten. Für alle Fälle schafft er die Dokumente des Kapitels, die in den silberbeschlagenen Truhen ruhen, in die tiefsten Keller mit den sichersten Gewölben. Es sind Urkunden über Einnahmen und Verleihungen, Lehen und Zinsen, Schriften mit kaiserlichen Siegeln und königlichen Unterschriften. Dann prüft der Landvogt die Festigkeit des Haupttores, besichtigt den Wehrgang und steigt auf den Turm. Er fühlt sich beschwert in Rüstung und Helm. Die Artillerie ist aufgefahren, drei »faule Greten« auf hölzernen Gestellen. Die Mörserrohre ruhen auf schweren Balken angeschmiedet.

Copernicus tritt zu den Kanonieren: »Dein Zeichen, Mann?«

»Die Fahne im linken Turm.«

»Deine erste Aufgabe?«

»Fall-Tor mit der Leine auf, Herr!«

»Und du?« wendet er sich an den zweiten Mann.

»Die Lunte einbringen, Herr.«

»Und du?«

»Die Siebenpfünder schleppen.«

»Wieviel Schuß?«

»Fünzig, Herr!«

Coppernicus prüft die Stellung der Kanonen. Es stimmt, die Winkel sind wohl 45 Grad, so soll es sein. Die Kanoniere haben umbundene Köpfe, Kapuzen bis über Schulter und Brust. Ein kleines Feuer brennt, daneben liegen Feuerstein und Zunder. Der Mann mit der Lunte sieht dem Domherrn zu, der Striche in den Schnee zieht und Ziel, Entfernung und Geschwindigkeit berechnet.

»Der Weg der Kugel, Mann?«

»Dem Feind zu, Herr!«

»Wer ist der Feind?«

Wie kann der Administrator diese Frage tun? Dem Luntenträger hängt die Lippe schief nach unten, so überrascht ist er. Coppernicus sieht ihn groß an und fragt ihn nochmals.

»Albrecht!« stottert der Mann unsicher hervor. Da legt ihm der Domherr die Faust vor die Brust: »Wer anstürmt, ist der Feind, Mann! Hast du mich verstanden?« Und er

muß an einen Brief Scultetis denken, der ihm jüngst schrieb, er, Copernicus, möge ja niemals einen Polen als Schloßhauptmann in Allenstein einsetzen, das sei gefährlich. Gefährlich, und ob! Er weiß es gut, mehr als gefährlich!

Die Lunte brennt dem Landsknecht ab. . . .

Ins Dreieck seiner Zeichnung zieht Copernicus einen auf- und abwärtssteigenden Bogen, eine Parabel. Sie zeigt den Weg des Geschosses. Die Kugel kann nicht in gerader Linie fliegen. Schwerkraft zieht sie abwärts, Luftwiderstand hindert sie.

Im Hof lärmen die Bauern. Der Administrator hat sie zur Sicherung von Residenz und Land eingezogen. Erm-land dienen sie. Ermland? Es gehört ihnen nicht, es untersteht der Kirche. Das mag recht sein. Ob es recht ist? Die Kirche gibt dem Volke Einlaß in die ewige Seligkeit. Ob es wahr ist? Wem soll der Boden sonst gehören, etwa den Rittern von Königsberg oder den Städtern, den Grafen oder den Polen? Oder dem Bauernvolk? Solche Gedanken dürfen nicht in den Bauernköpfen spuken, sonst werden Bauern rebellisch und laufen davon oder wenden die Spieße.

Der Statthalter sieht hinter die wilden Schädel. Die Bauern stehen bärtig in Reih und Glied mit Hellebarde, Lanze, Schießprügel, in grünem oder rot-weiß-gestreiftem Wams, verwegen das Barett auf den queren Köpfen. Vielleicht ist der Krieg bald zu Ende. Der Zins wird kleiner, die Abgabe schmärer, vielleicht. Wer tot ist, der braucht

kein Land mehr. Auch so ist es dann gut. Ist der Krieg gewonnen, dann wird der Administrator weitersorgen.

Vom Turm dröhnen die Trompeten. Greift Albrecht an?

Doch der kehrt Allenstein den Rücken. . . . Eben hat er die Kunde erhalten, daß das Reich kein Geld für seinen Osten hat und daß der Habsburger nicht Wort gehalten habe.

Nun gibt es Frieden.

Da donnern die Kanonen zum Spott den Rittern nach. Im Lärm der Allensteiner hört man es kaum, daß die Wucht eines Stiefels dumpf Einlaß begehend ans große Tor poltert. Dann reißt und drängt und schiebt ein Bauer einen Mann, der ist gebunden wie ein schwerer Sack, quält ihn hin und her und stößt die Last bis vor die Füße des Administrators. Der Sonnwaltbauer hält seinen Gefangenen fest am Strick und hat sich selber die schwere Kette klirrend um den Leib gebunden, daß der andere nicht loskommt.

»Tausend sind es bis in hundert Jahren, Herr!« schreit er, Schaum steht ihm auf dem Munde.

»Mehr, viel mehr!« verbessert ihn der Administrator lächelnd.

»So rechnet selber, Herr, sechsmal sechs mal sechsmal sechs!«

»Sieben, Sonnwaltbauer!«

Der ist am Ziel. Ihm quellen die Augen aus dem Gesicht: »Ein Mädél war das siebte. Es ist nicht mehr. Der

Pole . . . « Mehr bringt er nicht heraus. Der Pole hat es geschändet, erwürgt, sein siebtes Kind.

»Hängen!«

Es ist ein kurzes Gericht. Steinernen Antlitzes spricht Copernicus das Urteil, und er schreitet hinauf zu Anna und legt stumm ihre Hand auf seine heiße Stirne. Er muß sie kühlen, und er ist sehr müde.

Müde, wenn die Arbeit beginnt? Schon geht er auf und ab, um für die Unterhändler des Friedens zu Thorn die Bedingungen zu diktieren und das Aufbauwerk für Erm-land zu planen. Die Feder des Schreibers kratzt über die Bogen. Doch Copernicus denkt an etwas ganz anderes.

»Wie hat er sich benommen?« fällt er unvermittelt dem Schreiber ins Protokoll. Der sieht auf: »Wer, Herr?«

»Luther!« Das Wort weht wie ein Sturm.

Der andere fährt sich durchs Haar: »In Worms, Herr? O, das Mönchlein tat einen harten Gang. Der Kaiser saß mitten zwischen den Großen des Reiches, und sie reckten in Neugier die Häse . . . und hatten ihr Urteil schon fertig.«

»Und er?« Copernicus meint den Doktor Martin Luther.

»Einsam bekannte er, ganz verlassen, in die Brandung geworfen, Herr. Aber fest blieb er, groß und leuchtend stand er da!«

Der Administrator scheint es nicht mehr zu hören. Der Schreiber duckt sich. War etwa doch seine Rede zu ketzerisch?

Copernicus fordert Aufbau von Mühlen und Scheunen und Rückgabe der Fischgerechtigkeit im Frischen Haff. Doch plötzlich stürzt er mit der Frage her: »Und das Urteil in Worms?«

»Luther soll hungern und dürsten. Keiner soll ihn speisen oder beherbergen, tränken oder schützen, denn verstoßen sein müssen alle Aufwiegler und Rebellen!«

Da diktiert Copernicus weiter: »Ermland wird wieder aufgebaut. Die Bauern von Heilsberg werden umgesiedelt nach Süden, und die Maurer von Tolkemit haben sich zuerst in Mehlsack einzusetzen, Nahrungsmittel sind nach Braunsberg zu führen!«

Der Schreiber stockt: »Aber die Armen, Herr, die warten auf ihre Befreiung durch Luther. . . .«

Copernicus fährt fort: »Den Armen von Ermland ist Brot zu reichen in allen Spitälern. Die Kranken kommen in Klöster.«

Er hört die Feder nicht kratzen, da herrscht er den andern an: »Was träumst du? Worms ist weit. Wir bauen Haus und Brot!«

Aber das versteht der Schreiber nicht, wie einer so reden mag, wenn es um den Glauben geht in Deutschland. Vor Staunen muß er erst sein Mundwerk wieder in Ordnung bringen, dann will er fragen. Doch der Administrator hat keine Zeit. Er muß nach Hankendorf und Neukirch. Dort ist vieles zerstört und bald — schon ist es

Winter — nach Heilsberg! Der Bischof hat einen Boten geschickt.

Anna schiebt heiße Ziegelsteine in die Bodenwölbung des Schlittens, dann steigt Copernicus rasch ein. Sie bettet ihn in Schafpelze und umhüllt ihn mit wollenen Decken. Die ungestümen Rosse wiehern. Ihr dampfender Atem fliegt aus den Nüstern und schlägt sich in der klirrenden Kälte an den Mähnen nieder. Die Peitsche fährt über die zitternden Rücken der Pferde. Der Schlitten jagt davon. Ins Tal der Alle, dann nordwärts! Unterwegs muß Copernicus die Pferde wechseln, später läßt er den Schlitten in einem Dorf zurück, jagt reitend weiter, und halb erfroren stiebt er in den Heilsberger Schloßhof.

Fabian von Lossainen liegt im Sterben. Vor kurzer Zeit erst sandte ihm der Papst den Kardinalshut zu. Er braucht ihn nimmer, auch keinen Arzt. Es ist zu spät. Copernicus erschrickt. Fabian wühlt sich auf dem Lager, ein grausiges Bildnis von Verfall und Tod.

Copernicus flößt ihm Wein in den brennenden Mund und will die Schmerzen mit Eichengalle und essiggetränkten Lappen lindern. Fabian ruft alle Heiligennamen und schreit nach der Muttergottes, klagt, wälzt sich hin und her und fleht ums Ende. »Barmherzigkeit!«, flüstert er und spricht stockend von der Leichtfertigkeit seines verdorbenen Lebens. Nur einmal habe er die heilige Messe gelesen, am Tag seiner Weihe, dann nie mehr! Die Wittenberger

Schriften habe er unaufgehalten durch Ermland flattern lassen und der Ketzerei geholfen. Schon seien Elbing und Braunsberg lutherfreundlich.

Braunsberg? Der Domherr hat nicht Zeit, darüber nachzudenken. Braunsberg, ist dort nicht Philipp Teschner?

Copernicus will die Diener nach einem Priester fort-senden, aber Fabian wehrt ab: »Vergib du!«

Er soll vergeben? Er ist kein Beichtiger. Aber er kniet nieder, sucht die Hand des Sterbenden: »Gott ist gut«, sagt er, »aber den Vertrag von Petrikau muß er dir selbst vergeben.«

Doch die letzten Worte hört Fabian nicht mehr.

Copernicus ist allein. Er zündet neben dem Toten eine Kerze an. Endlich läuten die Glocken. Kommen die andern, um zu beten? Was ist? Im Schloßhof lärmten Reiter. Sie dringen in die Burg ein. Kriegsgeläut! Kreischende Stimmen jammern. Die Polen überfallen Heilsberg, mitten im Frieden, und stürzen mit Übermacht ins Haus. Dann zerren sie den toten Kardinal — war er nicht ihr Freund? — durch die langen Gänge, werfen ihn in den Sarg und schieben den Ausgestoßenen durchs Tor. Dort wartet die Edelfrau von Lossainen auf ihren toten Sohn.

✱

Der Bürgermeister Philipp Teschner erhebt sich langsam im Ratssaal seiner Stadt. Leise klirrt das silberne Gehänge seiner Amtskette. Alles spürt: die Stunde ist schwer-

wiegend und entscheidend. Mit ernstern Gesichtern sitzen die Männer des Rats vor ihm, greise Köpfe und junge Männer. Nie hatten sie Wichtigeres zu beraten als heute. Teschner beginnt zu sprechen. Er nimmt es nicht leicht, was er sagt über die Ablaßkrämer Roms, über die Habsucht der Kirchenmänner, und er meint, daß leerer Formelkram und Fremdes an Brauch und Kult über der Christenheit aufgehäuft worden sei, so daß der denkende Mensch fast darunter ersticken müsse. Ihm schein, daß viele Seelen darüber in Leid gekommen seien und nach anderem verlangen würden, um ihrem Gott zu dienen. Mit den dunklen Mächten von Tod und Sünde und Teufel habe die Kirche die Seelen der Menschen gefoltert und gefangen genommen, Gott aber habe einen Sturm gesandt, und der Sturm sei Gottes Alarm, und der die große Glocke zur Besinnung läute, heiße Martin Luther. Gott sei größer als das Sakrament, und Religion sei mehr als das, was bisher gelehrt worden sei. Der Teschner greift nach alten Pergamenten, er spricht vom Unrecht, das in der eigenen Stadt durch machthaberische Kirchenmänner verübt worden sei, wie die Prozesse und Klagen und Bestrafungen mancher Bürger deutlich bewiesen. Er, der Bürgermeister Teschner, stehe aus all den vielen und noch anderen Gründen zum Neuen, und er bekenne sich zu Luthers Reformation, und er glaube, daß aus dem großen Sturm etwas Gewaltiges und Herrliches werde für die deutsche Seele und das deutsche Herz.

Als erster von Braunsberg fällt er von der Kirche ab, ihm folgt der Rat, dann die Stadt. Die Herzen schlagen höher, Wünsche und Sehnsüchte brausen auf. Groß geht der Bürgermeister durch die Straßen seiner Stadt. Es sind stolze Wochen. Dann wird es stiller. Manchmal allerdings liegt der Teschner unruhig in der Nacht, ganz plötzlich plagt ihn manches, wenn er mit wachen Augen in seinem Bette träumt. Er hörte schon lange nichts mehr von Wittenberg. Fast nichts hat sich verändert seit dem stürmischen Abfall Braunsbergs von der Kirche. War ich, so denkt der Teschner, etwas voreilig, habe ich die Tragweite der Dinge nicht überschaut? Ach, es sind bittere Stunden, wenn es so still ist. Er wirft sich hin und her, versucht zu schlafen und neben ihm schluchzt das Weib, sie hört ihn leise jammern und kennt die Unruhe seines Herzens gut. Und einmal flüstert sie: »Wird unser Kind getauft?«

»Ich weiß es nicht«, er will die Frage abtun, als ob sie nicht wichtig sei.

»Und wenn ich beichten will?« fragt sie ängstlich.

»Tue Gutes, Weib!«

»Wer hilft uns sterben?« weint die gequälte Frau.

»Wir uns selbst.« Er sagt es härter, als das Wort gemeint ist.

»Und nach dem Tode?«

»Wir werden weiterleben!«

»Und die heilige Kirche?«

»Gott ist größer«, sagt er, und schließt die Augen. Er horcht ganz in sich hinein und fragt sich, warum bin ich so ohne Ruhe, warum habe ich mich selbst hinausgeschleudert in einen Raum hinein, daß ich keinen Halt mehr finde, daß ich irgendwo im Leeren hängengeblieben bin? Er denkt an die Mutter, an Susanne Teschner; wenn sie wüßte, wie es um ihn steht, sie war der Kirche treu ergeben und nahm alles hin und sagte, alles sei von Gott, was von der Kirche sei. »Das ist nicht möglich«, murmelt er, »ich glaube es nicht!«

»Wir sind alle sündig«, mahnt das Weib.

»Wir sind Kinder Gottes«, antwortet er. So schläft er endlich ein. Doch wenn er auf seinem Rathaus sitzt, dann spricht er Recht und Gesetz aus, wenn die andern streitend kommen; mahnt sie zur Liebe und zur Brüderlichkeit, versöhnt sie, gibt den Armen Arbeit und Brot, dient seiner Stadt und wirkt und waltet, daß er alle Zweifel vergißt und ihm in seinem Tun das Glück des Friedens durch die Seele strömt. Segensreiches Wirken ins Leben der anderen hinein, das dünkt ihm gut zu sein. Darüber vergißt er den Hader um Weihrauch und Weihwasser, vergißt den Streit um die Dogmen und Glaubenssätze und ist froh, daß er wieder schlafen kann und seine Ruhe hat. Und jedem, der ihn fragt, dem sagt er so, daß der Stuhl Gottes wohl in den Sternen stehe, und daß Gottes Atem alles Leben durchrausche und es ihm, dem Teschner, selber oft sei, als hätte

er eine höhere und freiere Welt erreicht. Sein Lachen gibt den andern Kraft und sein Stolz ihnen wieder Mut.

Da fliegt eines Tages die Botschaft nach Braunsberg, daß die Kirche Roms zum Kreuzzug rüste für den alten Glauben, und alle Ketzer und Abgefallenen in die Hölle verdamme.

Abgefallene?, denkt der Teschner, ist das abgefallen, wenn man in eine höhere Welt hineingestiegen ist? Aber sein Weib ist verzweifelt: Sollen die eigenen Kinder, soll das ganze lutherische Städtlein in die Hölle kommen? Nein, das könne der Bürgermeister Teschner nicht verantworten. Es muß etwas geschehen, er sieht bange Augen auf sich gerichtet, die Bürger warten auf sein Wort und auf seine Tat. Er muß sein Herz ausschütten in der aufgewühlten Zeit, er muß sich einem anvertrauen, ganz aus dem Innersten heraus, daß es ihm nicht übelgenommen oder als Schwäche ausgelegt werden kann vor der Öffentlichkeit. Nach Wittenberg ist es zu weit, in Elbing sind zu unruhige Leute, so denkt der Teschner herum, sucht die Freunde seines Lebens zusammen und läßt einen nach dem andern wieder fallen, zu keinem kann er reisen.

Doch zu einem, zu Nikolaus Copernicus, macht er sich auf, zum Generaladministrator von Ermland. So weit hat diesen der Wind des Schicksals emporgetragen. Herr von Ermland ist er seit dem Tode Fabians von Lossainen. Er ist von Allenstein nach Frauenburg zurückgekehrt.

Eine Handbreite tiefer als sonst beugt Schirolamo den

Kopf und meldet dem Herrn Generaladministrator den Bürgermeister Teschner von Braunsberg. Copernicus hört es nicht, er wühlt in Schriften, die Umläufe der Planeten hat er errechnet. »Langweiler!« sagt Copernicus vor sich hin und meint den langsamsten von allen. Dann schreibt er die Entfernungen nieder, Hunderte von Millionen Meilen für Jupiter, nochmals so viel für Saturn und für die andern Tausende von Millionen Meilen. »Wo kommt ihr alle her?« fragt Copernicus die großen Wandler im Raum der Welt, und fügt leise hinzu: »Aber die Menschen kommen noch viel weiter her.«

Da steht der Bürgermeister Teschner unter der Tür, ernst und sicher, doch es scheint, als forsche er ein wenig im Gesicht des andern. Copernicus ist überrascht. Was will der Abgefallene in Frauenburg? Die Wogen der Neuerung haben ihn doch weit fortgespült. Hat er nicht ganz Braunsberg in den wirren Strudel gerissen, er als erster, der sich zu Luther bekannte? Was will er? Bereut er schon und sucht zweifelnd Rat? Der Generaladministrator horcht auf. Glaubensfreiheit will der Bürgermeister Teschner für seine Stadt haben. Brief und Siegel fordert er, daß keinem ein Haar gekrümmt werde, der sich zu Luther bekenne. Copernicus hört schweigend zu, geht im Zimmer auf und ab, tritt ans große Fenster, prüft zwischendurch des andern Gesicht und wendet sich wieder ab. Er nimmt nicht Stellung. Unbeweglich ist sein Gesicht.

»Wir wollen freien Glauben!« wiederholt Teschner.

»Habt ihr ihn nicht?« fragt Copernicus.

»Das Recht dazu!« herrscht der Bürgermeister düster.

»Von mir?«

Ja, von ihm; denn Copernicus sei der Herr von Ermland. Man höre sagen, daß die Kirche die Abtrünnigen bestrafen wolle, ächten, hängen, sie aber wollten den rechten Glauben.

»Ihr nahmt euch doch den neuen Glauben selbst!«

Diese Antwort hat Teschner nicht erwartet. Er ist verwirrt. Wie meint es Copernicus? Ihr nahmt euch den neuen Glauben selbst, kann man Glauben überhaupt von anderen annehmen, gibt es in den letzten Dingen des Herzens überhaupt eine Annahme? So stürmen die Gedanken im Bürgermeister.

Da spricht Copernicus. Der Glaube müsse in den Menschen selber wachsen, in den Herzen selber blühen und reifen. Erst sei er ein Bäumlein in den jungen Jahren der Kindheit, dann aber müsse sich der Baum doch mit den Jahren weiten, und je höher er hinaufwachse und in die Höhe einer großen Gottesschau strebe, um so schöner sei es. Die Sehnsucht aber, immer und immer noch höher zu steigen in seinem inneren Suchen, die Unruhe, immer noch mehr zu wissen und zu fühlen und zu erkennen, das mache reich und gut. So müsse das Herz des Menschen in seinen letzten Wünschen sich einordnen in die große Harmonie und immer kreisen vor dem Ewigen und Letzten, so wie

die Planeten eingeordnet seien im Kreislauf der Welt. Denn es gäbe einen Gott, sonst wären die Farben und Düfte, die Blumen und die Blüten, der Rhythmus in der Natur und im Wechsel der Zeit und die Harmonie der Gesetze nicht da in der Welt und in ihrem Geschehen. Der Name Gottes sei groß hineingeschrieben in die kleinsten und größten Dinge des Weltalls, Blumen und Sterne und Seelen seien Gottes heilige Bücher. Seine Stimme aber sei das Gewissen im Herzen der Menschen, in dem Gott selber berührt werde. Jeder Mensch müsse sich selbst erfüllen durch Arbeit und Charakter, durch Tat und Liebe und damit sein eigenes Lebensbuch schreiben. Allerdings gäbe es viele, denen dabei durch die Kirche die Hand geführt werden müsse, so wie der alte Teschner sie einst seinen Kleinsten in der Schule geführt habe in Thorn. . . .

Der Bürgermeister sieht den Generaladministrator mit großen Augen an. Das, was Copernicus da sagt, ist vielleicht noch viel größer als die Lehre Luthers, viel ketzerischer noch, und er hat es aus den Sternen und aus dem Lauf der Planeten gelesen. So wird das, was er sagt, die Wahrheit sein. Dies Wissen nimmt der Teschner heim. Dafür gibt es keinen Siegel und auch keinen Brief. Es gibt keinen ruhenden Ort in der Welt und keinen unruhigeren, als der Mensch in sich selbst, der sucht und denkt, und in die Tiefe geht und damit in die Höhe wächst; denn der Gott, an den Copernicus glaubt, ist der Gott der Sucher

und Forscher, der Frager und Kämpfer. Das ist große und gute Botschaft.

Und während der Bürgermeister sie beglückt fortträgt, kümmert sich der Generaladministrator um Flachsverkauf und Wachspreise, eine Wasserleitung muß er planen, er muß Händel schlichten und er empfängt Schulzen und Hofverwalter — ein Drittel des Bodens von Ermland gehört dem Stift —, schreibt nach Heilsberg und gibt Anweisungen für Allenstein, er schickt Briefe nach Rom und nach Polen, und kämpft gegen den Vertrag von Petrikau und wartet vergeblich auf Antwort. Dann muß er einen Konvent halten mit dem Kapitel, Schriftstücke unterzeichnen für sechzehn Kanonikate und Vorbereitungen treffen für die baldige Bischofswahl. Und Breslau hat er ganz vergessen. Im Jahr nur einmal hat er mit dem Stift zu tun und die Abrechnungen über die Pfründengelder zu unterzeichnen. Seit Wochen kam er nicht dazu. Schon hat der Bischof den Scholastikus gemahnt. Doch Copernicus hat keine Zeit. Er muß endlich einmal ins Heidedorf.

Kurz, wortkarg gibt er dort Befehle. Die Wiesenmeister rennen hin und her, messen, stecken Pflöcke bis zur Kate, dreihundert Mannsschritte weit und siebenhundert breit, dann um das große Geviert Brandgräben, die das Feuer aufhalten, so weit muß die Heide brennen, ehe sie mit der eigenen Asche gedüngt, dann gepflügt und mit Buchweizen angesät wird.

Copernicus wendet das Roß und gibt ihm die Sporen. Die Straße führt einwärts ins Dorf, sie ist schlecht, denkt er, die Bauern müssen Kies führen, daß ich es nicht vergesse. . . . In seinem großen Garten geht der Leutepriester, das Brevier betend, auf und ab. Er hebt immer wieder den Blick durchs Geäst der Bäume, dann murmelt er, schlägt das Zeichen des Kreuzes über Gesicht und Brust und seufzt Stoßgebete und lernt lesend am Eifer der Apostel. Der fromme Mann wird gestört.

Copernicus tritt zu ihm: »Du studierst die Predigt für den Sonntag?«

Der Pfarrer ereifert sich dienernd. Ihm dünkt der Augenblick günstig zu sein, da der Herr Visitor ihn betend antrifft.

»Wovon wirst du predigen?« will der Domherr wissen.

»Vom Wunder, das der Herr den Seinen versprach, als er ihnen und uns die Kraft verlieh.«

Copernicus nickt: »Vergiß nicht die Wunder der Welt, die der Herr uns gab und nicht nur versprach«, und er hebt den Blick in weite Fernen hinaus. Dann fragt er rasch: »Und welches Wunder willst du selbst in deinem Dorfe wirken?«

Der Leutepriester kommt in Verlegenheit. Ihm braust der Kopf. Das ist eine seltsame Inspektion, denkt er und schluckt ein paarmal. Wie, er soll ein Wunder tun? Vor allen Leuten des Dorfs, ein öffentliches, ein wahres Wun-

der? Er wirkt doch die Wunder der Messe, der Taufe und der Sündenvergebung? Der Leutepriester gibt keine Antwort. Draußen auf der Straße gehen Bauern vorüber, gebückt, mit krummen Rücken. Sie ziehen ihren Hut. Der Pfarrer kennt sie alle.

Der Domherr geht tiefer in den Garten, bleibt vor den Bäumen stehen, greift in die Zweige: »Die Sorten sind nicht gut. Kannst du veredeln? Die Leute da draußen erwarten, daß von dir Segen ausgehe!«

Der Pfarrer staunt, er weiß nichts zu antworten und ist froh, daß Copernicus schon wieder davonreitet, ins nächste Dorf und von dort zur Düne. Der Sturmbruch hat den stiftherrlichen Kiefernwald auf dem Hügel der alten Düne zerrüttet. Von Westen her wühlt der Wind, und die alte Düne wird wieder lebendig, wie ein schlafendes Untier, das im Lauern lag. Nun macht sie sich langsam auf zum Wandern, erhebt sich, kaum bemerkbar. Leichter Sand rinnt weiter, nichts hemmt ihn mehr. Er rieselt und strömt fort, vom Wind geblasen, in die Wiesen rückt er vor. Zuerst fällt nur ein Korn, dann noch eines, Staubmehl überzieht die Grasnarbe und zerdrückt sie. Flugsand eilt weiter, springt voraus, wie graue Reiter, die Verwüstung bringen. Die tote Düne ist lebendig . . . seit die Kiefern nicht mehr stehen.

Copernicus läßt Zaunsträucher aus dem Klosterpark heben und sie ans graue Ufer der Düne setzen. Doch rinnt der Sand zwischen den Büschen hindurch. Ein Graben wird ge-

zogen. Darin häuft sich der Sand, steigt auf und wandert weiter, den Graben überflutend. Sie bauen eine Mauer aus festen, großen Steinen, wie einen Hauffdamm oder wie am Weichselufer einst. Vor ihr häuft sich der Sand. Die Düne ist aufgehalten. Der Wind treibt Massen heran, sie bleiben liegen, werden größer und überspülen das Steinwerk. Unaufgehalten wandert die Düne über die Äcker und Wiesen, sie kriecht zum Hof, und jenseits wandert sie weiter.

Der Domherr befiehlt, die Düne im Rücken zu packen. Dort pflanzt er Dünenrohr, Strandhafer und Sandweide, junge Kiefern, Birken aus der Heide und Büsche, um den Wind zu bannen. So will er sie langsam fesseln und zum Stehen bringen.

Spät kehrt der Generaladministrator heim. Man holt ihn nachts, oft über Land, er tritt in niedere Hütten, hält bleiche Hände gütig in der seinen und sitzt am Bett kranker Leute, unter Sternen wandert er heim.

Und einmal schellt die kleine, aufdringliche Glocke wieder, eben war er spät zu Bett gegangen, weil er noch Geometrie studierte, da holt man ihn wieder mitten in der Nacht. Hinterm Marktplatz ist eine Gasse, dort wohnen arme Leute. Er eilt hin. Eine Frau liegt krank im Bett, weinende Kinder sitzen verängstigt in der Stube. Die Frau ist bleich, eingefallen, zitternd liegt sie da. Copernicus untersucht sie. Er zählt den Pulsschlag, horcht an ihrem Herzen. Der Frau fehlt nichts! Sie hat kein Fieber! Er

schüttelt seinen Kopf. Dann lächelt er der Frau plötzlich zu, nimmt den großen Buben mit, er schicke sofort Arznei, eilt heim, sucht in den Schränken der Küche nach Brot und Wurst und Fleisch, füllt einen Korb, hängt ihn dem Jungen an den Arm und sagt: »Die Mutter muß mehr essen . . . !« Das Büblein steht ganz starr. Dann rennt Copernicus in den Keller, vergißt, ein Licht mitzunehmen, aber er findet doch eine Flasche Wein, dann noch eine, stürmt den Turm hinauf und ladet alles in den Korb, das Büblein steht noch da. Dann flüstert Copernicus: »Das Rezept!« und schreibt ein Brieflein. Der Domherr lacht und sagt zum Büblein: »Morgen bringst du diesen Zettel erst dem Fleischer, dann dem Bäcker hin, verstanden, darauf ist die Arznei verzeichnet . . . ! Nun lauf!«

Bald muß er wieder reisen und steigt aufs Pferd: nach Graudenz zur Tagfahrt. Mit Tiedemann Giese reitet er hin. Im holzgetäfelten Ratssaal sitzen die anderen schon, die Thorner, Danziger, Elbinger, Vertreter des Adels, der Kirche und der Stände aus Preußen.

Der polnische Bischof führt den Vorsitz. Die Graudener Bürger haben nicht übel gestaunt, als so vornehme Herren auf federngekrönten Rossen in die Stadt einzogen, aber kein einziger Ordensritter war darunter. Unruhig flackert der Blick des polnischen Bischofs, warum ist der Hochmeister aus Königsberg nicht da? Unwirsch begrüßt er mit lässigen Handbewegungen die Herren der Tagfahrt.

»Im Namen des Königs von Polen!« beginnt er. Dann wendet er langsam den Blick von Reihe zu Reihe und sieht jedem tief ins Auge. Wie Wetterleuchten blitzt es aus seinen Blicken: Die Tagfahrt gelte im Auftrag des Königs von Polen der Verbesserung des Münzwesens. Zuviele Münzen würden in Polen und Preußen gelten, Prager Groschen, Regensburger Pfennige, deutsche Goldgulden, italienische Florene, Denare und Schillinge, heimisches und ausländisches Geld. Der König von Polen wünsche, daß fortan die polnischen Reichsmünzen allein gelten sollen. Dies befiehlt er als Oberlehnsherr über Preußen und das Ordensgebiet, über früher deutsches Land und auch über das Bistum Ermland. Der Bischof beschließt seine Rede: »Die Stände haben das Wort!«

Unwilliges Gemurmel wird im Saal unterdrückt. Verhaltenes Lachen staut sich. Das also ist die Politik der Polen! Auch das Geld soll polnisch werden, so wie das Recht, die Verwaltung, das Gericht? Das war nicht ausgemacht in Thorn! Sie denken alle an den Brandenburger in Königsberg, der es gefühlt und die andern gewarnt hat. Die Thorner wehren sich. Seit bald zweihundert Jahren haben sie eine eigene Münze. Die Elbinger lehnen sich auf. Sie haben Münzrecht seit vielen Jahrzehnten, einst vom Orden verbrieft und dokumentiert. Sie haben ihre Münzmeister, ihre Prägestätten, ihre Wappen auf dem eigenen Geld. Und eigenes Geld bedeutet Recht und Freiheit, ist Ausdruck von

Stolz und Würde. Wie sagt der Pole? Preußen ist polnisches Land? Ist es so weit?

Coppernicus läßt die andern hadern, läßt sie um Rechte markten, um Privilege feilschen. Aber was sich hier offen zeigt, das ist ein Bild der Zwietracht und Trostlosigkeit. Polen prunkt im Glanz, und wie traurig sieht es aus in Preußen! Der Adel steht gegen die Städte, die Kirche gegen den Staat, der Spießerstolz gegen das Volksbewußtsein auf. Coppernicus ballt unterm Wams die Hände. Ihn hält es nicht länger mehr. Er erhebt sich vom Ratssitz. Die andern verhalten Zorn und Geschelte. Sie kennen ihn, den Domherrn von Frauenburg, den ehemaligen Statthalter von Allenstein, den einstigen Administrator von Ermland. Wie? Er mischt sich ein in den Zank, er, der Polenfreund? Ist er nicht Freund der Polen, denken die Bürger. Er hält ein Schriftstück in der Hand. Es zittert leise in seinen Fingern. Der polnische Bischof lächelt. Er ist sich seiner Sache sicher. Der Domherr wird für Polen eine Lanze brechen. Das ist gewiß!

»Öffentliche Diebe gehen in Samt und Seide«, beginnt Coppernicus. Wen meint er? Alle horchen gespannt. »Ausgeraubt und geschunden wird der arme Mann durch die Blutsauger der Juden und Handelsgesellschaften. Sie fordern Zinsen bis zu fünfzig Prozent, und wieder Zins vom Zins. Die Juden sind ein Unglück, solange sie die Geldwirtschaft in Händen haben. Aber der andere Grund der trüben Verhält-

nisse liegt im Geldwesen überhaupt. Wir haben Landes-, Fürsten-, Grafen- und Stadtmünzen, die oft verändert, eingezogen und neu geprägt werden. Sie haben verschiedenen Wert in verschiedener Landschaft. Unserem Geld fehlt der feste Maßstab, weshalb die Wechsler damit betrügen können. Der kleine Mann hat niedrige Preise, der Geldwert ist gesunken, darum verarmt das Volk. Einmal kommt die Zeit, da alles Vertrauen verloren ging, und sie wird blutig sein. Ein geordneter Staat muß eine geordnete Währung haben, eine einheitliche Münze. Nur dann ist die Teuerung, verursacht durch schlechte Wechselgeschäfte, unmöglich gemacht. Eine einheitliche Münze ist nötig für den Handel mit dem Ausland. Wir im Osten des Reiches . . .«

Die Polen horchen auf. Bis jetzt war die Sache gut. Bisher ist nichts auszusetzen.

»Wir im Osten des Reiches treiben Handel mit Rußland und Polen, Ungarn und Schweden. Wir brauchen eine Landesmünze. Eine Landesmünze beruht auf der Landesmacht. Unsere Landesmacht ist die Einigkeit!

Die Münzen haben zuviel unedles Metall. Silber und Gold sind legiert mit zuviel Kupfer. So entspricht auch der Metallwert nicht dem Geldwert. Wehe dem Landesherrn, der durch Münzung Gewinn sucht. Er betrügt das Volk und ist selber betrogen. Wehe dem, der schlechten Samen sät, er wird schlechte Ernte heimsen. Einmal erhebt sich der Groll des Volkes gegen alle Ungerechtigkeit. Das Volk muß

Achtung vor der Münze haben, dann hat es Achtung vor seinem Herrn, der es prägt. Ich mache der Graudenzer Tagfahrt folgende Vorschläge: Aus einem Pfund feinem Silber sollen nicht mehr als zwanzig Mark geschlagen werden. Alte Münzen werden gänzlich verboten. Es sollen keine neuen Prägestätten mehr errichtet werden. Nur *eine* Münzstelle prägt das Geld. Für Ermland und das Ordensgebiet, also für ganz Preußen, wird eine Landesmünze geschaffen. Wir sind Deutsche. Unser Vaterland ist Deutschland, darum muß diese Landesmünze deutsch sein!«

Eine deutsche Landesmünze? Den Polen stockt der Atem. Die Danziger schütteln die Köpfe, wo bleibt ihr Recht? Die Elbinger versteifen sich auf Brief und Siegel. Die Graudenzer Tagfahrt bringt keine Lösung und keine Einheit. Nur Tiedemann Giese drückt dem Freund die Hände und sagt tief bekümmert: »Ich danke dir, Copernicus. Sieh den Jammer der Zwietracht. Er ersäuft uns alle im Blut.«

Wo ist der Königsberger, grübelt Copernicus. Er denkt nur das eine und schweigt auf dem Wege nach Haus. Warum leistete Albrecht dem polnischen Oberlehnsherrn nicht Gefolgschaft zur Tagfahrt, gilt ihm der Frieden von Thorn nicht einen Pfifferling? Warum kam der Hochmeister nicht? Wo ist der Königsberger?

Drei Jahre lang reitet Albrecht von Brandenburg durch Deutschland, erst mit stolzem Nacken, dann bettelt er um

Schutz für seinen Orden. Beim Kaiser spricht er vor. Der Habsburger schleudert ihm das Wort zu: Spitaliten; es liegt darin die Hölle von Fluch und Hohn. Spitaliten, das bedeutet Sieche, Ausgestoßene! Das Wort hetzt den Hochmeister aus Deutschland hinaus. Scham würgt ihm die Kehle zu. Trotz rast ihm durchs Blut. Er wird Rache nehmen! Der Schweiß der Pferde tropft, der Wind reißt den Gischt von den blutigen Zäumen. Die Peitschen klatschen auf den nassen Rücken. Wiehernd stieben die Rosse. Spitaliten! Hinaus aus dem Reich — und nie mehr dorthin zurück! Im Schloßhof zu Königsberg harren die Ritter des Meisters. Steinernes Antlitz tragen sie alle. Was wird er bringen?

»Spitaliten!« schleudert ihnen Albrecht ins Gesicht, »Verworfenene, so läßt der Kaiser euch grüßen!« Und er erzählt, wie der Habsburger für ihn und den Orden nur Spott und Achselzucken, Hohn und Demütigung hatte. »Wir sind verraten!« keucht der Königsberger.

»Vom Reich . . .« murmelt es hohl und untergründig aus den Seelen der Ritter, vom Reich verraten. Wie traurig ist es und qualvoll! Eine Welt voll Hoffnung und Sehnsucht zerbricht.

Der ungestüme Hochmeister kühlt sein Blut: »Und nun suchen wir die Freundschaft der Polen!« Aller Haß gegen Polen ist vergessen. Erinnerungen sind plötzlich gelöscht, Kriegslärm — er galt den Polen einst — ist wie in fernen Weiten verklungen, Bilder polnischer Greuel verblassen.

»Polen . . .« dumpf und gefährlich ist das Echo der Ritter. Aber es triumphiert über alles. Nach Polen wird Albrecht reiten, wird Sigismund huldigen und ihm das Ordensland als billiges Geschenk in den Schoß werfen. Von der polnischen Krone wird er das Land Preußen als Lehen empfangen. Dantiscus, des Polenkönigs Sekretär, wird ihm dazu verhelfen. Er versprach's dem Königsberger. So geht der Wind nach Osten. Die Fahnen wehen! Der schwarze Adler fliegt verraten den Polen zu. Albrecht reißt sich das Kreuz vom weißen Mantel ab: »Es gibt kein Ordensland Preußen mehr! Nie mehr! Als Herzogtum stehe es auf!«

»Herzog!« jubeln die Männer.

»Der Kaiser wird euch bannen!« scherzt Albrecht. Da lachen sie toll.

»Reißt eure Mäntel ab!« Der Hochmeister sieht ihnen zu. Nicht einer zögert. Sie treten die Mäntel in den Staub des Hofes. Das Schwert fassen sie fester. So stirbt der Orden. Dann reckt der Meister beide Arme hoch, und mit fahlem Gesicht verkündet er ihnen: »Männer! Die Regel des Ordens ist für uns tot. So löse ich euch vom Gelübde der Ehelosigkeit. Kinder sollen in unseren Burgen lachen!«

Die Männer flüstern trunken: »Frauen!« Da zittert des Hochmeisters letztes Wort über die aufgepeitschten Herzen der Ritter: »Der Papst wird uns ächten!« Sie aber schlagen trotzig die Schwerter zusammen.

✱

»Ich stör' Euch, Herr?« Schirolamo beugt sich über die Schulter des Domherrn und liest ein Wort aus der Schrift, die vor Copernicus liegt, und er stottert den Namen dreimal: »Trepidationslehre?« Er schüttelt sich, als ob ihn friere. Solch ein Wort, denkt er. Es ist die Schrift des Johann Werner zu Nürnberg, der da behauptet und nachzuweisen versucht, daß die Zeit früher schneller gewesen sei als heute. »Schrecklich!« jammert der Narr, »so ging es früher noch schneller?« Er ist ganz ausgelassen, da findet er auf dem Ärmel des Domherrn ein weißes Haar, eben fiel es herab: »Nein, rascher läuft die Zeit als früher, seht her!« und er hält dem Domherrn das weiße Haar hin.

Copernicus ist ernst. Ihn kümmert das weiße Haar nicht. Da sagt er: »Drei Bewegungen macht die Erde. Die dritte Bewegung ist die Nutation, das ist das ungleichmäßige Vorrücken der Äquinoktialpunkte, Ursache ist die Schwankung der Ekliptik. . . .«

»Verschont mich, Herr! Sagt mir einfach, hat der Johannes Werner recht oder nicht?«

»Um elf Jahre hat er sich getäuscht«, sagt Copernicus, »die Welt ist ein Ganzes und Stetes, gleichmäßig sind ihre Bewegungen, da sich die treibende Kraft nicht ändert. Der Nürnberger hat sich geirrt!«

Da lacht der Narr Schirolamo: »Herr, wir täuschen uns alle in nichts so, wie in der Zeit. . . .«, plötzlich läuft er lachend hinaus und schüttelt den grauen Kopf. Copernicus

aber gibt der Wissenschaft Antwort und verwirft die Lehre des Johann Werner von Nürnberg.

Hühnerbraten duftet aus der Küche. Der Narr tritt hinein: »Hier riecht es nach Hochzeit!« spaßt er, und schneidet Grimassen, und er will mit Anna scherzen, daß sie doch zu alt sei, um Hochzeit zu halten, denn er hat es ausgerechnet, sie ist über die Vierzig schon hinaus. Da macht er plötzlich große Augen, Anna kommt mit fünf Kindern aus dem Zimmer gegenüber, öffnet die Türe zu Copernicus und läßt die Kleinen hineintrippeln. Jedes trägt eine Kerze in der Hand und auf dem Haar ein Kränzlein von Blüten, die sind aus Seide geknüpft, aus Samt geschnitten und aus Goldbrokat gewoben. Die Kinder sagen ihre Verse auf. Anna hat die Augen voll Wasser: »Vor fünfzig Jahren flog der Weichselvogel«, sagt sie leise, »wie gut ist es doch, daß Lukas Watzelrode fünf Enkelchen hat, sonst wären wir beide allein.«

Copernicus ist guter Dinge, er lacht darüber, daß er selbst seinen Geburtstag vergaß. Anna ist an diesem Abend etwas stiller als sonst und ein wenig bedrückt. Der Gedanke tut ihr weh, daß die Zeit auch solche Menschen mit sich fortnimmt, für die tausend Jahre Leben noch zu wenig wären auf dieser Welt. Aber Chronos, der Riese mit dem Stelzfuß, der düstere Saturn, ist der schnellste Gott. Er verschlinge, so sagte der Domherr einmal, seine eigenen Kinder, so wie ein Jahr das andere.

Copernicus räumt seinen Tisch auf, wiegt Schriften, die er in vielen Jahren schrieb, in der Hand, sinnt darüber nach und lächelt plötzlich bitter. Vorhin hat er einen großen Strich durch die Schrift des Johann Werner gezogen, nun greift er nochmals nach der Kiefeder und zieht über viele Blätter seines eigenen Werks lange, rote Striche und sagt: »Wie die Menschen doch sind: siehe, ich verdamme das Buch eines anderen und sein Herz hängt daran, aber ich habe noch viel mehr Fehler gemacht als der Nürnberger. Was nun? Fünfzig Jahre alt bin ich heute? Mit fünfzig Jahren hat man noch vieles vor. Morgen fange ich neu an.«

Und über der Zeit, da Copernicus noch einmal beginnt, seine Gedanken aufzuschreiben über all das, was er seit zwanzig Jahren dachte und errechnete, geht ein kalter Winter zu Ende. Dann fegen die Rehböcke im Wald, gutes und schlechtes Wetter wirbelt im April durcheinander, der Holunder blüht, die Kirschen reifen und die Linden blühen unten am Frauenburger Turm. Rasch ist es Sommer. Duft von Land und Meer und Heide trägt Copernicus in die kleine Stube. Heute ist er weit gewandert, fast zu lange, denn dort auf dem Tisch wartet eine Schrift, die er lesen muß: Die Schrift von Johannes Stöffler. Der Name dieses Mannes eilt in diesen Tagen durch ganz Europa. Selbst dem Kaiser ist er ins Blut gefahren, und in Frankreich, so hört man sagen, stürzen sich seinetwegen Verrücktgewordene

ins Meer. Stöffler hat im Münster zu Konstanz die Räderuhr gebaut, die die Bewegungen von Sonne, Mond und Erde anzeigt und selbst den Gang der Gezeiten weist. Himmelskugeln hat er geschaffen, mit großen Figuren der Sternbilder, Jahrbücher hat er geschrieben und die Stellung der Planeten festgelegt für mehr als fünfzig Jahre, und er hat vorausberechnet, daß am 11. Februar des Jahres 1524 Mars und Saturn sich im Himmelsraum begegnen und in wildem Aufbrennen einen Kometen zeugen, so daß über die Erde der Sturm kommen und sie erschüttern wird, und da die beiden Planeten im Zeichen der Fische zusammenkommen, wird das große Wasser strömen und alles überschwemmen. Krieg wird über die Länder himmorden, der Kaiser wird sterben, und nach der Sintflut wird nichts mehr sein, auch die Erde nicht, denn sie geht unter!

Angst und Schrecken gehen um. In schlaflosen Nächten sitzt die Furcht an den Betten und Angst grinst aus dem verlorenen Morgen. Die Berge werden nicht mehr sein; was nützt es, das Brot auf ihre Gipfel zu häufen? Aber Angsterfüllte wagen es doch. Die Häuser werden nicht mehr sein, die Möbel nicht und alles Gerät, und Kleingläubige verkaufen Hab und Gut. Das Leben wird nicht mehr sein. Sünder bereuen, Frohe flehen um Fristen, Verzweifelte nehmen früheren Abschied vom Leben und liegen lieber im Sarg und in der Grube, als daß sie treiben wollten im großen Wasser.

Schirolamo liest heimlich in der Schrift des Johannes Stöffler, keuchend erfährt er alles. Sterben soll er, ersäufen? Und mit ihm der Domherr und Anna Schillings. Mit angst-erfüllten Augen rennt er klagend fort und flieht und verbirgt sich, da fällt ihm die Rettung ein.

Draußen im Haff kauft der Narr die alte Baracke eines Segelschiffs; alles Geld gibt er hin, daß der graubärtige Kapitän nicht aus dem Staunen kommt. Der Kasten ist auf allen Meeren gefahren, ist abgetakelt und abbruchreif. Aber der Narr aus dem Stift befiehlt sieben Zimmerleuten, die er auftreibt, den Bug auszubessern und den Boden des Schiffes neu zu legen. Pech schleppt er hin, die Ritzen zu füllen, und er selber nagelt emsig die Dielen und Bretter fest. Hinter den Segelmachern ist er her, die Seilspinner treibt er an, dingt einen Steuermann, dem er das Leben verspricht, und heuert Matrosen. Keiner kann sich sein Getue erklären, denn hier am Haff wissen die Menschen noch nichts von Kometen, von der Sintflut und vom Untergang der Erde.

Der Narr zieht ein in sein Schiff, häuft Fleisch und Fisch, Brot und Wein in die Räume der Barkasse, schlägt in der Bibel nach, was sonst vonnöten. Es soll wohnlich sein auf der großen Fahrt, also bringt er Teppiche und Betten hin. Sein Herr soll ihn loben, der kennt sich aus in den Straßen des Himmels, und Anna Schillings muß mit, die einzige Frau. Schirolamo lacht. Dann gibt es doch noch eine Hoch-

zeit! Er wird vor die beiden hintreten und sie einladen mit großer Geste, wenn die Flut zu strömen beginnt.

Die Arche ist endlich bereit. Und nun fragt er offen heraus: »Herr, stimmen die Beobachtungen des Astronomen Johannes Stöffler?«

Copernicus hantiert gerade mit Kugeln auf seinem Tisch.

»Ja!« antwortet er.

»Und?« Aus Schirolamos Frage klingt Triumph und alle Freude an seinem Schiff und seiner weisen Vorsicht. Doch Copernicus zieht ihn an den Tisch heran; »Sieh her, die rollende Kugel saust gegen die Wand — jetzt ruht sie! Nun laß ich sie auf die andere ruhende Kugel treffen, beide rollen weiter, mit halber Geschwindigkeit wohl. Nun aber rollen beide Kugeln aufeinander zu. . . .«

Klopfenden Herzens starrt Schirolamo. Aber ruhig, fast gleichgültig sagt der Domherr: »Wenn die Planeten Kugeln sind, siehst du, und sie rollen aufeinander zu, dann muß Feuer entstehen und Beben und Flut, und das Ende ist die letzte Katastrophe! Mich interessieren die Maße, die Zahlen sind ungeheuerlich!«

Dem andern wird schwül. Langsam nur wagt er sich hervor: »Dann nützt auch eine Arche nichts?«

»Nein!« lacht der Domherr.

Da schreit der Narr auf: »Rettet Euch, Herr. Bald ist Weltuntergang! Sturm und Flut werden kommen!«

»Kein Tropfen fällt!«

»Eilt, rettet uns!«

»Mars und Saturn haben feste Bahnen. O Schirolamo, wie wenig vertraut ihr Gottes Gesetzen!«

Ratlos steht der Narr: »Was wird mein Kapitän, der Kirsten Wenrich, sagen?«

Da läßt der Domherr alles fallen, die heillose Schrift des Johannes Stöffler und die Kugeln in seiner Hand, und er schreit: »Der Kirsten! Ja, ja!« Er freut sich, daß die Vergangenheit noch einmal kommt, und er hastet zum Hafen im Frischen Haff.

Wie, so sieht der Kirsten aus? Ein Seebär in hohen Stiefeln, Schrammen im braunen Gesicht, verwettert, ein halbes Ohr verlor er, ach, und er hinkt schon ein bißchen, und er kauderwelscht, der alte Bursche und tut sich groß auf die Weiber. Der Domherr rüttelt ihn mit beiden Händen an den Schultern und muß lachen. Ist das Leben nicht der seltsamste Karneval? Jedes Jahr setzt dem Menschen eine andere Maske auf, und die Zeit reißt sie ab und bringt eine neue. Wievielmals seit Krakau haben die Freunde das Antlitz gewechselt, wie oftmals seit Thorn! Der Kirsten muß bleiben, der Domherr braucht einen Schirrmeister, er läßt den Freund nicht mehr ziehen. Einmal ginge der Kirsten Wenrich doch noch auf den großen Meeren verloren!

Die Welt geht nicht unter. Das große Wasser bleibt aus.

Das Leben geht weiter. . . .

Da fährt eines Tages, die silberbeschlagenen Koffer in der Kutsche hoch aufgepackt, mit müden Rossen der Dichter Celio Calcagnini, auf dem Weg nach Ungarn, in den Frauenburger Kurienhof ein. Der Kirsten schnallt und zäumt die Pferde ab, und Schirolamo rennt nach Kapaunen und Haffzander und holt die beste Flasche aus dem Vorrat seiner Barkasse.

Ewig jung ist der Italiener. Spurlos sind die Jahre an ihm vorbeigeflirt. Und bis spät in die Nacht hinein muß Celio erzählen, und unter seinen Worten kommt die große Welt des Südens in die Beschaulichkeit am Frischen Haff: die Bilder Raffaels in ihrer heiligen Größe, die Kunst des einsamen Reiters des Jahrhunderts, Michelangelo, das wachsende Bauwerk von Sankt Peter und das stille Grab der Lukretia, die schon vor zehn Jahren starb am kleinsten Este. Und Pietro Pomponazzi ist tot. Vor fünfundzwanzig Jahren feuerte er den Blitz seiner Gedanken, und die heilige Kirche erschrak und ward durch ihn herausgefordert, das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele zu setzen. »Er weigerte sich, Speise zu nehmen . . .«, erzählt Celio. Tausendmal wolle er sterben, er fürchte sich nicht, sprach der Ketzer. Und in der siebten Nacht seines Verhungerns lächelte er: »Ich gehe freudig von dannen«, und es war, plötzlich hatte er Eile, als stürme er davon. So sei er groß gestorben.

In der anderen Frühe muß der Kirsten die Rosse satteln. Reiten und reisen wollen die Freunde, hinaus zu Düne und

Heide, Haff und Meer, dann zum großen Allod des Domherrn. Weit ziehen Baumalleen ins Land, aber die Freunde wenden die Rosse dem Wald zu, dort stehen Linden und Buchen und uralte Eichen. Wildbienen summen. In den Osten hinein dehnt sich hinter Kiefern und Heide die Wildnis. Auf einer Kuppe machen sie halt, drüben schimmert ein Weiher, Seerosen leuchten herauf. Jenseits ziehen Gräben dahin, dort werfen Männer Torf aus den Brüchen. Vieh weidet auf den Wiesen, auch in der Nacht, denn die Sommer sind kurz hierzulande. Auf Koppeln spielen braune Fohlen. Eine Windmühle steht hoch auf dem Hügel, langsam bewegen sich ihre Flügel im Morgenwind. Wie die Zeiger einer großen Uhr sehen sie aus, die mahnt, daß alle eilen sollen, der Mensch und das Tier und die Natur, denn die Zeit für Blühen und Reifen und Ernten sei kurz bemessen. Hochgewachsene Burschen stechen Lehm aus nassem Grund, schwerfällig und bedächtig, sie sehen nicht herüber. Weiter abwärts liegt eine Ziegelei.

»Wie ist das mit dem Brauch, von dem du vorhin sagtest?« fragt Celio.

»Wenn ein freier Bauer tot ist, so legt ihm sein Sohn ein Geldstück in den Mund, um ihm das Erbe rechtmäßig abzukaufen . . .«, spricht der Domherr, zeigt aber schon im nächsten Augenblick mit der Hand hinüber, dort sind acht Strohdächer, das ist der Hof, fast ein kleines Dorf.

»Die Sau hat Junge?« ruft Copernicus zum eingezäunten

Pfuhl hinüber, daß der kleine Hirt aufschreckt und die Kappe zieht. »Elf, Herr!« schreit er.

Sie jagen weiter, dem Haupthaus zu. Efeu rankt sich empor bis zu den geschwungenen Balken hinauf, über die Vorlaube her, die den Eingang bildet. Celio freut sich am Schnitzwerk der hölzernen Säulen, sie tragen viele Kerben, Runen und Herzen. Die Reiter traben durchs Tor, unter der Auffahrt hindurch, in den Hofraum hinein, der hinten liegt, dann am Ziehbrunnen vorbei. Aus dem Gewandhaus tragen in großen Körben schwatzende Mägde Wäsche, vor dem Pferdestall spielen Katzen in der ersten Sonne. Tücher hängen fröhlich flutternd aus dem Fenster des Gesindehauses, oben schreit ein verspäteter Hahn. Knechte tragen Kübel in die Ställe, andere gabeln Stroh aus der Scheune. Aus dem Backhaus kräuselt Rauch, Ziegen machen verdutzte Gesichter und Schafe blöken ängstlich herüber. Irgendwo schlägt eine Glocke an, dann hört man das Dengeln von Sensen. Da steht schon der Bauer, der Verwalter, vor den Herren, derb und massig, ein wortkarger Mann, der jede Frage gründlich überlegt und dann kurze Antwort gibt. Er ist verantwortlich für alles, was hier geschieht, der Hof gehört dem Stift, dreihundert Tagwerke groß.

»Das Heu?« fragt der Domherr.

»Eingebracht, Herr!«

»Hat Joos den Lohn?«

»Sechs Groschen, Herr!«

- »Und die Waldanpflanzung?«
 »Sieben Tagwerk, Herr!«
 »Führt der Müller seine Listen richtig?«
 »Hier sind die Aufschriebe.«
 »Und die Wasserordnung?«
 »Ist durchgeführt, Herr!«
 »Und die Bäurin?«

Sie fehlt im Kreis der Leute, die sich um den Bauern gesammelt haben. Der Bauer lächelt schüchtern: »Ein Bub, Herr!« Da fängt der Domherr mit eigenen Händen einen Hahn und meint: »So lärmt nicht, Leute! Eine Wöchnerin braucht Ruhe.« Er reicht den zappelnden Vogel dem Lehensmann: »Der Bäurin, Mann! Dem Stift genügt als Symbol der Kopf. . . .«

Der Küchenmeister läutet mit der Glocke. Der Domherr nimmt seinen Gast mit in die weite Stube. Dort sitzt die Ahnin am Kachelofen und schweigt. Fast hundert Jahre ist sie alt, ihre Augen sind noch hell, ihre Haare kaum grau. Celio will mit ihr reden, doch sie verstehen sich nicht. Die Ahnin schüttelt den Kopf und lächelt. Sie hört nichts mehr. In die schweren Kästen sind Herzen eingeschnitzt, auf dem Balkenwerk der Decke steht Zinngeschirr. Da klopft der Bauer mit seinem langen Rohr auf den Tisch, daß sich alles im Gebet versammle. Ein Spruch gehört den Ahnen, einer ist für das Vieh, einer für die Fruchtbarkeit der Äcker, und einer gilt auch dem Stift, dem Herrn des Hofes.

Jedes hat seinen Platz. Die Sitzordnung ist uralte wie der Hof. Da ißt der Dichter Celio im Kreis der Mägde und Knechte, der Förster und Wiesenmeister zum erstenmal in seinem Leben schwarzes Mus, wunderbar geschmalzen. . . .

Dann prüft der Domherr die Lagerbücher, die Einnahmen und Ausgaben, sieht Rechnungen nach, gibt Anweisungen für neue Einkäufe, regelt einen Kuhhandel, prüft Grenzpfähle, lobt und tadelt, geht im Hofe um und um, sieht Wagenräder nach, mißt im Kornboden den Stand der Brotrucht, schaut den Mägden ins Butterfaß, wirft einen Blick ins Bauerngärtlein, dort flattern über den Ringelblumen und Buschrosen wie fröhliche Fahnen die Windeln, und er meint: »Für die Teepflanzen ist es Zeit, ihr müßt die Blätter eintun. Habt ihr Lindenblust?« Und dann schreitet er die Treppe im Wohnhaus empor, tritt bei der Frau ein, streichelt den jüngsten Sohn des Hofes und stellt der Bäurin eine Flasche Wein auf den Tisch. Morgen sei Jagd im Revier, erzählt er, und er werde ihr Elchschinken senden. . . .

»So bist du ein Bauer geworden!« lacht Celio auf dem Heimritt und fügt hinzu: »Ihr heißt das Pfründner?«

»Wer unserer guten Erde so viel Leid angetan hat, wie ich, der freut sich doppelt ihres großen Segens«, sagt Copernicus fröhlich, wie einer, der in allem Lebendigen Gottes Geschöpfe und Gesetze erkennt.

Am andern Tag ist Elchjagd. »Ein Elch kann sich nicht legen, um zu ruhen, und nicht aufstehen, wenn er gefallen ist?« fragt Celio verwundert.

»Beim Schlafen lehnt er sich an die Waldstämme, und er muß so gejagt werden, daß man Bäume halb umsägt, dann kommt der Hirsch ins Fallen«, schwindelt der alte Kirsten.

»Das glaubt euer Volk?«

»Die Bauern dürfen schon lange nicht mehr jagen, darum kennen sie sich nicht mehr aus!«

Celio besieht sich im Spiegel. Die Feder schwankt auf dem gelben, gelappten Barett. Die Lederhosen sind zu eng, die Stulpenstiefel mit dem Sporn zu weit, nur der kurze, grüne Rock mit dem Schulterkragen sitzt ohne Tadel. Der Kirsten reicht dem Dichter Armbrust und Saufeder, den schweren Speer für die Jäger. Celio soll einen Elch haben, vorher darf er nicht reisen. Copernicus trägt einen langen Degen, sein Wams ist braun, links hängt der Hirschfänger und daneben der Köcher mit den Bolzen. Der Kirsten pfeift, die Hunde rennen an. »Ins Herz, Herr, daß es rasch geht!« sagt der Kirsten und trabt den anderen voraus.

Zwischen Moorbruch und Kiefernwald schlagen sich die Jäger ins Dickicht. Der Domherr sieht dem Spiel der Espenblätter zu, sie zittern leis im Wind, wie pochende Herzen des Waldes.

Jetzt! Dort drüben steht der Elch im Röhricht, mit breiten Schaufeln, läßt sein braunes Fell von der Sonne wärmen und

äugt herüber. Äsend holt er Blätter von der jungen Birke. Ihn stört der Schrei nicht, klagend stirbt ein kleiner Vogel in den Fängen eines Falken, der ihn kröpft. Der Elch kommt näher, weidet langsam von den Fichtenästen, dann versucht er Wollgras, nimmt einen Wisch Heidekraut und hebt den stolzen Kopf.

Die Elchkuh führt ihr Junges aus den Büschen, plötzlich ist sie da, ganz unerwartet, zum fröhlichen Stelldichein mit ihrem Herrn. Der duldet sie in seiner Nähe und scheint verliebt zu sein.

Kirsten legt den Bolzen in die Rinne, zielt. Er kann es kaum erwarten, bis der Elch die Brust herüberwendet. Nach dem sicheren Schuß soll Celio vorstürmen und mit dem Speer treffen, so ist es ausgemacht. Aber noch ist es nicht so weit. Das Kälbchen setzt über einen Graben und hüpfte zurück. Jetzt legt es seinen Kopf an den Hals der Mutter und wendet sich dem Alten zu.

Kirsten spannt die Armbrustsaite, der Schießprügel wäre besser, aber die Feuerwaffe ist unritterlich und unchristlich. Er gönnt dem Elch noch einen Augenblick. Er wird morgen aus der rechten Klaue einen Ring schnitzen und ihn Anna schenken. . . . Elchringe bringen Glück.

Breit zeigt der Hirsch seine Brust her, königlich. Kirsten drückt ab, die Saite schwirrt. Es knackt im Busch. Die Elche stieben davon.

Lachend hält der Domherr Kirstens Bolzen, den er heim-

lich aus der Armbrustrinne nahm, in der Hand und sagt nur: »Heute nicht, Kirsten, morgen, wenn das Junge nicht dabei ist!«

Aber sie kommen nicht mehr dazu. Bald sind die Elche vergessen. Copernicus und Celio sitzen in den Nächten beisammen, und sie reisen in unerforschte Räume, bis zu den Polen des Weltalls hinaus. Was Celio hier erlebt, erhebt ihn wie das Werk des Grande von Florenz in der Sixtina zu Rom. Die Grenzenlosigkeit des Schweigens in der Kunst Michelangelos, die Unergründlichkeit seiner Melancholie und sein Hinaustasten in die Ewigkeit — es ist wie der Traum dieses Deutschen.

✱

Die Bauern haben ein gewaltiges Feuer entzündet und sind mit Sensen und Sicheln, mit Schwertern und Piken, mit Pechkesseln und Brandgerät ausgezogen gegen die Unterdrücker im Lande.

Der neue Bischof Ermlands, Mauritius Ferber, hört ihre Forderung. Mit weißen Leinen an den Schießprügeln sind die Unterhändler aus dem Bauernhaufen in Heilsberg angekommen. Ein Schmied ist ihr Anführer, der sich vor dem Bischof aufpflanzt. Freie Jagd und Fischfang fordern sie, Ödlandverbesserung und Abschaffung der Fron.

»Und unser Recht!« ruft einer.

»Wandelt die Klöster um in Krankenhäuser!« sagt der

Anführer, »so, wie es der Administrator Copernicus einst tat.«

Copernicus? Der Bischof horcht auf. Aber er folgt einem anderen Einfall: »Speist die Kirche nicht selbst die Sterbenden? Ihr habt das Sakrament.«

Die Bauern werden unruhig. Der Bischof will ihnen wohl ausweichen? Abspeisen will man sie?

»Das Sakrament behaltet!« ruft einer zornig. Die dumpfe Erregung schwillt an. Eine beklemmende Stille tritt ein. Da sagt der Bischof mit lächelnder Schärfe: »Wollt ihr euch die Hölle verdienen?«

»Wir sind schon in der Hölle!« Jäh bricht der Ruf hervor, die andern lachen und rumoren. Sehr gut, jawohl, in der Hölle!

Lächelnd steht Mauritius. In seinen Augen blitzt es unheimlich und scharf. Er redet stolz und unangreifbar. Die Bauernschädel verstehen nicht alles, sie werfen noch dunkle, harte Worte hin und gehen.

Mauritius Ferber zittert, in ihm kocht Wut. Er wird aufräumen mit den Rebellen! Er ist ein harter Mann und haßt die Welt — und hat sie einmal so geliebt. Hing je ein Herz wie seines, des Kaufmanns Sohn aus Danzig, an seinem Mädchen, so daß er den Bann des Papstes erwirkte und ihn herabschleudern ließ auf die Geliebte, als sie ihm die versprochene Hochzeit verweigerte? Damals wurde er hart.

Der Bischof läßt die Bauern blenden und verstümmeln, und ihre Köpfe rollen ins Gras. Heimliche Worte von einem kommenden Reich sterben auf ihren Lippen, Worte von einem großen Gott, dessen Kastellan der Domherr Copernicus sei, der die Welt entdeckt habe. Mit dem Blut der Gefallenen sinkt ein großes Ahnen zu Grabe, aber noch in Jahren erzählt sich das Volk, dunkel wie eine Sage, die köstliche Idee aus dem Munde der Frauenburger Mägde und des Narren Schirolamo, daß alles ganz anders sei, als es seither gelehrt wurde, viel heiliger und größer!

Mauritius Ferber kann die Gerüchte nicht zwingen, so, wie er die menschlichen Leiber zwang, und so flattern sie weiter bis nach Elbing. Dort macht die seltsame Botschaft aus der Stube des Domherrn Copernicus halt und erfährt ihre erste Verzerrung. Man zählt 1530. Elbing soll eine Komödie haben, wie noch nie zuvor. Der weiseste Bürger — er heißt Doktor Wilhelmus Gnapheus — brütet seit Tagen den besten Spott aus und die größte Satire. Er ist nicht umsonst in Holland gewesen, wo ihn die katholischen Häscher verklagten, weil er lutherische Schriften vertrieb. Er mußte darben in einem Kloster, aber er floh. Alle Kraft seines Hirns verspritzt er für die trefflichsten Witze, und die schönste Komödie dichtet er, die es gibt in diesem Jahrhundert. So sind am Rosenmontag die Wollweber von Elbing verrückt geworden und mit ihnen die Fischer und Fleischer und Goldschmiede, die Bäcker und Schuhmacher. Vom Burgtor bis Drullishagen, von der Sankt-

Jürgen-Pforte bis zur Altstadt füllt der Lärm die Straßen. Da tost und tobt und tollt das klatschsüchtige, schaulüsterne Volk. Am Marktplatz stauen sich die schreienden Massen, klettern auf Gesimse und Pfeiler. Pauken dröhnen gewaltig, da reitet der Papst durch die Stadt, und auf dem Marktplatz gibt er dem kreischenden Volke den Segen, doch mit der Peitsche. Ein pëchschwarzer Mohr fleht erbärmlich um Gnade, er trägt die Mitra des ermländischen Bischofs Mauritius Ferber. Das Volk gröhlt; denn dieser Mauritius ist den Elbingern nicht hold. Hat er nicht Frauenburger Domherren hergesandt, um angebliche Ketzler zu züchtigen, und hat er nicht ehrsame Bürger vors Gericht gezerrt? Jetzt stellen ihn die Elbinger an den Schandpfahl des Spottes.

Da schlägt der Doktor Wilhelmus Gnapheus mit seinen Armen eine großartige Gebärde, daß alles herhorcht: »Es ist ein neuer Astrologus, auch aus Frauenburg, der will beweisen, daß die Erde umgehe und kreise!«

Das Volk klatscht. Auf hohem Karren kommt ein Esel an. Eine Tafel hängt ihm um den Hals: Ich bin Copernicus! Das Lachen tritt den Namen in den Schmutz, Hohn trägt ihn weiter, zerfetzt ihn tausendmal.

Da eilt der Domherr Tiedemann Giese — der Bischof hatte ihn nach Elbing entsandt —, entsetzt über so viel Bosheit, heim zum alten Freund.

In dieser Nacht steigt von irgendwoher aus dem Schoße der Welt ein Komet. Wie ein Blinkfeuer aus der Ewigkeit

schwingt seine zuckende Flamme. So hat Saturn doch noch in einem unergründlichen Winkel des Alls im Spiel der Liebe mit Mars und im Drang der zeugenden Kraft ihn nachträglich spät geboren? Was er bedeuten mag? Nichts Gutes!

Tiedemann Giese, der Mann mit dem wandelnden, furchtsamen Herzen ahnt Schlimmes.

Der Komet sei nur ein Vagabund am Himmelsbogen, lacht Copernicus, glühende Masse, nichts weiter, einmal verschlucke ihn die Sonne, oder die eigene Wärme fresse ihn, dann verglühe er im Nichts. Tiedemann Giese sieht stauend den Freund an.

Ruhig steht Copernicus: »Mir bringt der Komet Gutes. Er verbessert die Lehre des Ptolemäus. Nicht zu den Sternen des Krebses zieht er hinüber, eigenwillig rückt er, elf Zeichen weit weg von der Sonne, zu Stier und Widder.«

»Vielleicht ist alles zu groß, als daß wir es ertragen könnten, Nikolaus!«

Im Gesicht des Copernicus steht ein Leuchten: »Warum sprichst du so ängstlich in dieser Nacht? Du bangst?«

»Um dich!« Das Wort ist voll Trauer. Weiß Copernicus nicht, daß sich die alte Wissenschaft erhebt, daß auf den Universitäten zu Pisa und Innsbruck, zu Wittenberg und Löwen Ptolemäus aufsteht und die Schwerter der Philosophen wetzt?

»Du reiðest Quadersteine aus dem Gefüge der alten Lehren!« sagt Tiedemann Giese.

»Wir Menschen sind auf der Suche«, antwortet Copernicus fröhlich. Ihn kümmert nicht der Spott der andern, nicht das Narrenspiel von Elbing und nicht der Haß der Widersacher.

»Wie sagt Josua?« Giese spricht wie im Fieber, »Sonne, stehe still! Also läuft die Sonne! Und was sagst du?« Copernicus lächelt vor sich hin. Da zieht Tiedemann den Freund aufgeregt in die kleine Stube hinein, schließt Tür und Fenster zu und sagt hastig und beschwörend: »Die Inquisition, Nikolaus, die Inquisition!«

Kalt und gefährlich steht das Wort im Raum.

»Elbing ist nur das Vorspiel«, fährt Tiedemann fort, und er spricht jetzt hastig und unruhig von Vorladungen, Angeklagten, Verhören und von Gerichtssitzungen, von Folter und Geständnissen, von Qualschreien und Scheiterhaufen. Der andere schweigt, da fährt Giese stürmischer fort: »Vogelfrei ist der Ketzer! Haben nicht die Konzile von Verona und Toulouse beschlossen, daß ausgerottet werden müsse, was ketzerisch ist? Spione und Spitzel sind am Werk!«

Ausgerottet! Das Wort umschließt Bann und Buße, Verderben und Tod!

Im blassen Schein des Mondlichts sucht Giese die Züge des Freundes: »Was du tust, das ist Sünde wider den Heiligen Geist!«

Copernicus hat die Augen geschlossen, langsam öffnet er den tiefen Brunnen seines Blicks: »Gut, sie werden mich anklagen. Und dann?«

»Keiner wird dir helfen können, Nikolaus!«

»Wann ist das Gericht?«

Giese ist erschreckt über die Ruhe des andern, der in unfaßbarer Würde und Sicherheit vor ihm steht.

»Ich werde alles beweisen!« sagt Copernicus.

»Es nützt kein Beweis!«

Da neigt sich Copernicus nahe zum Freunde: »Du hast vom Quaderstein gesprochen. Er rollt! Aber eines . . ., wenn mich der Inquisitor holen läßt, so birg du meine Schrift. Sie ist im Schrank.«

Der Domherr Tiedemann Giese beginnt zu schluchzen. Da legt Copernicus ihm den Arm um die Schulter: »Ach, Giese, die Quadersteine sind nur Kometen, nichts sind sie! Aber die Ideen sind Sterne!« Er gießt dem Freund ein Glas Wein ein und trinkt das seinige leer, als sei es Leben, das noch einmal, vielleicht auf gemessene Zeit, in ihn strömt.

Die Quadersteine rollen nicht. Nur die Zeit verweht. Mitten im siegreichen Kampf gegen die reformatorischen Eiferer werfen Krampf und Schlaganfall den Bischof Mauritius Ferber zu Boden, und in Qual und Ohnmacht wünscht er sich selber den erlösenden Tod. Unsterne brennen über Frauenburg, es ist ein schlimmes Schicksal, das hier waltet. Drei Bischöfe innerhalb von zwanzig Jahren: Lukas Watzelrode, Fabian von Lossainen und nun Mauritius Ferber! Wer aber will hadern darüber? Sagt etwa eine Mahnung von

oben, daß ein noch stärkerer Mann nach den Plänen Gottes Bischof werden soll?

Den Namen Copernicus raunt es plötzlich durch Erm-land. Copernicus! Es ist wie ein Schrei der Erlösung und Zuflucht, Rettung und Halt für das kleine Gottesreich im preußischen Osten. Copernicus! Woher kommt der Name, aus dem Blut der gefallenen Bauern, aus den Herzen bangender Kirchenmänner, aus den Seelen Zweifelnder oder Hoffender? Copernicus! Merkt euch den Namen! flüstern sich die Prälaten zu. Er wird die Geister versöhnen und das Gleichgewicht der politischen Waage halten, ihm vertraut das Volk. Würdig im Alter ist er. Wie alt? Bald sechzig Jahre . . . und bekannt weitem, stark im Willen und erfahren. Schon einmal hat er die Diözese verwaltet und jetzt wieder! Der Name Copernicus glänzt in der Reihe der aufgestellten Liste. Wird Copernicus Bischof?

Der Domherr Hosius bringt Pergamente und legt sie dem Generaladministrator zur Unterschrift vor. »Die Bannbriefe, Herr!« dienert er. Sieben Bauern sind in Tolkemit zu exkommunizieren, sie hörten des Leutepriesters Sonntagspredigt nicht. So sind sie gemeldet und müssen nach der strengen Vorschrift des kirchlichen Gesetzes aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgeschlossen werden. Hier sind die Protokolle. Die Unterschrift des Herrn Generaladministrators erwirkt Vollzug der Strafe.

Copernicus besieht sich seinen Besucher, der mit nieder-

geschlagenen Augen die Pergamente auf dem Tisch ausbreitet. Hosius ist der jüngste der Domherren, er stammt aus Baden, ist also ein Deutscher und erst vor einiger Zeit aus Krakau gekommen.

»Die Namen?« fragt Copernicus. Hosius nennt sie. Kein Litauer ist darunter und kein Pole, also nur Deutsche. . . .

Der Generaladministrator heißt den andern schreiben: »Die sieben werden verwarnt, nicht exkommuniziert. Zur Strafe ihrer Leichtfertigkeit haben sie jeder zu ihrem bisherigen Bienenvölkerbesitz ein Volk mehr anzuschaffen, für jede Predigt, in der sie fehlen, je ein Volk!«

Hosius kommt kaum zum Denken. Er glaubt, die Tinte müsse ihm gefrieren. Ängstlich suchen seine durcheinanderwirbelnden Gedanken einen Halt. Er findet ihn im Antlitz des Domherrn Copernicus, der lächelnd die Kirchenstrafen abwandelt und nun zum Schreiber hinüberblickt: »Die Bienenzucht ist ärmlich in Tolkemit. Die Leute wollen nicht, also müssen sie!« und er lacht.

Der Sekretarius hält ein. Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirne. Er reicht den Erlaß herüber und flüstert: »Die Unterschrift.«

Copernicus sieht, wie der Schreiber unten die Worte beifügt: Erlaß des Bischofs. Er streicht das Wort Bischof aus: »Ich bin nicht Bischof.«

»Bald, Herr!« sagt in Demut und Unterwürfigkeit der andere.

»Nie!«

Da verläßt den Sekretarius die Beherrschung. Er springt auf. Copernicus lehnt ab? Es ist unbegreiflich. Ein Domherr lehnt ab, Bischof zu werden? Gibt es noch einen gewandteren, zuverlässigeren, schlaueren?

Ja, den gibt es: Langsam steigt ein Name über Ermland auf, flüchtig erst, dann zuckend, schillernd, endlich fest und bestimmt und klar: Dantiscus!

Der Halbpole — Flachsbindler hieß er einst und war eines Brauers Sohn aus Danzig — wird Ermlands Bischof. Gegen die Tataren hat er unter dem Adler der Polen gekämpft, dann gegen die Fürsten der Moldau und Walachei, geweiht hat ihn auf großen Reisen der Segen Jerusalems! Sein Herz hat gebrannt bei Frauen in Innsbruck, in Brüssel und Krakau, aber so geliebt, wie sie, die schöne, zarte Ysope in Valladolid, hat keine den Gesandten Polens! Ysope! Wie oft denkt Dantiscus heimlich an sie und an ihr Kind, an sein Kind! Der neue Bischof löscht die Vergangenheit und streicht alle Erinnerungen an Weib und Kind aus seiner Seele, ihre glühenden Briefe werden nicht mehr gelesen, ihre verzweifelten Rufe werden nimmer gehört. Selbst alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft gibt er auf, um durch Eifer und Tat im alleinigen Dienste der Kirche wettzumachen, was er einst gesündigt hat. Noch vor kurzem war er ein Freund der lutherischen Neuerung, hatte selbst Luther in Wittenberg besucht und war begeistert von ihm, nun flattern seine Erlasse

durch Ermland : Wer des Wittenbergers Schriften liest, wird verbannt. So vergeht dem Bischof die Zeit in Kampf und Erfolg, in Vergessen und in der Freude an Macht und Größe.

Dantiscus reist durch Ermland, läßt sich huldigen, zieht in die Dörfer ein, predigt gewaltig und holt Verirrte und Abtrünnige in den Schoß der Kirche zurück. Daß Luther geheiratet hat, nehmen ihm viele übel, und sie bergen sich wieder unter dem schützenden Mantel der Kirche. Nein, das ist ihnen zuviel, daß ein Mann wie Luther eine Nonne zur Frau nahm und daß er Kinder hat. . . .

Die Zeiten sind aufgewühlt, aber groß und günstig.

Und der Kirsten strahlt: »Das Reich der toten Kaiser kommt wieder! Die alte Herrlichkeit steht auf!« Baut Kaiser Karl der Fünfte nicht ein Weltreich, noch größer ist es, als in den glanzvollen Tagen Barbarossas? Die Sonne geht nicht darin unter, so groß ist das Reich! Sind nicht Böhmen und Ungarn auch schon habsburgisch, siegt der Kaiser nicht gegen die Franzosen, stürmen die deutschen Fahnen nicht über Europa hin?

»Die deutschen Fahnen? Es sind die spanischen, nicht die deutschen«, sagt ihm Schirolamo. . . . In Bologna wird Karl zum Kaiser des Abendlandes gekrönt, und sein Bruder Ferdinand zieht inzwischen siegend gegen die Türken und treibt sie die Donau hinab. Copernicus erhält darüber Kunde, wie Ferdinand den Balkan säubert, und er muß sie weitergeben an den Bischof Dantiscus, und er schreibt und er freut sich

dabei, daß es der deutsche König ist und nicht der polnische, und er fügt hinzu: »Unser König . . .« Ist Dantiscus nicht auch ein Deutscher, und schlägt sein Herz darüber nicht auch vor Freude und Stolz, trotzdem seine Mutter eine Polin war?

Aber trotz all der Siege und Erfolge der Habsburger bleibt es nicht beim Religionsfrieden von Nürnberg, die Lutherischen schließen sich heimlich und dann offen zusammen, die Fürsten befürchten, daß durch die glänzenden Siege die protestantische Glut verlöschen könnte, die ihnen mehr wert ist als der Jubel über das vergossene Blut der Türken.

Da wird auch Dantiscus — schon hat er sich in Sicherheit gewiegt, und die Freude über die katholischen Erfolge hat ihn milder gestimmt — plötzlich wieder strenger. Von Frauenburg aus schickt er neue Befehle ins Land: Verboten ist alle Ketzerei!

»Alle, Herr?« fragt Stanislaus Hosius, »alles, was gegen Bibel und Kirche steht?«

»Was fragst du?« forscht der Bischof. Der andere schüttelt die schmalen Schultern und bohrt seinen Blick, als ob er Dantiscus nicht ganz trauen dürfe, in des Bischofs unergründliche Augen. Verstehen sie sich? Sind beide davon überzeugt, daß etwas geschehen muß in Sachen Copernicus?

»Er ist Deutscher, Euer Gnaden!« Hat der Domherr Bedenken, daß er so spricht, überlegt er, daß sie beide Deutsche sind, er und der Bischof, erinnert er sich, daß er selbst sechs Schwestern hat, die alle deutsche Männer haben?

»Die heilige Kirche kennt keine Grenzen, Hosius. Sie geht über alle Nationalität und über das Blut und über alle scheinbaren Zusammenhänge hinaus. Wir müssen mehr sein, mehr als nur Deutsche. Wir sind katholisch. Und wenn ein Deutscher gefährlich wird für das Katholische, dann haben wir die Pflicht, es zu vergessen, daß er gleichen Blutes ist. . . . Du zögerst?«

Hosius grinst boshaft. Der Bischof hat die Prüfung bestanden; denn nur Arglist war die Frage, weil er Dantiscus nicht traute, nun strahlt der Domherr, wie in Dankbarkeit kniet er nieder, der Bischof gibt ihm den Segen: »Du kennst den Auftrag?«

Hosius nickt, ja, er kennt den Brief des Inquisitors in Polen. Er erhebt sich, steht mit geballten Fäusten, entschlossen, einen Augenblick lang und wendet sich zur Tür. Lächelnd sieht ihm Dantiscus nach und ist zufrieden mit dem jungen, fanatischen Eiferer. Hosius rennt davon. Vor seinem Kruzifix kniet er nieder: »Mehr tun will ich als Dantiscus. Er lobt dir in heiligen Hymnen, ich aber will Wachhund des Glaubens sein!« Er weidet sich am Klang dieses Wortes und flüchtet sich in die Geheimnisse seines Buches, sucht nach Sprüchen der Kasteiung und Demütigung, und keines ist ihm hart genug für seine eigene Sündigkeit. Jetzt hat er Bild und Gleichnis, nach dem er angestrengt hascht: Einfältige Taube und Schlange zugleich, klug und giftig, so will er sein. Gott ist ihm gnädig, Hosius hat schon drei Pfründen und

zwei Pfarreien im Bereich des Stiftes von Frauenburg seit der kurzen Zeit, seit einem Jahr. So zeichnet ihn Gott selber aus.

Regenschwer ist die Nacht. Hosius huscht durch den weißgekalkten Gang wie ein Spuk. Fast schämt er sich, irgendeine Regung seines Herzens will ihn hemmen. Er unterdrückt sie und frohlockt darüber. Hosius horcht und lauscht. Er forscht nach dem Lichtschein im Zimmer seines Stiftbruders Copernicus. Dort regt sich nichts. Der Astronom schläft wohl. Astronom? Er schüttelt den Namen ab. Ketzer! denkt Hosius.

Der Horcher drückt die angelehnte Tür ein. Er wartet. Nichts! Es ist alles still. Im Herd der kleinen Stube schimmert Glut. Hosius ruft die Heiligen an, entzündet einen Span, dann eine Kerze, sie ist geweiht. Er wühlt in Schriften, die er findet, sucht nach Texten, Worten, Sätzen, Ketzernotizen, und findet dicke Manuskripte. Er übersetzt, ein finsterer Bote, der ein unheimliches Treiben beginnt. Er spioniert nach Material. . . . Das Wort reißt unersättlich den Rachen weit auf: Material!

Da beginnen seine Augen zu glühen. Wie? Copernicus verleugnet die Mitte der Welt? Hat nicht der heilige Kosmas die Heiligkeit der Erde verkündet? Hosius lacht.

Wie? Copernikus lehrt, daß die Erde schwebe und sause? Ein Narr, denkt der Häscher und sucht weiter. Von den Sternen unter der Erde schreibt dieser Copernicus, er spot-

tet der Hölle? Und die Sonne läßt er stillstehen? So verachtet er das heilige Wort der Bibel? Hosius graut vor so viel Irrtum und Verbrechen. Graut ihm? Er beißt sich in die Lippen, fühlt, ob er wach sei, ob er etwa träume. Nein, er ist wach, ganz wach!

Noch oftmals wird er kommen, bis er alles aufgedeckt hat. Hosius flucht: »Herrgott, so viel Material!« Er wird es nach Krakau senden, rücksichtslos wird er das Netz stricken, in dem der Abtrünnige sich verfängt. Er legt die Schriften, als seien sie nicht angetastet worden, wieder auf dem Tisch zurecht. Aber noch kann er sich nicht trennen, stiert auf die Blätter, soll er sie zerreißen, verbrennen? Hosius schlägt sich an den Kopf. Nein! Der Inquisitor muß sie selber holen, sich selbst überzeugen! . . .

Anna Schillings steht wie versteinert. Im Winkel lauscht sie, eine Gestalt ohne Atem und Leben. Alles Blut ist ihr aus dem Gesicht gewichen. Mit großen Augen sieht sie, ratlos, sprachlos, ganz verwirrt, dem nächtlichen Besucher zu. Sie möchte sich auf den Eindringling stürzen, ihm die Maske der Hinterhältigkeit von der Stirne reißen und zerfetzen. Aber sie bleibt still und rührt sich nicht.

Da löscht Hosius die Kerze. Er vergißt alle Vorsicht und kichert vor sich hin. Der Himmel hat geholfen. Und nun schleicht er davon.

Anna Schillings steht noch lange wie erstarrt. Dann legt sie das Ohr an die andere Tür. Copernicus schläft tief. Sie

hastet zum Tisch, sucht Schreibzeug und füllt in heimlicher Unruhe Blatt auf Blatt, ein dickes Bündel voll. Sie malt Wort für Wort, so wie ein Kind, ungelenkt, des Meisters Schriften nach. Es ist Latein, doch ahnt sie der weiten Gedanken unendliche Welt, die die Sätze beleben. Sie weiß nicht, was die vielen Zeichen und Zahlen in den langen Tafeln und Tabellen bedeuten, aber sie kratzt sie nach mit dem Federkiel, hübsch säuberlich, genau, als dürfe kein Häkchen fehlen, kein Mondzeichen, kein Sternbild. Was Copernicus in vielen Jahren geschrieben hat, das will sie nachmalen, sie tut es viele Wochen lang, ohne daß der Meister es merkt. Einmal wird Stanislaus Hosius kommen und das Werk des Astronomen abholen. Also muß sie eilen.

Die Sterne flimmern, das Mondlicht schwimmt, der Nachthimmel ist weit. Sie sinkt am Tisch zusammen und schläft ein. Die Feder entfällt ihrer müden Hand. So findet Copernicus sie am frühen Morgen. Sie schrickt auf, rafft die Abschrift zusammen und entflieht wortlos dem Domherrn.

Copernicus freut sich: so weit geht sie mit ihm und ruht nicht, bis sie alles weiß? Dann wieder ist er nicht mehr sicher, ob ihn ein Spuk genarrt hat. Verwirren ihn die Jahre? Ach, er ist alt geworden wie die Weidenbäume an der Weichsel, fünfundsechzig Jahre! So fragt er nicht und vergißt es bald. Er muß nach Breslau schreiben, er legt die Pfründe nieder. Das Amt, das er nie ausgeübt hat, läßt er einem andern. Eigentlich wollte er einmal nach Köppernig

reisen, aber wann hätte er auch Zeit gehabt! . . . Draußen grünt wieder der Lenz in den Frauenburger Bäumen, wieder schon, wieviele noch?

In diesem Frühling, im Mai 1539, steht eines Tages ein junger Mann unter der Tür. Es ist der Professor Joachim Rhetikus, der unangemeldet aus der Hochburg Luthers eintrifft, um sich Unterweisung im neuen Weltsystem zu erbitten. Copernicus sieht ihn eine Zeitlang an, dann reicht er ihm die Hand und fragt: »Welche Botschaft schickt mir der Doktor Martin Luther?« Er möchte hinzufügen: Luther läßt dich zu mir, zum Verfemten, Luther, der nur Spott und Hohn für meine Forschung hat? Der Fremde steht schweigend, vielleicht hat er die Frage gefühlt, er sieht nur den alten Mann an, diesen großen, alten Mann.

Copernicus reist einen Augenblick um viele Jahre zurück im eigenen Leben, wie er den Jungen so vor sich sieht. War er so nicht auch? Damals in Bologna, in Rom, in Padua und Ferrara?

Weil der Domherr so lange schweigt, will Rhetikus Entschuldigungen stammeln: »Herr Luther . . .« sagt er und will erzählen und des großen Wittenbergers schlechte Meinung über das Werk des Domherrn entlasten, aber da fragt der andere schon weiter: »Und Herr Melanchthon?« Hat nicht dieser ewige Banger und Zager vor der geheimnisvollen Naturkraft, der milde Träumer, der auf das Gekrächze der Vögel und auf die Stellung der Sterne miß-

trauisch achtet, noch mehr über die neue Lehre gelacht und sie als Gaukelei gescholten? Hat nicht Melanchthon gefordert, daß der Staat gegen sie einschreiten müsse, da sie dem Glauben der Menschen verderblich sei?

Als habe er die Gedanken des Alten erraten, sagt Rhetikus: »Melanchthon ist ein guter Herr, Meister, ein großer Gelehrter und Herrn Luther treu ergeben. Doch die Vorsicht macht ihn ängstlich.«

»Ich weiß, mein Freund! Ich kann es nur bedauern, daß die Wittenberger Herren . . .« Jäh bricht Copernicus ab: »Ihr seid müde, Doktor, von der weiten Reise. Wir haben doch wohl Zeit genug, über alle die Dinge zu reden. Ihr müßt essen, trinken, schlafen und ruhen.«

Der Professor überreicht ihm seine mitgebrachten Gaben. Bücher sind es, etwas anderes wäre dem Meister wohl nicht zu schenken. Copernicus besieht die Bände, streichelt über ihre Rücken hin und blättert: »Euklid! Und die Trigonometrie des Regiomontanus! Und Instrumentum primi mobilis von Apian? Wie wunderbar die Sphärendreiecke! Und der Almagest, ganz neu! Da stehen zitternde Nächte in Krakau vor meiner Seele. Ist es nicht wunderbar, daß die Ideen der Menschen nicht mehr sterben oder verkümmern oder verfälscht werden? Die Bücher sind des Menschengeistes ewige Tempel. . . .«

Schirolamo stößt ein Weinglas um vor Schreck, als er vom Besuch aus Wittenberg hört. Kümmert sich sein Herr nicht

um den neuesten Erlaß des Bischofs Dantiscus, der streng verbietet, Umgang mit Lutheranern zu pflegen?

An diesem Abend sitzen sie noch in später Stunde beisammen, sie vergessen die Zeit im Gespräch: »Herr Luther sagt mit Recht, ich wolle die ganze Astronomiae umkehren. . . . Ich tue es!«

Rhetikus denkt an die Wittenberger Freunde. Luther weiß nicht, daß er hierher reiste, Melanchthon hatte Bedenken, aber einer trieb ihn an: Erasmus Reinhold. »Er lehrt Ptolemäus in Wittenberg, aber er ist begeistert von der Lehre Eures Systems. Er glaubt, die Menschen würden größer denken, tiefer, wenn sie das Wissen haben von der großen Welt. . . .«

»Er muß also seiner Überzeugung untreu sein, wenn er Ptolemäus lehrt«, sagt Copernicus. »Ich glaubte, daß in Wittenberg die Freiheit des Geistes wohne.« Er spöttelt leise, doch überlegen, nicht grob und ungeschlacht wie die Wittenberger Herren. Diese haben den Frauenburger noch nie gesehen und nennen ihn eitel. Sein Werk, das sie nie lasen, aber schelten sie ein geistreiches Gedankenspiel zügelloser Vernunft.

»Wie sollten auch die Herren mein System kennen?« fährt Copernicus fort, »nur flüchtige und unsichere Boten haben aus dem Kreis meiner Gedanken Bruchstücke fortgetragen. Wie soll ich also den Herren etwa zürnen können?« Seine Stimme klingt wie eine tiefgestimmte Glocke.

Jetzt hellt der Ton auf, der andere soll ihm von seiner Heimat erzählen.

Und der junge Professor berichtet fröhlich und dankbar: Aus Vorarlberg sei er, dem Lande Rhätien, aus der Welt der Berge mit den schroffen Gipfeln und den tiefen Tälern, den Sennhütten und Herdenglocken. Georg Joachim von Lauchen heiße er von Haus aus, als Knabe sei er nach Italien gereist, dann sei er in Zürich, in Wittenberg, in Nürnberg und in Tübingen den Studien nachgegangen. Melanchthon habe ihn in die Lutherstadt gerufen.

Der Abend dämmt. Schirolamo stellt Kerzen auf den Tisch. Copernicus zieht die Vorhänge der Fenster zu, behutsam und sorgfältig, als wolle er die Einsamkeit dieser Stunde in die Räume bannen. Leise rinnt der Strom der Gespräche und Gedanken, der Fragen und Zweifel.

Schirolamo bringt einen Brief. Der Domherr reißt ihn auf. Tiedemann ist krank und ruft den Freund herbei. »Tiedemann Giese«, sagt Copernicus im Aufstehen, »der Bischof von Kulm, hat die gleiche Meinung von mir wie Herr Luther. Giftmischer nennen mich beide.« Dann ruft er Schirolamo zurück, er muß die Pferde beschlagen lassen, und der Kirsten Wenrich soll in aller Frühe die Kutsche waschen.

Am andern Tag steht der Arzt Copernicus beim alten Giese im Schlosse zu Löbau. Er nestelt an der Ledertasche und holt ein Schächtelchen hervor: »Arnoldus de Villa Nova. . . . Siehst du, nach seinen Rezepten werden seit

zweihundertfünfzig Jahren die *Pillulae imperiales* gedreht, die Kaiserpillen! Nimm! Sieben im Tag und eine sofort!«

»Quacksalber!« Tiedemann Giese bemüht sich zu lächeln, aber es gelingt ihm nicht.

»Die Pillen haben manchem Kaiser auf den Stuhl verholfen. Sie wirken auch in bischöflichen Därmen!« Copernicus ist fast ausgelassen, er setzt sich auf den Bettrand. Die Krankheit ist nicht schlimm. Da stöhnt der Freund in den Kissen und sagt plötzlich unvermittelt: »Du mußt die Kirche retten, Nikolaus!«

Der Domherr Copernicus soll die Kirche retten? Er? Auf ihn komme es an? Verzicht und Umkehr seien nötig. Auf ihn allein komme es an? Der Freund fiebert wohl? Seine Augen glühen wie aufgesteckte Lichter in der Nacht. Auftrag habe der Bischof, ihm das alles zu sagen. Auftrag? Der Name Dantiscus brennt dem Domherrn auf den Lippen. Doch er schweigt. Auftrag, von wem? Copernicus will es nicht wissen, er fragt nur: »Und was soll ich tun?« Die Frage ist schwer und erfüllt von Trauer.

»Dein Beispiel, Nikolaus!«

Was hat er falsch gemacht? Worin hat er gesündigt? Verantwortlich ist er am Untergang der Kirche? Hat er nicht gearbeitet, geforscht, im Guten gewirkt und hat selbst Gott erhöht? Ist das Vermessenheit? Hat er nicht fromme Lieder und Strophen gesammelt und sie mit Giese veröffentlicht für das zagende, zweifelnde Volk?

»Nein«, sagt der Bischof Tiedemann Giese, »du mußt den Schein . . .«, er stockt einen Augenblick. Dann fährt er fort: »Auf dein Haus fällt ein Schatten. Wegen der Frau . . .«

Diener bringen gefüllte Hühner, grünes Kalbfleisch und gebratene Fasanen, Wildbret in Pfeffer, Birkhuhn und Schinken, geräucherte Zungen, dann Käse, zuletzt Waffeln und Marmelade.

Anna soll fort? Wohin?

Man schenkt ihm Wein in die Gläser. Die Braten sind schon kalt. Die Teller bleiben unberührt, da fährt Copernicus auf.

»Sei stark!« flüstert der Bischof.

Copernicus fährt früher heim, als er gedacht hatte. Es geht ihm jetzt immer so. Es winken selten mehr Freuden und Gespräche zum Verweilen. Wird man so alt und im Alter so einsam? Und noch das letzte Band soll man zerschneiden? Tiedemann Giese hat gewiß übertrieben. Krankhaft sind seine Befürchtungen, Hirngespinnste. Daß ich mich so kläglich benahm, denkt er, und dem guten Giese nachgab und zu opfern versprach, was mir unzertrennlich ist, als ob damit die Sache der Reformation etwa abgeschwächt oder verhindert werden könnte!

Lachend steht die Frau an der Tür, wie er heimkehrt. Er ist zu früh gekommen. Die Lebkuchen sind noch nicht fertig. Ein Pfund Zucker, ein halb Seidelein Honig, vier Lot Zimmt, eineinhalb Lot Muskatrumpf, zwei Lot Ingwer, ein

Lot Gardamumlein, ein halb Quentlein Pfeffer und ein Häuflein Mehl, sie muß alles liegen lassen und zu ihm kommen und heute bei ihm bleiben. Anna sieht ihn groß an: Hat ihn die kurze Trennung, da er in Löbau war, so ergriffen? . . .

In ungeheurem Bogen spannt sich das leuchtende Band der Milchstraße im Kreis des Himmels, oder ist sie ein palastumbauter Fluß der Götter, der die Ewigkeiten verbindet, auf denen nach dem Mythos der Hellenen die weißen Schiffe der Götter ziehen? Oder wohnt dort allein nur die Göttermutter mit ihrer das Weltall säugenden Brust, die denen Unsterblichkeit verleiht, die an ihr getrunken? Oder ist sie der Weg der Seelen, reiten dort doch die Toten durch die großen Tore, wenn sie Abschied genommen haben von der irdischen Welt?

Wenn sie Abschied genommen haben. . . . Copernicus stützt das Gesicht in die Hände, tiefe Trostlosigkeit überfällt ihn. Anna bleibt bei ihm und streichelt ihm die Haare. Warum ist er so weich, so aufgewühlt, so sonderbar betroffen? Aber sie fragt nicht. Sie sitzt nur neben ihm, Schwester und Mutter und Heimat zugleich.

Wochen verstreichen. Die Trauer wird leiser. Alle Treue, die er in den langen Jahren glaubte an Anna versäumt zu haben, will er aufhäufen, und alle Liebe will er an sie verschwenden. Er muß vieles nachholen. Nur wenn es an der Türe klopft, fährt er zusammen und erschrickt. Aber diesmal ist es nur der Kirsten Wenrich, der ihn in den

Remter lädt. Kuriere sind aus Rom gekommen, wichtige Staatsgeschäfte seien zu besprechen. Er läßt Anna allein.

In dieser Stunde steigt der Bischof Dantiscus in die kleine Turmstube des Astronomen empor. Anna Schillings räumt die Schriften weg, die Bücher, verbirgt unter den Bänden des Kardinals Bessarion, er war ein kühner Kämpfer für Plato, die Manuskripte ihres Herrn. Sie hat Befürchtungen, doch sie weiß nichts Bestimmtes. Sie deckt rasch die Blätter und die Tafeln zu, stellt Winkel, Maße und Zirkel, Astro-labium und Parallaktikum mit hastigen Griffen in den Schrank, daß nichts mehr an astronomische Dinge erinnert. Der Bischof klopft und tritt unvermittelt ein. Er mißt den Raum mit flüchtigem Blick, dann bohrt er seine Augen lächelnd auf die Frau. . . .

»Du, meine Tochter, bist die Anna Schillings?«

Sie nickt nur und weiß nicht, was sie sagen soll.

»Du bist des Domherrn Copernicus Frau?«

Sie schaut den Besucher groß an und schüttelt verneinend langsam das Haupt. Er strafft seine Haltung und spricht ungnädig und hart: »Du kennst mich wohl, ich bin der Bischof. Du bist des Domherrn Frau, bist ihm nicht angetraut, nun beichte!«

»Beichten?« Sie wehrt ab. So weit ist es mit ihr, ketzerisch ist ihr Benehmen? Da sagt sie plötzlich, ganz tief aus ihrem Fühlen heraus: »Gut! Ich will beichten, ehrwürdiger Herr!«

Der Bischof ist erstaunt. Die Frau nahm ihm eben eine Waffe aus der Hand.

»Ich bin nicht seine Frau«, sagt sie unbefangen, fast fröhlich »ich haushalte ihm in Stube und Küche, Herr. Ich umsorge ihn.«

»Du warst des Domherrn Jugendliebe, seine Geliebte schon in Thorn.«

Anna senkt das Gesicht, eine Spur von Leuchten im Blick.

»Ich meine es gut«, sagt der Bischof, »du bist seine Unruhe, bist die lebendige Sünde seiner Jugend.«

Sünde? Der Blick der Frau ist eine einzige Frage.

»Du bist sein Vorwurf und nimmst ihm einmal seine Seligkeit.«

Soll sie beschämt den Bischof beschwören oder gar anflehen? Oder soll sie trotzen, beteuern?

»Seine Seligkeit, Herr? Keiner wird seliger werden als er.« Sie sagt es stolz und sicher. Der Bischof hat es nicht erwartet.

»Du hast seltsame Gedanken, meine Tochter. Die stammen wohl vom Wittenberger Herrn, wie? Der Lutheraner ist eine Pest im Haus.«

Da widerspricht sie heftig: »Herr Rhetikus ist ein weiser, ein feiner Mann, ehrwürdigster Herr. Er fördert des Meisters großes Werk!« Aber schon bereut sie den Satz. Vom Werk wollte sie nicht sprechen. Es ist gefährlich, denkt sie, und sie ist glücklich, daß der Bischof darüber schweigt. So hört sie ihn jetzt nur wie aus weiter Ferne reden: »Aber ich

weiß, meine Tochter, du hinderst unseren Mitbruder, den ich sehr liebe, in seinem Werk. Es wartet der letzten Vollendung. Es ist sein eigener Wunsch, ich habe Briefe, daß er ganz frei sei von der Last seiner Jugend. . . . « Er macht eine Pause, wartet, dann wirft er das Wort hin: »Du mußt fort, Anna Schillings!«

Eine dumpfe Stille erfüllt den Raum. Die Frau muß sich festhalten am Tisch. Später geht sie leise und verstohlen und ohne Abschied aus dem Haus.

Zwölf Meilen weit ist es, über Mühlhausen und Preußisch-Holland, immer dem Mittag zu durch das Land des Albrecht von Königsberg, auf schlechten Straßen durch Moorwildnis und an Sumpfsseen vorüber ins Tal der Drewenz, hinein ins Bistum Kulm. Doch nicht nach Kulm! Anna schaudert! Nach Löbau! Schirolamo treibt die Rosse an. Sie gehören dem Bauern von Grunthoff, dem großen Allod, er gab sie gerne für die heimliche Fahrt.

Unterwegs rasten sie. Schirolamo pflückt Blumen für Anna, Rosmarin aus der Heide. Vögel flirren in liebes-trunkenem Spiele vorüber, Wolken segeln mit weißen Fähnen ostwärts, und das weite Land schimmert.

Eine solche Armillar-Sphäre hat Schirolamo noch nie zuvor gesehen, die da im Säulengang des Schlosses zu Löbau steht, ein Himmelsgerüst mit Äquator- und Meridiankreisen, mit Himmelskugeln und Schattenstäben, groß aufgebaut, und er beginnt es zu betrachten und zu bestaunen,

nimmt Tafeln mit den Sonn-Örtern und die Kalender in die Hand und tut sich groß heraus, als habe er alles erfunden oder wenigstens genau studiert.

Der Bischof ist verhindert, ist nicht zu sprechen, empfängt nur Kuriere, ist krank, ist unpäßlich. Man läßt die Fremdlinge warten. Diener und Domherren eilen vorüber, geschäftige Herren und vornehmes Stadtvolk.

»Wer seid ihr?« fragt jemand.

»Ein Narr und ein Werk!« lacht Schirolamo mit großer Gebärde. Aufgeschreckt huscht der Fragende davon.

Endlich steht Anna Schillings vor dem Bischof Tiedemann Giese. Sie küßt den Saum seines Talars, dann erzählt sie hastig, legt die Schriften in seine Hände und bittet: »Rettet das Werk, Euer Gnaden!« Sie breitet alle Pergamente aus, faltet die Blätter, die sie in vielen Monden geschrieben hat, nennt verzweifelt die Namen Hosius und Dantiscus, dann macht Giese einen Schritt auf sie zu, um sie aufzufangen.

»Anna!« flüstert er gerührt. Aber sie ist schon wieder bei sich und lächelt. Sie wird fortgehen und nie mehr wiederkommen. Sie wird den Mann nie mehr sehen, aber jetzt ist sein Werk gerettet, die Hunde der Inquisition werden ihn umsonst umwittern und ihm nicht mehr schaden können. Darum ging sie fort von Frauenburg, um Dantiscus zu verzeihen.

»Und dein Haus?« fragt der Bischof. Er ist gut und sorgt sich um ihre Zukunft. Er denkt an alles.

»Es gehört dem Thorner Spital«, sagt sie, als sei sie um das eigene Schicksal ganz unbekümmert, »es gehört den Armen, ich habe es damals verschenkt.«

Damals . . . es ist ein Wort der Erinnerung. Anna verweilt in Gedanken an einem plötzlichen Bild: Die Rosse zogen durch den Sommer, der Turm von Frauenburg stand im Abendgold — damals!

Tiedemann ist bleich, das Gefühl von Schuld an dem Schicksal der Frau steigt in ihm auf. . . . Er half mit und überlieferte die Briefe mit dem Verzicht an Dantiscus, um der Kirche einen Dienst zu tun. An das Werk des Copernicus hatte er dabei nicht gedacht. Zitternd umschließen seine Hände die Schriften. Er hält sie fest. . . . Darüber ist Anna beruhigt. Aber er selber hat noch zu überlegen und zu denken. Nach Krakau will er fahren, aber was soll er dem König sagen, was vorbringen? Wie soll er eine Lehre verteidigen, die er als Bischof selber ablehnen muß?

»Ich werde mit ihm sprechen«, erwägt er in Gedanken, »mit dem König!«

»Sagt dem Polenkönig, daß Lukas Watzelrode des Copernicus Onkel war!« meint Anna.

»Richtig, aber es wird nicht genügen.«

»Sagt ihm, daß er viel getan habe für das Land!«

»Auch das ist gut.«

Aber Anna spricht weiter: »Sagt ihm, daß er alt und würdig sei. . . .« Sie haucht es hin und hat die Augen voll Tränen.

»Der König wird lächeln. . . .«

»Sagt ihm, daß sein Werk groß sei!« fleht Anna.

»Er wird zweifeln«, überlegt erschüttert der Bischof, »denn wer will es dem Polen beweisen, wer sein Blut dafür geben?«

»Ich!« entgegnet Anna Schillings. Giese sieht sie an, es ist ihm, als biete sie schon ihr Herz her auf der eigenen Hand. Nein, das Zeugnis einer Frau wird dem König nicht genügen, auch nicht ihr Herz. Mehr wird der Pole wollen. Man wird ihm berichten müssen, wie Copernicus half, die Kirche zu retten, wie er ein tapferes Beispiel gegeben habe im Verzicht auf die Frau seines Lebens. Aber auch darüber wird der Pole vielleicht hinweggehen. Der Bischof sieht nur eine Rettung: Wenn ein Deutscher das Knie beugt, dann wird der Pole dem Schlangengewürm der Ankläger das Gift nehmen. Und wenn das nicht genügt, dann hat Tiedemann Giese noch einen Kopf zu verschenken.

Noch heute will er fahren, jetzt! Trotz Schwindelgefühl und Fieber. Wankend erhebt sich der Bischof. Anna muß ihn stützen. Fast will sie ihm abraten, er möge die weite Reise bis morgen verschieben. Aber bis morgen ist noch viel Zeit, noch viel zuviel Zeit.

Anna Schillings steht im Schloßhof. Nun ist alles gut. Sie denkt nach, dann lächelt sie. Das Leben ist doch schön gewesen, keines gebe sie her von den vielen Jahren. Wohin? Richtig, irgendwo muß sie hin. Nach Kulm, aufs Grab der

Äbtissin Barbara? Und dann weiter! Man kann auf Gräbern nicht zu Hause sein. Thorn ist nicht weit. Wo die Sonne hinuntersinkt, da ist Thorn. Es zuckt über ihr bleiches Gesicht.

»Fahr gut!« sagt sie zu Schirolamo und ist froh, daß der Narr schon einspannt. Er macht noch einen Scherz und spaßt vom Urlaub. Wasser steht ihm in den Augen. Er rast die falsche Straße davon. Verdammt, er muß sich schneuzen.

✱

In Thorn ist Hochzeit. Die Glocken läuten das Lied vom Zauber der Fruchtbarkeit und der Liebe. Strahlend steigt der Glutball der Sonne auf, die ewige Lampe der Welt, wie ein Zeichen, daß das Beten der Glocken erhört sei. Nun tritt der Hochzeitszug aus dem Portal der Lutherkirche, die lachende Braut wischt sich die letzten Tränenspuren der Rührung aus den Augen und wirft klirrende Geldmünzen unter das wartende Volk. Rosmarinzweige bekränzen ihren Scheitel, und von roten Seidenbändern sind ihre goldenen Haare durchflochten. Sie ist aus Danzig, die Tochter eines Kaufherrn, und dem Lukas Teschner, dem Sohn des Braunsberger Bürgermeisters, vermählt. Vornehme Leute sind nach Thorn gekommen, Herren mit langen Degen und silbernen Halsketten, mit Spitzenkragen und Halskrausen und wallenden Mänteln. Hinter dem strahlenden Paar steigen Frauen in mächtigen Hauben und seidenen Schleppen die Treppe herunter. Sie gehen alle hinüber, um die Gräber der

Anverwandten zu besuchen und um die Toten nach altem Brauch als Hochzeitsgäste zu laden. Aber das Grab des alten Watzelrode und das des Kaufherrn Niklas Kopperrnigk und seiner Frau Barbara sind schon längst nicht mehr. Dort ruhen bereits andere in ihrem Staub. Doch auch diese werden zu Gast geladen. Das Herz des alten Teschner schwingt heute in allen Höhen und Tiefen. Viele Jahre lang war er nicht mehr in der Heimat gewesen, und die Thorner haben längst vergessen, daß er einmal der uneheliche Sohn eines Bischofs war. Seine düstere Vergangenheit ist gelöscht, und keiner denkt mehr daran, daß an der Mauer beim Weidenbaum ein Grab war, darin der Leib seiner Mutter Susanne zu Erde geworden ist. Die andern warten auf den alten Teschner, der zwischen den Gräbern hin und her geht und der ihnen nun voranschreitet und am Platz des Grabes der Susanne Teschner lange stehenbleibt und die Augen voll Tränen hat. Den Namen eines jungen Mannes kündigt nun dort das Kreuz. Das Brautpaar weiß von all dem, was dem alten Hochzeitsvater durch die Seele stürmt, nicht viel, und so ziehen sie alle bald fort durch die Friedhofspforte, und erst nach einer Weile schreitet auch der alte Teschner nachdenklich hinaus. Kinder lärmten auf der Straße und ziehen ein Band von einer Seite zur anderen. Erst müssen sich die Brautleute loskaufen, dann dürfen sie weiter.

In der Herberge spielen die Dudelsackpfeifer ihre Lieder und Tänze. Vor den Schüsseln und Tellern und Töpfen wird

auch der alte Teschner wieder froher, und er beginnt zu scherzen und heißt die Mägde aus den Weinkrügen einschenken. Dann geht die Köchin um und hält den Löffel hin, daß jeder der Gäste ein Geldstück für die Küche spende. Das Leben geht weiter, denkt der alte Teschner, das Leben ist mehr als Geborenwerden und Sterben, es ist ein seltsamer Strom, der fortfließt und an den Gräbern vorüberrauscht und immer Neues schafft, und jede Hochzeit ist ein Fest des Lebens, so soll man fröhlich sein. . . . Er sitzt groß am Tisch und sieht den Kerzen zu, die vor dem Brautpaar brennen, sie weissagen die Zukunft, und die Zukunft wird nach dem hellen, stillen Schein der Lichter schön und gut für die Jungen sein. Da ist der alte Teschner zufrieden und blickt stolz in den lärmenden Saal, plötzlich ruckt er von seinem Platz auf, auf der Schwelle steht eine Frau: Anna Schillings. Zwar ist sie etwas blaß und scheint müde zu sein, aber sie lächelt dem alten Teschner zu.

»Anna, du?«

»Ich wünsch' euch Gutes zur Hochzeit!« sagt sie still, und sieht auch den Lukas groß an, der, wie lange ist das her, vor siebzehn Jahren beim fünfzigsten Geburtstagsfest des Domherrn Copernicus in Frauenburg seinen Spruch auf sagte. Von ihrem Halse nimmt sie die Bernsteinkette ab und legt sie der Braut um. »Sei deinem Lukas in Liebe gefangen, wie das Mücklein im Stein«, sagt sie leise. Dann muß sie neben den Bürgermeister sitzen und muß essen und trinken

und froh sein. Der alte Teschner ist so von Freude erfüllt, daß er nicht weiter fragt und es als selbstverständlich annimmt, daß der Domherr sie hergeschickt habe. Da ladet er sie zum Tanz, und er dreht sich mit Anna Schillings im Kreise, fast hat sie das Tanzen verlernt. Sie horcht ihm zu, wie er ihr ins Ohr flüstert, daß er so froh sei darüber, daß einmal ein Bischof Watzelrode gelebt und ihm das Leben gegeben habe. So zeigt er sich heute versöhnt mit allem, was sein Leben schwer und bitter gemacht hatte. Da hält plötzlich die Musik ein, und die fröhliche Braut gibt das Zeichen, daß nun der ärmsten Frau von Thorn die Hochzeitsgabe geschenkt werde. Der ärmsten . . . Anna Schillings zittert leise. Ist sie nicht die ärmste Frau, die heimatloseste von allen, die kein Haus mehr hat und keine Stube . . .? Vom Tisch des Reichtums und der Fröhlichkeit wird Brot fortgenommen, so ist es gute Sitte. Es gibt noch ärmere als ich bin, denkt Anna Schillings, und sie ist darüber mit ihrem Schicksal zufrieden.

Der alte Teschner kommt nicht mehr aus dem Erzählen. Es gäbe wieder ein Kaufhaus in Thorn, das einem Teschner gehöre, Lukas ziehe dort ein ins große, schöne Haus in der Sankt-Annen-Straße. Anna horcht auf: »In der Annenstraße?«

»Das Haus der Koppernigk!« Damit überrascht sie der Teschner. Er habe es gekauft, habe es dem Polen teuer bezahlt, und er habe es völlig neu herrichten lassen: »Du mußt

daheim alles erzählen! Wie wird sich Copernicus freuen, wenn er erfährt, daß sein Vaterhaus wieder den Namen seines Vaters trägt, dem es einst gehört hat. Kaufhaus Koppernigk. Ich bin ja auch dort geboren!« Kaufhaus Koppernigk soll es heißen? Der alte Teschner lacht und führt die alte Frau am Arm ins Heimathaus des Domherrn Nikolaus Copernicus, hinter dem lachenden Brautpaar her, hinter dem beginnenden Leben.

»Und du mußt bleiben, Anna, wenigstens bis übermorgen. Ja, bis übermorgen!« lacht der Teschner und geht über die Schwelle des Hauses, vor dem die Dudelsackpfeifer blasen. Ja, bis übermorgen, was dann sein wird, wer soll das wissen! Vielleicht brauchen sie im Spital eine Magd, denkt Anna.

Und sie gehen durchs Haus, treppauf und treppab. Vor einer Türe bleibt der Teschner stehen. Anna ist ganz wirr, als sei sie ein ganzes Leben lang in einem Kreis gewandert, der sich nun schließt vor einem kleinen Zimmer in der Sankt-Annen-Straße, da sagt der Teschner: »Und schlafen mußt du im Zimmer des Nikolaus Copernicus, da, wo das Büblein einst schlief, hier, hinten, dem Hofe zu, über der alten Linde. . . .«

✱

Frauenburg!

Der Name stimmt nicht mehr. Denn die Truhen und Kästen der Frau sind leer, die Schränke ausgeräumt, Taschen

und Koffer sind fort. Der Domherr Copernicus kann es sich nicht erklären: in der Küche hantieren die Mägde und haben verweinte Augen. Er fragt sie nicht. Er wandert durch den Garten zum kleinen Sommerhaus, blickt hinter die Büsche, geht zur Kathedrale, die langen Gänge entlang, schaut verstoßen hinter die Pfeiler und sucht selbst im Dämmer der Winkel. Nicht einmal das Knie beugt er vor dem Hochaltar, er huscht vorüber in die Sakristei. Betende Brüder sehen von ihren Büchern in den Chorstühlen auf und wundern sich. Frische Blumen duften auf dem Grab des Bischofs Watzelrode, wie zum Abschied gepflückt. Copernicus eilt in die Stadt hinab, geht über den Marktplatz, schaut heimlich in die Krämerläden. Die Post ist fort. Wer fuhr nach Braunsberg? Ein junges Brautpaar. Und nach Elbing? Eine Mutter mit Kindern. Der Domherr forschet im Hafen. Sind Barkassen ausgefahren? Ist das Kursschiff fort nach Königsberg? Die Frauenburger zucken die Achseln, schauen dem Domherrn nach und stecken die Köpfe zusammen. Ist er krank, was hat der Gelehrte verloren? Copernicus hetzt weiter, seine Schuhe sind ganz verstaubt, sein Gesicht ist bleich. Er läuft ein Stück auf den Straßen zur Stadt hinaus, dann wieder zum Haff, jetzt zum Markt, zum kleinen Kloster, das Lukas Watzelrode einst gegründet hat.

Müde kehrt er heim. Anna ist fort. Copernicus muß erst lange verweilen, ehe er in seine Wohnung geht. So sah ihn Rhetikus nie. Er will ihn fragen, ihm helfen, aber Scheu

hält ihn zurück. Copernicus faßt sich und tritt zum Tisch des andern. Da zeigt Rhetikus die Briefe, die er schrieb. Bernstein, so steht darin, finde man als schimmerndes Gold im Boden Preußens, und in den Wäldern und Gärten gebe es seltene Vögel aus der Urzeit, und in den Quellen und Seen vielerlei Fische. Reich seien die Städte an Handel und Wissenschaft, an Kunst die Höfe und Burgen. Seit Jahrzehnten durchstreife Copernicus das Weltall, er habe die Mitte gefunden und die Fehler der bisherigen Astronomie entdeckt. Einfach und bescheiden sei dieser große Mann, erhaben in der Ruhe seines Alters und fröhlich und stark in der Abenddämmerung seines Lebens. Im Umgang mit diesem Frauenburger habe auch ihn, Rhetikus, der Hauch des Ewigen gestreift, und glücklich sei er über die Entdeckung eines neuen Testaments.

»Du hast etwas vergessen«, sagt Copernicus und legt die Briefe des Lutheraners auf den Tisch zurück, »nämlich, daß unsere Erde ein kleines Provinztheater ist, nicht mehr ein Hoftheater.« Er senkt den grauen Kopf und lächelt ein wenig. Von einem großen Mann schreibt der Wittenberger, und dieser große Mann ist arm und klein in dieser Stunde, weil von den vielen Millionen Menschen der Erde eine Frau nicht mehr bei ihm ist, eine einzige Frau. Er zerknittert Papier, das er findet, reißt es in Stücke und zerstreut die Fetzen. Plötzlich fällt ihm ein, daß Rhetikus in seinen Briefen nichts geschrieben hat von den Maßen im Weltall:

»Die Zahlen hast du vergessen, Rhetikus, die sind sehr wichtig!« Er steht da, die Augen geschlossen, als durchdenke er die Entfernungen und als messe sein Geist noch einmal die unendlichen Strecken. Und in der Stunde tiefster Seelennot spricht er vom Verhältnis der Größen, vom Halbmesser der Erde und von der Weite des Firmaments.

Dann fällt ihm ein, daß er Anna rufen müsse, um den Gast zu bewirten. Aber das Wort erstirbt auf seinen Lippen. Anna ist fort. Er ruft Schirolamo. Keine Antwort. Die Diener sind zu Bett gegangen, die Mägde sind fort. Auch Schirolamo fehlt. Sonst war er immer da. Er wird irgendwo seine Spässe machen, der Narr, und Anna wird ihm zuhören. . . .

Da trägt er selber aus der Küche das Abendessen auf. Er unterhält seinen Gast, bringt das Gespräch auf alles, was den anderen bewegt, aber sein Blick ist fern. Erst später beginnt Rhetikus zu fragen. Er will den Freunden in Lindau und Nürnberg berichten, auf welche Art es Copernicus gelungen sei, seine mathematischen Berechnungen anzustellen. Copernicus holt die Trigonometrie des Regiomontanus vom Tisch mit den Schriften und Briefen. Es ist ein mathematisches Kunstwerk, wie es keines mehr gibt. Aus den Winkeln des Dreiecks werden die Seiten oder aus den Seiten werden die Winkel berechnet, ebenso wunderbar aber ist es, wie der große Königsberger die Zusammenhänge zwischen dem Kreisbogen und dem dazu-

gehörigen Winkel zwischen Sehne und Radius aufgedeckt hat. Meisterlich hat er die Verhältnisse der Größen gefunden und die Gesetze des Zahlenspiels ergründet. Copernicus übertrug die Berechnungen auf die Dreiecke der Sphären, er suchte so die Maße des Weltalls, die Entfernungen der Sterne und Planeten und die Länge und Zeit der Umläufe. Noch mehr muß er tun! Er will den großen Regiomontanus verbessern und einfachere Formeln erdenken.

Aber an einem Morgen läßt Copernicus den Freund allein. Auf wenige Tage nur, so sagt er, er käme bald zurück. Er reist nach Thorn. Nur in Thorn kann Anna zu finden sein, denkt er, ihre Verwandten in Danzig sind tot, wie werde ich die Ausreißerin überraschen! Alles muß gut werden. . . . Fröhlichkeit beherrscht ihn, Freude erfüllt sein Herz. Endlich knarrt der schwere Postwagen das Weichselufer entlang. Es ist Abend. Im Mondlicht schimmern die Wasser des alten Stroms. Alter Strom? Ewig jung ist er! Viel Wasser ging die Weichsel hinab seit damals, wohl ein ganzes Meer ist hinabgerauscht. Der alte Mann starrt lange hinaus und stützt den Arm ans Fenster. Ihm gegenüber sitzt ein junges Paar auf der Hochzeitsreise. Er freut sich am zwitschernden und kichernden Kosen der verliebten Leute, und er lächelt hinter der Hand, die sein Gesicht verdeckt. Im Stübchen der Anna wird es ein Wiedersehen geben, und das Stübchen wird wie eine fahrende

Kutsche sein. Das Leben ist schön und gibt hundertfach wieder, was es scheinbar genommen hat. Goldene Lichter schweben im Strom, als wären es Sterne, die dort auf den Wellen in wunderbarem Gefunkel auf und ab tanzen. Das sprüht und glitzert, als sei die Weichsel zur irdischen Milchstraße geworden. Irdische Milchstraße, und ich habe damals von der Straße der Toten gesprochen? Nein, Straße der Lebenden und Frohen ist sie! Aus der dämmernden Ferne heben sich die dunklen Umrisse der Thorner Türme wie graue Schattenbilder herauf. Noch glänzt ein goldener Rand um sie, jetzt verlöscht er. Froh schwingt sich die Seele des Mannes um die Höhen der Turmspitzen, so etwa wie ein Zugvogel im Lenz, der seine Stadt und sein Nest wieder nach langer Reise in fremdes Land findet. Thorn! Dort verbrauchte und verstürmte die Jugend, ewig vergangen ist sie, die schäumende, gläubige Jugend! Langsam fährt der Wagen durch das Graudenzer Tor in die Stadt hinein.

Ist Thorn nicht kleiner geworden? Fast dünkt es den Wanderer so zu sein. Enger geworden seit den Tagen der Kindheit? Waren die Häuser einst nicht viel größer, die Straßen breiter und die Winkel weiter? Copernicus geht die Straßen entlang. Dunkel und gewaltig liegt das Rathaus da. Wie oft ist er schon in Gedanken diese Straßen gewandert! Dort hinüber geht es zum Haus der Münzmeistertochter. Er bleibt stehen, um die Freude ganz auszukosten.

Lange sieht er über das Gärtchen hinweg, hinüber zu den kleinen Fenstern. Dort ist Licht! Er hat es nicht anders erwartet. Leise tritt er näher. Die Reisetasche ist schwer, darin er Wein mitgebracht hat für das Fest des Wiedersehens. Wie ein junger Verliebter kommt er sich vor, der nach der Auserwählten späht und sie im nächsten Augenblick überrascht. Was tut sie wohl? Fast muß Copernicus lachen. Leise knirscht der Sand unter seinen Schritten. Er stellt die Tasche ab, tastet sich behutsam näher. Jetzt steht er am Fenster, hebt die Hand, um an die Scheibe zu klopfen und hält erstarrt ein. Kinder spielen in der Stube, eine fremde Frau stillt ihr Kleinstes. Copernicus beugt sich näher, so ist er überrascht, wohnt hier nicht Anna? Plötzlich schreit ein Kind auf, es hat herübergeblickt und das alte, fahle Gesicht am Fenster gesehen. Da wendet sich Copernicus rasch ab. Durch die Gartentüre kommt im selben Augenblick eine alte Frau, die fragend vor dem Fremden stehen bleibt. Er ist ganz verwirrt und muß sich erst besinnen, dann fragt er und sagt es wie zur Entschuldigung, daß er hier eingedrungen sei: »Wohnt hier nicht die Tochter des Münzmeisters Schillings?«

Es ist, als käme die Alte in ihrem Gedächtnis und suche nach irgendeinem Zusammenhang, den sie längst vergaß. Endlich sagt sie: »Ja, das ist sehr lange her, Herr. Wartet einmal . . . richtig, vor achtundzwanzig Jahren ging die Anna Schillings fort, keiner wußte wohin. Wo sie geblieben

ist, niemand weiß es, Herr. Sie ist verschollen!« Kaum findet Copernicus ein Wort des Dankes und eilt fort. Die Alte sieht ihm kopfschüttelnd nach.

Am andern Morgen steht er in der Sankt-Annen-Straße. Er zögert, dann geht er doch am Vaterhaus vorüber und verweilt einen Augenblick lang auf der Straße. Hinüber geht er nicht. Er will sich nicht wieder fortschicken lassen wie damals im Urlaub von Rom aus. . . . Plötzlich stutzt er. Wie ist das? Über der Tür steht groß hingeschrieben: Kaufhaus Koppernigk. Kaufhaus Koppernigk? Er buchstabiert wie ein kleiner Junge. Nein, das kann er nicht begreifen. Ist der Pole, der einst das Haus erwarb, nicht mehr da? Kaufhaus Koppernigk? Ihn narrt wohl das Alter, ihn täuscht wohl ein Traum! Es gibt doch keinen Kaufherrn Koppernigk mehr und keinen, der diesen Namen auf das Haus schreiben würde? Straft mich das Schicksal so mit diesem Spuk oder mit diesem Spott, weil ich das Vaterhaus einst wie ein lächerliches Spielzeug dahingab, so stürmt es durch die Seele des Domherrn. Kaufhaus Koppernigk? Bedeutet der Name nicht Schuld und Anklage? Wer treibt hier seinen Scherz, wer macht noch mit einem erloschenen Namen Geschäfte? Er geht vorüber. Die alte Heimat ist nur Enttäuschung für Copernicus. Es ist gut, daß niemand den fremden Mann kennt, der, als wäre er auf der Flucht, mit der nächsten Post die Stadt verlassen will und es kaum abwarten kann, bis sie abfährt. Als erster sitzt er im Wagen.

Um ihn herum ist Abschiednehmen der andern, Küssen und Wünschen und Fröhlichkeit, Winken und Grüßen! Dem einsamen Mann sagt niemand Lebewohl, und doch verabschiedet er sich von allem, von der Welt seiner Jugend und seiner Heimat. Keiner drückt ihm die Hand, keiner heißt ihn wiederkommen. Da ist er froh, daß die Rosse schon anziehen. Aber als der Postknecht sein Horn zum Abreisegruß an den Mund hält, steigt Copernicus rasch wieder aus. Er hat sich plötzlich anders besonnen. Die umstehenden Leute wundern sich darüber und lachen hinter seinem Rücken. Versunken bleibt er stehen und sieht dem Wagen nach, der aus dem Tore rollt. Dann wendet er sich rasch um und strebt in die Annenstraße zurück, als habe er etwas vergessen. Wieder steht er vor dem Haus des Vaters und tritt in raschem Entschluß ein. Er kennt die Türen und klopft an am Kontor. Groß steht er, wie hergestürmt, auf der Schwelle und reckt den Kopf, als ob er hier etwas zu sagen habe. Ein eifriger Schreiber fährt von seinem Pult auf und sieht den fremden Mann, der etwas un gelenk in den Raum hereintritt, an, als sei dieser aus weiter Ferne in ein ihm bekanntes Zimmer getreten. Der Schreiber nickt ihm freundlich zu und fragt nach seinem Begehre, ob der Herr Geld wechseln wolle oder Seide zu kaufen wünsche. Der Blick des Domherrn sucht über alle Tische und Schränke hinweg, als habe er hier zu mustern, ob alles in Ordnung sei. Der Schreiber horcht gespannt und weiß im ersten

Augenblick nichts zu antworten, als der Domherr fragt:
»Wo ist der Kaufherr Koppelnigk?«

»Ihr irrt Euch, Herr!« antwortet der Schreiber überrascht und zieht die Schultern hoch, als ihm Copernicus bedeutet, daß dieser Name doch draußen über der Tür stehe.

»Wer ist Euer Herr?« fragt Copernicus.

»Lukas Teschner.«

Lukas Teschner? Der Domherr denkt nach. In diesem Augenblick tritt der alte Bürgermeister ins Kontor, fährt sich über die Augen und kommt mit ausgestreckten Armen auf Copernicus zu: »Nikolaus! Du kommst zu spät zur Hochzeit! Was sagst du nun? Der Name Koppelnigk steht wieder über der Tür?«

Da leuchtet das Antlitz des alten Freundes. Wie schenkt das Leben viel, wie ist das Schicksal gut! Er drückt dem andern die Hände und meint, daß der Teschner alles wieder in Ordnung brachte, was sein Vater Lukas Watzelrode einst an diesem Haus falsch gemacht habe, der einstige Verkauf sei also nur eine kurze Unterbrechung gewesen und das Ende von allem sei ein Anfang geworden. Beglückt ist Copernicus über alles, was hier geschah. Und das zurückkehrende Hochzeitspaar, das gestern am Abend mit ihm in die Stadt fuhr, das ist Lukas gewesen mit seiner Frau. Die beiden Alten wandern in die Stadt hinein, Copernicus bleibt noch einmal stehen und dreht sich um und liest laut

und stolz den Namen: Kaufhaus Koppernigk. . . . Dann steigen sie die Treppe in der Stadtschule empör, wo einst der alte Teschner, Susannes Vater, wohnte, der Bürgermeister will die Stube seiner Kindheit noch einmal sehen, und sie klopfen an der Schultüre an und bitten den erstaunten Magister, daß er sie einen Augenblick lang eintreten lasse. Sie seien hier einmal Schüler gewesen vor sechzig Jahren. . . .

»Wir sind weit fortgelaufen aus der Kinderstube«, sagt der Teschner, »du noch weiter als ich!« Da lacht der Domherr: »Und doch sind wir eben in sie zurückgekehrt.« Der alte Bürgermeister dreht sich noch einmal nachdenklich um und schweigt auf dem Weg durch die Gassen.

»Hast du alle Geschäfte besorgt?« fragt Philipp Teschner am anderen Morgen, weil sich Copernicus nicht halten läßt.

»Ja, ich habe Abschied genommen von allem«, sagt er und meint, man werde älter und man müsse sich allmählich von allem lösen.

Das junge Hochzeitspaar kommt zum Wagen und bringt Blumen. »Grüße Anna!« gibt ihm der Teschner auf, sie sei sicherlich an ihm vorbeigefahren auf der Heimkehr, meint er noch und steht lange grüßend unter dem Tor wie einer, der viel zu bewachen hat in dieser Stadt, ehe er wieder heimfährt nach Braunsberg.

Grüße Anna. . . . Wenn sie in Frauenburg wäre, was dann?

Aber sie ist nicht in Frauenburg. Wo ist Anna? Verschollen? . . .

Rhetikus schreibt drüben in der Bibliothek. Ja, die Herren sind milde geworden, denkt Copernicus, der Lutheraner geht aus und ein, als ob Dantiscus mit den Wittenbergern Frieden geschlossen habe. . . . So ist Copernicus allein in seinem Turm. Aufgeschlagen liegt sein letztes Buch auf dem Tisch, als ob es warte. Es wartet! Plötzlich weiß er es, worauf es wartet: auf den letzten Beweis! Er begrüßt es wie ein Kind, das er schon lange nicht mehr sah.

Es gibt für ihn jetzt keine erlösenden Nächte mehr, da er nach dem letzten Beweis für das System seiner Lehre sucht, kaum Schlaf, kaum Essen, kaum einen Freund. Auch Sculteti geht in diesen Tagen fort. Einst wanderte er durch Livland und Preußen, verfolgte den Flußlauf des Pregel bis zum Ausguß des Angerapp aus dem Mauersee, suchte durch Wildnis und Moor, durch Wald und Heide, Schritt für Schritt den Weg des Wassers bis nach Königsberg und zum Frischen Haff. Dann war Sculteti durchs Land gezogen, beschrieb es, zeichnete die ersten Karten, und Copernicus half ihm damals. Dann begann er die Weltgeschichte zu schreiben, die Namen und Taten berühmter Männer aufzuzählen, und er nannte unter diesen den Namen Copernicus. So sind sie gute Freunde. Sculteti muß Frauenburg verlassen. Noch einmal kommt er in den alten Turm,

um Abschied zu nehmen. Er ist exkommuniziert, ausgeschlossen aus Stift und Kirche. Lutherfreundlich war er, den Hosius hatte er gehaßt, da wies ihm Dantiscus Fehler nach in Flachsgeschäften und klagte ihn unsauberer Geschäfte wegen an. Verboten ist allen Domherren, mit ihm Umgang zu pflegen.

»Lebe wohl, Nikolaus!« sagt der Verbitterte gequält.

»Setze dich zu mir, Alexander, komme her«, sagt Copernicus, »wer Landkarten zeichnet und Weltgeschichte schreibt, wie könnte der in Flachsverkäufen betrügen! Aber«, fügt er hinzu, »du liebst eine Frau.«

Der andere gesteht es freudig ein.

»Und du hast Kinder, Alexander.«

Sculteti strahlt glücklich, und er meint, daß das Zölibat nur Verneinung des Lebens sei, nicht gottgewollt und nicht ein Gesetz der Natur.

»Gesetze müssen sich mathematisch bestimmen lassen, dann sind sie göttlich«, sagt Copernicus. So gibt er dem Freund Trost mit auf die weite Reise nach Rom.

Rosse traben aus dem Tor. Staubwolken wirbeln auf der Straße gegen Westen. Sie hüllen Sculteti ein. Nikolaus winkt dem Freund in die Ferne nach, wie eine Fahne hängt die müde Hand aus dem Fenster im Turm. Es ist weit bis nach Rom, und Rom hat viele Türen. Aber Sculteti wird seinen Prozeß gewinnen, denkt er, und das Grab des Andreas Copernicus grüßen.

Der Freundeskreis wird enger im alten Stift. Seit Onkels Lukas großer Zeit sind viele nicht mehr. Copernicus sieht der scheidenden Sonne nach. Auch sein Leben geht zur Neige. Die Kalendermacher schreiben 1540, und sie irren nicht. Nochmals hebt er winkend die Hand. Hinter dem Kiefernwald raucht der wirbelnde Staub und verweht.

Rhetikus kommt ins Zimmer, ein Blatt in der Hand, er schwingt es hin und her und ist voll Freude: »Meister, Ihr habt den Regiomontanus übertroffen, seht, mit Eurer Winkelformel läßt sich alles viel leichter berechnen, ich hab' es versucht und es stimmt!« Da schreibt der junge Lutheraner neue, lange Briefe in die Welt hinaus, und er plant die Schrift *Narratio prima*, die dem Werk des Meisters in die Welt vorausfliegen soll.

In diesen Tagen kommt Botschaft von Königsberg. Der Brandenburger verlangt dringend nach Copernicus, des Herzogs Amtshauptmann Georg von Kunheim sei schwer erkrankt.

»Nach Königsberg, Herr, wie sich das trifft! Auch ich muß nach Königsberg!« Schirolamo kann es nicht fassen, wie der Zufall so spielen mag.

»Auch du?« Copernicus ist verwundert.

Da prahlt der Narr geheimnisvoll: »Ein Spaß, Herr! Köstliches Thorner Gut. Wann fahren wir?«

»Fahren? Wir reiten!« Neunundsechzig Jahre ist der Domherr alt, nach vorne etwas gebückt. Und er will reiten?

Schirolamo weiß nicht, wie er sich das erklären soll. Da beginnt er weitschweifig auszuholen: »Andere bauen sich ein Haus, mit einem kleinen Garten und viel Blumen darin. Sie sparen, hungern, bis es unter Dach ist, und sie sagen dann stolz, das ist mein eigen. Ich habe auch ein Haus, zweistöckig, und der Garten um es herum ist die See, die See!«

Der Domherr hört nicht hin. Ihn plagt ein Zweifel. Seit Rheticus seine Briefe versendet und damit die Grundzüge der neuen Lehre, ist Copernicus doppelt vorsichtig und kritisch. Alles denkt er nochmals nach, vergleicht die alten Tabellen, bringt sie in Beziehung zu den eigenen Beobachtungen und muß tausendmal erwägen, ringen, rechnen, ob die Gesetze stimmen. Kein unrichtiges Wort soll mit den Schriften des schwärmerischen Lutheraners eine Schwäche hinaustragen. Rhetikus übertreibt gern, lobt zu viel, sieht im Sturm der Jugend manches falsch und wiegt nicht ab, was noch des Beweises bedarf. Gott selbst hat die Astronomie erfunden, weh dem, der in sie hineinpfuscht!

»Fahrt auf meinem Haus, Herr, in den vielen Jahren galt mein Sinnen nur allein ihm. Es ist wohnlich, bequem und schön. Es ist sicher — auf der weiten Straße durch das Frische Haff.«

Rhetikus ist wie ein Apostel, denkt Copernicus, Reinhold ist der zweite. Werden noch mehr kommen in den fernen Zeiten?

Schirolamo aber bricht nicht ab im Strom seiner Rede :
»Und Herr Rhetikus soll mit, der Kirsten Wenrich wird
der Kapitän sein, und Ihr, Herr, der Steuermann in meiner
Arche.«

Noch immer hört Copernicus nicht. Er ist tief in Gedanken : Vielleicht werden sich manche einnisten in meine Ideen, als sei dies Nest immer gewesen, ehe der Zweifel und der Teufel und der Himmel es zusammentrug. Sie sollen sich warm fühlen und sicher und sich der Gewißheit freuen, die ich aus allen Tiefen zusammentrug, so wie einer ein Haus baut für seine Kinder. . . . Da erinnert er sich plötzlich, daß er reisen muß. Er packt die Taschen und darin die Pillen, die Teepflanzen, die Salben und das Elixier. Was er nur hat, der Amtshauptmann, ich traf ihn einmal in Elbing, mein Gott, wie ist das lange her !

»Die Rosse !«

Dem Hofnarren fährt der Schrecken in die Glieder. Hat der Domherr gar nicht verstanden, wie es Schirolamo gemeint hat ?

»Der Wind ist gut, Herr, die Rosse sind aufgespannt, schneeweiße Rosse ! Ahoi ! Die Segel sind gebläht !«

»Narr !« lacht Copernicus. Aber dann folgt der Domherr ihm in die alte Arche. Sie schaukelt reiselustig, blankgeputzt, mit hohen Segeln und mit der Thorner Fahne, in Rot eine silberne Zinnenmauer mit halboffenem, schwarzem Tor. Der Kapitän Kirsten Wenrich, bald ist er achtzig

Jahre alt, salutierte im Augenblick, da der Domherr, angetan als Edelmann mit rotem Rock und weißem Pelz, mit Barett und Schwert, stolz auf die Brücke tritt, wie ein Junger fast, der auf Hochzeitsfahrt geht.

»Hechtfischer, alter, was macht das Köderfischlein, weißt du noch?« lacht Cöppernicus.

»Ist gefangen!« sagt der Kirsten bedeutungsvoll. Übermütig kneift ihn der Domherr in den Arm. Rhetikus ist begeistert. Er hängt am Mast eine Landkarte auf. Alexander Sculteti hat sie damals gezeichnet. Stolzer kann Christoph Kolumbus nicht ausgefahren sein als diese Frauenburger. Cöppernicus steht mit dem Kompaß am Bug und ruft übermütig: »Nach Nordost!« Er ist jung in dieser Stunde, rot haucht der Aprilwind seine Wangen an. Die Augen glühen, Kraft reckt die hohe Gestalt.

Da wendet sich Schirolamos Arche aus dem Frauenburger Hafen, fast wie ein letzter Scherz alter, grauer Männer. Ruder schlagen ins Wasser. Der Himmel tut sich weit auf, als führen sie mitten hinein. Schirolamo pflanzt sich vor dem Steuermann auf: »Ihr sollt meine Ware besehen, Herr!« und er macht eine große Gebärde.

Cöppernicus steigt die hölzernen Stufen hinunter in den kleinen Wohnraum. Polternd stampft er hinab, so wie es Brauch seetüchtiger Männer ist. Plötzlich wird sein Gesicht fahl, er steht fassungslos und greift an die Stirne.

Am kleinen Fenster der Kabine steht Anna Schillings. . . .

Der Domherr tastet ins Dunkle. Es ist ihm, als wandle er noch einmal ins Traumland seiner Jugend zurück und als beginne die Reise ins große Glück.

Schirolamo hat den besten Spaß seines Lebens gemacht. Sonne liegt über dem Haff, und keiner will dem Domherrn melden, daß die Fahrt zu Ende geht. Massige Bauten über dem niederen Häusergewirr von Königsberg rücken näher, der wehrhafte Dom auf der Insel Kneiphof und das Ordenschloß. An den großen Speicherbauten vorüber, an Schiffen mit Holz und Getreide, fahren sie ein in den Hafen von Königsberg.

Da steigt Copernicus vom Schiff und setzt den Fuß auf säkularisierten Boden. Er brennt nicht, obwohl der Fluch eines Papstes ihn strafte. Störche kehren schon heim aus dem Süden, Stare lärmen und Kinder spielen im Sande. Trotzig geht das Leben im ewigen Kreislauf weiter, als sei nie der Bann Roms über Land und Leute geschleudert worden. Copernicus eilt den anderen voraus. Das Ordenschloß ist ein mächtiger Bau mit hohen Toren und Türmen. Im Hof grünen die Bäume. Efeu rankt sich lustig an den hölzernen Säulen der Innengalerien empor.

Das also ist der altgewordene Herzog, der über die Treppe des Schlosses eilt, um Copernicus zu begrüßen? Er ist groß und stattlich und machtbewußt. Er trägt die Stirne hoch, in feierlicher Freiheit. »Ich danke Euch, Doktor!« sagt er tiefbewegt.

»Herzog!« grüßt der Frauenburger leise und sieht den Mann groß an, den Herzog der Ostsee, dessen harte Würfel in die Weltgeschichte rollten und der den größten Streich des Jahrhunderts gewagt hat. . . .

»Einst machtet Ihr mir Besuch«, scherzt der Domherr und denkt an Allenstein. Später sieht der Herzog dem Arzt zu, der dem Kranken das beste Mittel reicht, das Elixier des Avicenna, aus Pflanzensäften und Korallen, Saphiren, Hyazinthen, Perlen und Goldlösung, erfunden hat es der Fürst aller Ärzte. Der Kranke ist sehr schwach. Zwei Große ihrer Zeit dünken sich klein in dieser Stunde.

»Euer Freund war tapfer«, sagt Copernicus leise, »ein solches Leben hat seinen Zweck erfüllt, wenn es zu Ende geht.«

Der Herzog spürt ein Stechen im Herzen. Das hat er nie bedacht. Tröstlich ist der Gedanke, wenn es auch bei ihm einmal soweit ist, nicht vergebens gelebt zu haben. Nach gutem Kampf ist leicht sterben. . . .

Die Männer stehen im Gang, da eilt eine Frau mit ihrem Säugling auf sie zu. »Eure Nichte, Doktor!«

Es ist Christine, die Frau des Heerpeukers Kaspar Stulpowitz, die den großen Onkel aus Frauenburg begrüßen will, sie ist die Tochter der Katharina, in Krakau geboren. Da nimmt der alte Mann das Kind auf den Arm und streichelt es lange. Wie ein windgebogener Baum, dem der Sturm in vielen Jahren die Richtung gab, steht der Domherr da,

noch trotzig in der Kraft, aber schon im Glanz des Abendrots. So viele Menschen hat er sterben sehen. An Särgen stand er oft, fast nie an Wiegen. Da hat er viel versäumt. Und wie jener Baum den Horst eines Vogels trägt, so hält der Mann das Kind und schaukelt es: »Das Näslein«, sagt er zärtlich, »und die Augen — wie Katharina einst in Thorn. So hat der gute Zeitenwind ihr Gesicht wieder hergeholt und zurückgebracht.« Dann gehen sie hinüber zum runden Turm. Dort wohnt der Kaspar Stulpowitz. Man sieht von seinen kleinen Fenstern aus auf den Giebel des Schlosses, hinüber zum Teich und zum Dom und fernhin zum Pregelstrom, von wo der Königsberger Seehandel mit Getreide und Holz, Flachs und Garn und Bernstein aus dem Samland über Pillau geht. Dort sind Dörfer, mit den alten Kirchen aus der Ordenszeit, in die Wellen niedriger Hügel zwischen Wald und Heide und Moor hineingebettet. Dort ist Urständ um Ostern, neue Kindheit und ewiger Wechsel.

Coppernicus wendet sich zur Frau des Hofmusikus: »Ich ritt voraus, bald kommen meine Freunde. Sie bringen Besuch mit, Christine.« Einen Augenblick noch zögert er, dann bittet er die Frau: »Gib Anna Schillings . . . Heimat!«

✱

Jäh streben im Remter zu Frauenburg die Spitzbogen der Wände erdflüchtig zur Decke empor und treffen sich endlich wie in freudigem Schwung oben mit den Pfeilern der Säulen. Aus buntfarbigen, bleigefassten, hohen Fenstern fällt Licht herab und spielt auf dem Mosaikboden weiter und über die polierten, gewundenen Tischbeine hin. Strahlende und sonnüberflutete Gesichter tragen die Heiligen auf den Bildern, die in die Nischen eingelassen sind.

Der Domherr Stanislaus Hosius sieht all das nicht. Unruhig rückt er auf der Bank am Tisch hin und her, erhebt sich wieder, starrt zu Boden und beachtet es etwas spät, daß der Bischof Dantiscus den Raum betritt und ohne langes Zögern von ihm Bericht fordert. Hosius erzählt lange, stößt oft flüchtige Worte aus, überstürzt sich in der Rede und betrachtet fast ängstlich das unbewegte Antlitz des andern. Der hört alles genau an, wie Hosius in Krakau gewesen war, wie er vor dem König stand und ihm alles vorbrachte, was ihm vom Bischof in Ermland aufgetragen worden war. Einmal wendet sich der Bischof zur Tür, horcht, öffnet rasch und schaut auf den Gang hinaus. Hosius ist froh, einen Augenblick lang schweigen und nachdenken zu können. Dann eilt er auf Dantiscus zu: »Dem Mann soll nichts geschehen!« spricht er hastig. Copernicus sei alt und würdig, so habe der Polenkönig gesagt. Endlich bewegen sich die blutleeren Lippen des Bischofs: »Dem

Manne nicht, aber seinem Werk? Was sprach der König?«
so forschet er, als wolle er noch einmal alles hören, was Hosius
bereits berichtete.

»Die Länge des Jahres und der Monate könne fortan
genau bestimmt werden durch die Angaben des Copperni-
cus.«

»Wozu, wenn die Erde doch abgesetzt ist!«

»Der Kalender könne verbessert werden!«

»Was hilft das! Jerusalem ist nicht mehr die Mitte der
Welt, und die Erde gehört nicht mehr uns!«

»Die Feste der Kirche kämen wieder in sichere Ordnung,
Herr!«

»Was hat das zu bedeuten, wenn doch die heilige Kirche
zugrunde geht!«

»Werden die Menschen nicht demütig durch die neue
Lehre, wenn die Welt so groß ist?«

»Daß ich lache! Demütig, wenn einer die Wissenschaft
der Großen verwirft, Ptolemäus und Aristoteles? Ist das
nicht Hochmut?« grollt Dantiscus und zittert. Dann fragt
er weiter: »Und was weiß man noch in Krakau?« Er sagt
es voll Spott.

»Daß Copernicus ein Vorwort an den Heiligen Vater
schrieb.«

»Das ist Betrug an der christlichen Menschheit! Das ist
Hohn!« Dantiscus ist erregt. Rasch wendet er sich dem
anderen zu: »So reise nach Wittenberg, beschwöre Herrn

Melanchthon und hetze den Doktor Luther auf. Es geht um sie und um uns!«

»Und Rhetikus?« wagt Hosius einzuwerfen.

»Der Eiferer?« Rhetikus sei nach Leipzig abgeschoben worden aus dem Hauptquartier der Reformation, er sei in Ungnade gefallen in Wittenberg, die Herren seien entzweit. . . . Dantiscus lacht und reibt sich schadenfroh die Hände: »So gehe zum Kaiser!«

Zum Kaiser? Wer weiß, wo der Spanier ist, der tausend Sorgen hat um den inneren Zerfall des Reiches. Nein, der Kaiser ist unerreichbar. . . . Dantiscus läßt den Vorschlag wieder fallen. Er tritt nahe auf den andern zu, bohrt seinen Blick in die Augen des Hosius und lächelt plötzlich: »Dann fahre nach Rom!«

Hosius stützt sich am Tisch. Erschrocken hält er sich fest, Blässe überzieht sein Gesicht, fassungslos schüttelt er den Kopf: »Ich kann nicht, Euer Gnaden!«

»Du kannst nicht?« Dantiscus fährt zurück, er traut seinen Ohren nicht.

»Mir fehlt die Kraft«, stöhnt Hosius wie erschlagen, wie verletzt in seinem Tiefsten, wie einer, der von Dingen gebannt ist, die er abstreifen möchte und doch in ihnen gefangen ist. Ihm fehlt die Kraft? Dantiscus begreift die Wandlung seines Domherrn nicht. Er bleibt stehen, ihm ist zumute, als falle die Decke herab. So wirbeln seine Gedanken durcheinander, er ist wie vor den Kopf gestoßen:

»Du willst nicht, du, des Inquisitors von Polen getreuester Mann? Stanislaus Hosius!«

Die Lippen des Domherrn zittern. Dann bekennt er, erst stockend, dann werden seine Worte immer wärmer und leuchtender, wie er nach Material gesucht habe in der kleinen Turmstube und wie er trotz Haß und eigener Gegenwehr in den vielen Nächten seine Seele an die neue Lehre verlor. Feuer gefangen habe er, so sagt Hosius, wie der Professor Rhetikus, und ein seltsamer Zauber habe ihn überfallen, und er komme nicht mehr von ihm los. Auch habe er gehört, daß bereits in Italien schon seit damals, als der Dichter Celio Calcagnini in Frauenburg gewesen sei, von diesem die Copernicanische Lehre verkündet worden sei und sie als das Heliozentrische System bezeichnet werde, so wisse Rom alles, alles.

»Nichts wissen sie, nichts!« fährt der Bischof dazwischen. Aber Hosius erzählt weiter, seit er selber die Schrift des öfteren gelesen und die Richtigkeit der lückenlosen Beweisführung erkannt habe, sei sein eigenes Herz entflammt, als ob es verbrennen müsse.

»Feigling!« schleudert ihm der Bischof hin, und streift den Zusammengebrochenen mit verächtlichen Blicken. Dann besinnt er sich und zwingt sich zur Ruhe: »Du hast alles gelesen, die ganze Schrift?«

Da hebt Hosius den Kopf, versunken und träumerisch schwärmt er: »Sie ist gewaltig, Herr, ungeheuerlich! Wehe

dem, der ihr verfällt!« und fügt, seinen abgerissenen Gedanken verbessernd, hinzu: »Nein, glücklich, wer ihr verfällt! Die Wahrheit ist groß und herrlich, so wie die Welt!«

»Die Wahrheit?« Dantiscus lacht. »Wer sagt die Wahrheit? Wer?«

»Coppernicus!« antwortet Hosius gläubig. Dann schweigt er. Der Bischof rüttelt ihn an den Schultern, als ob er ihn wecken müsse: »Die Kirche allein ist die Wahrheit, hörst du, die Kirche! Stanislaus Hosius!«

Der Domherr schüttelt verneinend den Kopf, und er sitzt wie ein bezwungener Mann am Tisch, als einer, der sich nicht mehr lösen kann aus den Stricken, in denen er sich verfangt.

»Du sagst, die neue Lehre mache glücklich. Hosius, bist du glücklich? Hast du inneren Frieden? Bist du nicht in Not und in Zweifel? Siehst du, es ist gefährlich, die Schrift zu lesen. Nicht lesen und hören soll der Mensch die Lehren der Ketzer. Wir Menschen unterliegen der ersten Versuchung!« Fast wie Mitleid sind die beschwichtigenden Worte des Bischofs. Er legt die beringte Hand gütig auf die Schulter des andern und mahnt ihn: »Bete, Hosius!« Dantiscus wartet ab. Er geht hin und her und bleibt vor den Heiligenbildern stehen. Dann wendet er sich plötzlich zu Hosius um: »Gibt es nicht einen Index?« Das Wort ist wie eine Erlösung aus Zweifel und Streit. Das Wort ist Ret-

tung. Hosius fährt auf. Dantiscus steht mit geschlossenen Augen vor ihm und meint: »Steht dort der Name jenes Werks verzeichnet, und er muß hinein, dann liest es niemand mehr, und wer es wagen sollte, der wird sterben!« Und eindringlicher fährt er fort, fast vorwurfsvoll: »Und du zweifelst! Schon bist du unsicher geworden und verführt, und die Kirche hat einmal Großes mit dir vor, Stanislaus Hosius, du bist noch jung, hörst du!«

In den Augen des Domherrn glüht es auf. Er beugt sich plötzlich nieder und küßt ergeben den Mantelsaum des Bischofs, alle ketzerischen Anwandlungen fallen von ihm ab. . . . Die Kirche hat Großes vor . . . , der Gedanke beherrscht ihn. Ja, der Bischof hat recht, denkt er, wie bin ich wendisch, und der Name des Ketzers wird einmal vermaledeit sein für immer und ewig, und verflucht wird sein das Werk: *De revolutionibus*. . . Morgen wird Stanislaus Hosius nach Rom fahren und im Auftrag des Bischofs von Ermland den Prozeß um die Aufnahme des verruchten Buches in den Index der heiligen Kirche betreiben.

Im Nordwestturm schreibt in derselben Stunde, da der Bischof hoch aufgerichtet und entschlossen den Remter verläßt und Hosius betend zur Kathedrale eilt, um für seinen Zweifel Buße zu tun, Copernicus den Titel seines Werks mit großen Buchstaben auf das erste Blatt des ersten Buches: *De Revolutionibus* . . . Die Umläufe der Himmelskörper . . .

Vierzig Jahre Lebensarbeit stehen hinter diesen sechs Büchern. Mit Tinte zieht Copernicus die letzten Figuren der Reinschrift und hantiert eifrig mit Zirkel und Lineal. Kreise und Ellipsen der Himmelsbahnen fügt er noch hinzu, verbessert und ergänzt. Nun ist das Werk vollendet. . . .

Diesen Augenblick hat er lange hinausgeschoben. Noch einmal möchte er von vorne beginnen, noch einmal. Fiebernde Unruhe ist schöner als die Rast, der Zweifel schöner als der Sieg, schöner als die triumphierende Stirne ist das blutende, suchende Herz. Jetzt fühlt er eine fröstelnde Leere. Er setzt hier noch einen Satz hin, dort ein Sternbild. Dann legt er den Federkiel beiseite und steht auf. Der Ofen ist ganz kalt.

Da spielt plötzlich wie eine goldene Hand die Sonne durchs Fenster und tastet zu ihm her. So kommt auch sie noch einmal zu ihm, dem einsamen Mann. Rhetikus ist längst fort, die Alten im Kapitel sind ins Grab gestiegen, und die jungen Domherren haben fremde Gesichter, und Anna . . .

Copernicus sucht die Wärme der Sonne und streckt das Antlitz weit ins Fenster vor in den hellen Schein, hält im Gold der Sonne die Augen selig geschlossen, als könne er es nicht tief genug ins Lichtbad tauchen. So sieht man es noch besser als sonst, wie die Zeit das Gesicht des Mannes verändert hat. Der Wind trägt die Dünen im Lande fort, häuft sie, baut sie ab. So macht es die Zeit. Die Knochen sind

schon stark aus dem Antlitz getreten. Die Sonne küßt das alte Gesicht, tastet mit goldenen Fingern über die Runen und Falten, fährt über die blasse Stirne, über die gelichteten Haare, es ist, als wolle sie ihn streicheln und einhüllen, und zuletzt küßt sie ihn auf den Mund. Dieser Mund lächelt jetzt. Die Sonne ist aller Menschen königlichste Frau. Ihr entflieht keiner, aus ihrem Schoße kamen die Sterne, und alle Menschen kommen zu ihr.

Er steht noch lange und denkt nach und träumt.

Schade, jetzt ist die Sonne hinab. Die Sonne hinab? Copernicus muß laut lachen. Dort auf dem Tisch liegt sein eigenes Werk, und es weist in hundertfältigen Beweisen nach, daß die Sonne die ruhende Mitte im Weltall ist. Wir, die Erde und ich, sind hinab, hinabgeschwungen und hinausgeflogen in Kälte und Nacht und Einsamkeit des großen Weltraums, in den eigenen Schatten der Erde. Und der einsame Mann freut sich auf die Wiederkehr in die Sonne, auf den Flug ins Licht, in die strahlende Glut der Mitte, und seine Gedanken schweben mit der Kugel die große Bahn entlang.

Die Sonne geht nicht hinab, wir gehen hinab, und wir kehren wieder im ewigen Schwingen der Erde, und sie trägt uns empor und nach uns unsere Gräber. Auch sie fliegen der Sonne zu, mitten hinein ins Herz der Welt. Es ist niemals ein Flug in das Nichts, immer ein seliger Flug in das All!

Dann knarrt wieder einmal die alte Treppe, und Tiedemann Giese berührt die Klinke im Turm. Gütige Geister, so scheint es, von geheimem Heimweh geladen, treten mit ihm herein und füllen den stillen Raum mit Licht und mit Gutem.

»Tiedemann!« mehr sagt der Domherr nicht und umschließt den alten Gefährten mit dem Leuchten der Augen, hinter dem Erlebnisse und Erinnerungen unvergessen stehen. Aber Tiedemann Giese kommt nicht, in Vergangenen und Verlorenem nach Art alter Leute zu wühlen, er weist auf die in Pergament gebundenen Bände: »Du bist fertig! Ich habe mich überzeugt!« Er kramt aus seiner Reisetasche die engbeschriebenen Blätter eines Manuskriptes. Der Domherr staunt. Er findet keine Worte. Woher hat Tiedemann die Zweitschrift seines Werkes? Da erfährt Copernicus die ganze Geschichte, wie Anna das Werk abschrieb und es in Sicherheit brachte.

»Ich komme, jetzt die Reinschrift zu holen für Rhetikus. Die Menschheit wartet!«

Copernicus hört den letzten Satz gar nicht mehr, er muß zurückdenken, weit zurück, und wie beschämt steht er nun da, beschämt von der wortlosen, stillen Treue einer Frau.

Tiedemann Giese muß ihn aus seinen Gedanken herausreißen: sein Werk gehöre der Menschheit.

Der Domherr will ablehnen. Bedenken steigen in ihm auf und dunkle Ahnungen bewegen sein Herz: wenn nun

um seiner Lehre willen dereinst Menschen auf den Scheiterhaufen sollten! Nein, er möchte Ruhe in den letzten Tagen, der Markt sei laut und Philosophie gehöre nicht dorthin, auch sei sein Werk nicht vollendet.

Aber Tiedemann läßt es nicht gelten. Er ist nicht mehr der Mann mit dem weichen Herzen, er ist fest und unnachgiebig, als habe ihn der Kniefall vor dem Polenkönig hart gemacht: »Die großen Dinge dieser Welt erfordern ihre Opfer, und die Wahrheit muß für alle Menschen da sein!«

Da reicht ihm Copernicus die Manuskripte: »Ich lös' mich selber von mir los. Der Kampf war schöner als das Ziel!« Und schwere Gedanken bedrücken den alten Mann.

»Dein Name fehlt!« sagt der Bischof, »die Welt muß ihn erfahren!«

Copernicus legt dem andern beide Hände auf die Schultern und sieht ihm in die alten Augen, als müsse er sich an der Treue dieses Mannes noch einmal satt trinken:

»Mein Name — ist meine Idee!« sagt er leise, »und vieles haben mir meine Vorgänger geschenkt. . . .« Die Lippen des Bischofs zittern.

Noch lange schaut ihm der Domherr nach, wer weiß, denkt er, sehen wir beide uns wieder? Plötzlich fühlt er sich schwach, ihm schwindelt. Er muß sich setzen. Nebel hängt ihm vor den Augen. Draußen wird es langsam Winter, und die Welt ist voll Sturm und Schnee. Es ist wieder wie damals in Thorn, als er vor dem Fenster des Elternhauses

den Schnee in dichten Flocken fallen sah, und es ist doch wieder anders. Wo ist die Zeit geblieben, wo sind die Jahre hin, die Jahrzehnte? Man hat bald siebzig Jahre gelebt. Ist es nun am Ende?

Noch geht das Leben weiter, wieder steigt ein neues Jahr herauf, dann noch ein neuer Frühling. Aber Copernicus sieht ihn nur wie hinter Schleiern heranwehen.

Der Domvikar Fabian Emmerich, der Arzt des Stiftes, beugt sich über den Kranken, vor dessen Augen tausend Sterne flimmern: »Nun geht es besser, Bruder. Arnika- und Hirtentäscheltee wirken schon. Auch dein gelähmter Arm zeigt wieder Kraft.«

Copernicus bewegt sich, als greife er nach den funkelnden Sternen, ein Lächeln spielt um seinen Mund: »Rede nicht so, Emmerich. Ich habe doch Medizin studiert in Padua. Wenn das Blut durch die dünn gewordenen Dämme der Adern bricht und die Sterne im überfluteten Blut ertrinken, dann ist bald Nacht. . . .« Eine Weile schaut er zur weißen Decke empor, dann spricht er, als erzähle er eine lange Geschichte: »Spitzfindig hab' ich den Himmel und seine Maße berechnet, mundus, das ist die Reinheit, caelum, die Erhabenheit, das alles habe ich geschaut. Nun werden alle Einbildungen und Phantasien bald Wirklichkeit, denn den Toten sind die letzten Tore offen. Warum willst du von Dingen und Wünschen reden, die mich täuschen sollen?« Wie versöhnt mit dem Schicksal legt er die

Hand auf die des Freundes: »Nun ist der Weichselvogel siebzigmal geflogen. Alle Wissenschaften habe ich studiert. Wozu?« Er besinnt sich lange, dann fährt er fort: »Wozu? Im Wissen berühren wir den großen Geist und haben Anteil an ihm.«

Dann plagen ihn Bedenken. Er spricht von Nürnberg und daß sie dort sein Werk drucken würden. »Ob sie alles richtig lesen können? Ach, ich hätte es noch einmal schreiben müssen, alles, alles. Wenn sie Fehler machen? Die Wahrheit duldet keinen Fehler, schreibe nach Nürnberg, daß die Wahrheit heilig sei!«

Da schweigt er wieder. Der Arzt reicht ihm Tee.

»Schreib' auch nach Stargard und nach Königsberg, an Katharinas Kinder, sie sind meine Erben.« So bringt Copernicus alles in Ordnung.

Der Domvikar sieht auf: »Jahrtausende sind deine Erben!« denn, so spricht er begeistert weiter, Copernicus habe ins Unendliche gewirkt, ein Kolumbus des Weltalls, der einer neuen Zeit den Riegel aufgerissen habe, und sein Vermächtnis gehöre der ganzen Menschheit. Ein Deutscher habe die Lehren des Südens überwunden, das Weltsystem der Griechen und Araber und Ägypter. »Ein Deutscher! Größer ist die Welt und größer wird das Denken der Menschen sein, größer ihr Weltgefühl und größer ihr Gott!«

Copernicus hört kaum, was der andere schwärmerisch

sagt. Er hebt die Hand: »Und schreibe an Anna Schillings, es geh' mir gut.«

Wenig später ändert er den Ton der Stimme und begehrt heiter auf: »Wo ist denn Georg Donner? Muß ich ihm wieder Tinte ins Gesicht schütten wie einst in Thorn? Warum gewittert er nicht wie sonst in meiner Stube, der gute Brummer?«

Aber Donner, mit dem er sich in der Schule in Thorn schlug und der jetzt sein Pfleger und Freund ist, sucht Blumen, es ist doch Mai.

Da ist Copernicus schon aus dem Bett, tastet sich zum Fenster, lehnt an die Scheibe und schaut lange hinaus: »So vieles habe ich vergessen vom Mysterium der Welt! Sicherlich ist Girolamo Fracastro nicht zufrieden.«

Der Arzt ist besorgt, er hält den Kranken, stützt ihn, geleitet ihn zurück. Aber der Domherr will zum Tisch und will nicht liegen. Einen Gedanken will er noch aufschreiben, eine Bitte, und froher sagt er: »Einmal wird einer kommen, der meine Fehler verbessert!« Dann übermannt ihn der Schlaf. Erst als die Glocken am andern Tag von der Kathedrale läuten, erwacht er wieder.

Er hat Besuch. Der Kirsten Wenrich sitzt an seinem Bett. Aber der Domherr sieht den Kirsten Wenrich nicht mehr an, nicht mit einem Blick, denn er liegt hager und fahl im Bett und muß keuchend Atem holen, so rasch und hastig, als ob er über alle Berge eilen müsse und für den iridi-

schen Kirsten keine Zeit mehr habe, nicht einen Augenblick.

Da beugt sich der Kirsten zu Coppernicus hinab und will ihm helfen, daß es ihm leichter geht, aber er ist ein alter Kerl und kommt nicht mehr mit.

Er stolpert die Turmtreppe hinab, und es ist gut, daß sie ein Geländer hat und eng ist. Plötzlich hat der Kirsten Bedenken, und die sind recht sonderbar. Sind im Himmel nicht alle katholisch, der Petrus und der Josua und der Moses und der Noah und der liebe Gottvater selbst? Der Josua? Ging der nicht damals durch den Jordan, und das Wasser türmte sich vor dem Volk der Juden, und dann eroberte der Josua das große Jericho, und die Sonne ließ er einmal stehen, über, wie hieß es doch, und auch dem Mond gab er seine Befehle? Ja, dieser Josua mag sicherlich schlecht auf den Domherrn Coppernicus zu sprechen sein, und überhaupt all den Herren von der Bibel ist nicht ganz zu trauen. Denn der Domherr Coppernicus hat nicht viel auf sie gegeben, das hört man überall, und darum ist er nicht mehr richtig katholisch, und vielleicht lassen sie ihn nicht einmal in den Himmel hinein zum alten Koppernigk und zur guten Mutter Barbara?

Kirsten spuckt in weitem Bogen aus, wie er unten im Kurienhof steht, und die Galle muß ihm übergelaufen sein, weil ihm das Herzwasser aufstößt. Eigentlich müßte einer dem Domherrn voraus, das müßte rasch gehen . . . und der

müßte den Fürsprecher machen, und durch das große Tor müßte der, das über der Welt steht, und der müßte den Herren da droben ordentlich Bescheid sagen; denn einen Mann wie Nikolaus Copernicus sollte man nicht lange stehen lassen vor der Himmelstür.

Das wäre so eine Sache für den Kirsten Wenrich. . . . Im Stall aufs Geländer, da hängt ein Strick, dann abspringen, und der Kirsten Wenrich ist noch vor dem Domherrn drüben am großen Tor. Der Kirsten lacht in sich hinein, das wäre ein Spaß! Er wendet sich zum Stall. Dort zieht der Schirolamo die Rosse aus der Tür. Wo will der hin? Er hat beide gesattelt und hübsch aufgezümt.

»Wohin?«

»Wohin denn sonst als nach Königsberg!«

»Nach Königsberg?«

»Zu Fräulein Anna!«

Der Kirsten muß sich erst besinnen. Irgendwo ist in seinem Hirnkasten eine Wand zerbröckelt. Zu Anna Schillings? Die hat doch Stadt- und Landverbot? Sie darf nie mehr nach Ermland, nicht einmal zum sterbenden Copernicus darf sie, nicht einmal auf sein Grab soll sie kommen dürfen. Der Bischof Dantiscus hat es befohlen.

Aber Schirolamo will das alles gar nicht hören. Er wird die Anna holen, und wenn die Krummstiefel an der Grenze ein Aufhebens machen, dann muß der alte Teschner das Braunsberger Tor aufreißen!

»Wie heißt die Kneipe, weißt du?« ruft der Kirsten ihm nach. Sie hatten oft ihren Spaß daran in guten Tagen, wenn sie vom Jenseits sprachen.

»Die Kneipe an der Himmelsstraße!« schreit der Kirsten nochmals und läuft dem andern nach.

Der verrückte Haushofmeister sitzt schon auf. »Kassiopeia!« lacht der Narr.

»Dort treffen wir uns, hast du gehört?« Der Kirsten kann den Namen nicht merken und stottert ihn plappernd vor sich her. Mit einer verächtlichen Handbewegung tut er ihn ab. Er wird die Kneipe schon finden, wenn er dort ist.

Wohin der Schirolamo rast, auch das faßt er nicht. Zu Anna Schillings? Hat der Narr sie nicht schon einmal geholt, damals in Thorn vor drei Jahren, aus dem Spital, wo sie keiner gesucht hat? Kirsten schüttelt den Graukopf. Nein, daß die Anna Schillings, die Frau vom Turm, noch einmal nach Frauenburg kommt, das glaubt der Kirsten Wenrich nicht, beigott, er würde sonst warten.

Er geht zum Stall, sieht hinter sich, einen einzigen Blick lang, der ist voll Haß und Verachtung. Stiebt nicht ein Reiter in den Schloßhof? Doch es kümmert den Kirsten nicht mehr, den Fremden mag ein anderer empfangen und sein Roß absatteln. Der Kirsten lacht und stolpert weiter.

Der Reiter hat es eilig. Es ist Rhetikus, er rast zur Treppe, dann hinauf, den Gang entlang. Der Domherr

Georg Donner eilt ihm entgegen: »Er lebt noch!« Sie haben nicht Zeit, Grüße zu wechseln.

»Sein erstes Buch!« sagt Rhetikus. Er bringt das Werk des Astronomen, mit Schnellpost ist er bis Elbing gefahren Tag und Nacht ohne Unterlaß. Er hält den Erstdruck in der Hand. So also ist er noch rechtzeitig gekommen, um es dem zu bringen, der es schuf.

»Wo ist Bischof Giese?« fragt Rhetikus bekümmert.

»In Krakau auf der Hochzeit des neuen Polenkönigs.«

Bange Sorge hält Rhetikus zurück, die Tür zu öffnen. Dunkle Trauer erfüllt ihn. In eilendem Erzählen und kaum so laut, daß der andere es hören kann, flüstert der Professor: »Das Werk ist gefälscht! Der lutherische Theologe Osiander in Nürnberg, der den Druck des Buches überwachen sollte, hat ein eigenmächtiges Vorwort geschrieben, daß diese Lehre nur Phantasie, Annahme und Vermutung, Legende und Traum sei, also nicht Wissenschaft, nur Hypothese!«

Schwarz steht dies Wort auf dem weißen Blatt, drohend und gefährlich auf der ersten Seite. Hypothese? Hat Copernicus nicht oft von der Wirklichkeit und Wahrheit und Unantastbarkeit seiner Lehre gesprochen? Und oftmals schrieb er es an Osiander. Donner traut seinen Augen nicht. Hypothese? Ihm ist, als husche dies Wort mit einem leichtfertigen Satze davon, als laufe es hinaus durch alle Straßen und verderbe das Werk und verwirre den Leser,

als krasser Widerspruch, der Frevel bedeutet und arglistige Täuschung. Ist Osiander nicht ein streitbarer Mann, wollte er dem kommenden Kampf vorbeugen und die Gegner milder stimmen?

Donner wehrt ab. Zorn brennt blutrot in seinem alten Gesicht: »Nein, dies alles gilt nicht!« Er reißt empört mit raschem Griff das erste Blatt heraus und zerknüllt es. Mögen die Theologen und Philosophen zetern und hadern und ablehnen. Was tut's? Er wirft die Fetzen durchs Fenster. Rhetikus wird den Osiander zur Rechenschaft ziehen und den Nürnberger Senat anrufen, und ein Flugblatt wird er den verkauften Büchern nachsenden lassen, um der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Aber der Meister darf es nie erfahren, daß die Welt ihn betrog.

Sie eilen durch die Tür. Dort liegt Copernicus. Heute, am 24. Mai 1543, hat sich der Schlaganfall wiederholt.

Rhetikus sinkt am Lager seines großen Lehrers nieder und drückt dem alten Mann das Buch zwischen die blassen Hände.

Copernicus lächelt und öffnet im zerfallenen, grauen Antlitz die Augen. Er sieht das Buch, hält es fest in den Händen. Dann fällt er zurück. In die Heiligkeit des Augenblicks spricht er, wie von weit her, als sei er vom Weg ins große Schweigen noch einmal zurückgekehrt. Aber sie verstehen nicht, was er meint. Blut fließt ihm aus dem Mund, es sickert und rinnt weiter über Brust und Hände und

heiligt noch einmal mit dem Strome des Herzens das Buch.

Rhetikus beugt sich tief zum Meister herab, es ist wie ein ehrfürchtiger Dank der Menschheit für das Werk des großen Mannes. Ewig wird er darin weiterleben, ewig und immer, denkt der Lutheraner.

Donner faltet seine zitternden Hände. Er betet leise, als habe er dem Freund im Augenblick des Todes, in der Erfüllung des Seins, alles abzubitten, was ihm auf Erden an Leid geschah.

Da flutet das goldene Strahlenwunder der Maisonne herein und verklärt das harte Gesetz von Sterbenmüssen und Vergehen und geleitet Copernicus über die blühende irdische Welt hinaus fort ins große Licht. Dort draußen irgendwo warten die Sterne, harfen und singen die Sphären ihr Lied.

»Gott nimmt ihn an sein Herz«, flüstert Georg Donner, »es ist zu Ende.« Sehr sanft drückt er dem Toten die erloschenen Augen zu.

Endlich spricht Rhetikus fest und froh in die sonnerfüllte Stille hinein: »Ende? Nein, Anfang der Unsterblichkeit!«

Ende





Ermland und Ordensgebiet um 1500

FAMILIENTAFEL

- Geschwister: *Andreas*, gestorben etwa 1515 in Rom.
Katharina, verheiratet mit Kaufmann Gertner in Krakau, hatte fünf Kinder, darunter Christine Stulpowitz in Königsberg und Regina Moller in Stargard.
Barbara, gestorben als Äbtissin im Kloster Kulm.
- Vater: Kaufherr Niklas Koppernigk, 1420—1483.
- Großvater: Johann Koppernigk, um 1450 Bankherr und Großkaufmann in Krakau.
- Urgroßvater: Steinmetz Koppernigk in Krakau.
- Ururgroßvater: Waffenschmied Koppernigk in Krakau um 1350.
- Ahnen: Die Koppernigk aus dem Dorf Köppernig in Schlesiensien.
- Urahnens: Aus dem Rheinland.
- Mutter: Barbara, geb. Watzelrode, verheiratet 1460, gestorben 1490 (deren Schwester Christine verheiratet mit Bürgermeister Tilmann von Allen in Thorn — (Barbaras Bruder: Lukas Watzelrode, 1447—1512, 1489 Bischof von Ermland — dessen Sohn Philipp Teschner).
- Großvater: Lukas Watzelrode, gestorben 1462 als Ratsherr in Thorn — seine Vorfahren seit 1300 deutsche Ratsherren und Schöppen in Thorn.
- Großmutter: Katharina geb. Russe, in erster Ehe verheiratet mit Kaufmann Peckau aus Magdeburg.
- Urgroßvater: Albrecht Russe, Thorner Kaufmann, 1398 Führer der Hanse gegen Stockholm.

ZEITTADEL

Nikolaus Copernicus, geboren 19. Februar 1473

Scholar in Krakau: 1491—1494

Studienzeit in

Bologna 1496—1500

Rom 1500

Urlaub 1501

Padua 1501—1503

Ferrara 1503

Padua 1503—1506

Domherr in Frauenburg

Heilsberg 1506—1512

Frauenburg 1512—1516

Administrator in Allenstein 1516—1521

Domherr in Frauenburg ab 1521

Tagfahrt Graudenz 1522

Bauernaufstand 1525

Elbinger Fastnachtsspiel 1530

Besuch des Rhetikus 1539—1541

Tod 24. Mai 1545

Seine Schriften stehen auf Beschluß des »Heiligen Offiziums« in Rom ihrer Gefährlichkeit wegen dreihundert Jahre lang auf dem Index der katholischen Kirche.

Die späteren Bekenner und Verfechter seiner Lehre waren:

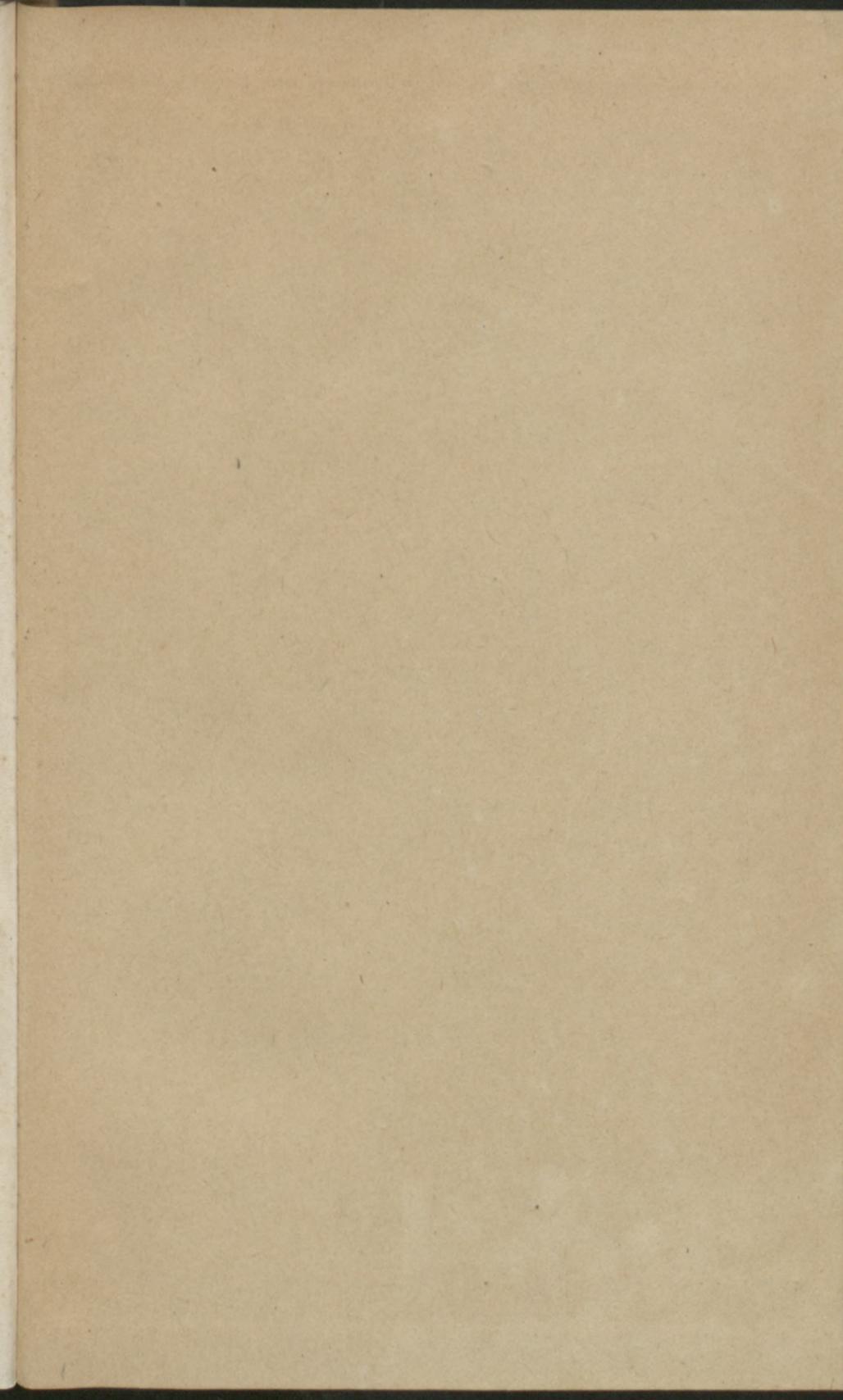
Giordano Bruno, Dominikaner, der Copernicanischen Lehre wegen im Jahre 1600 nach dem Urteil des Ketzengerichts auf dem

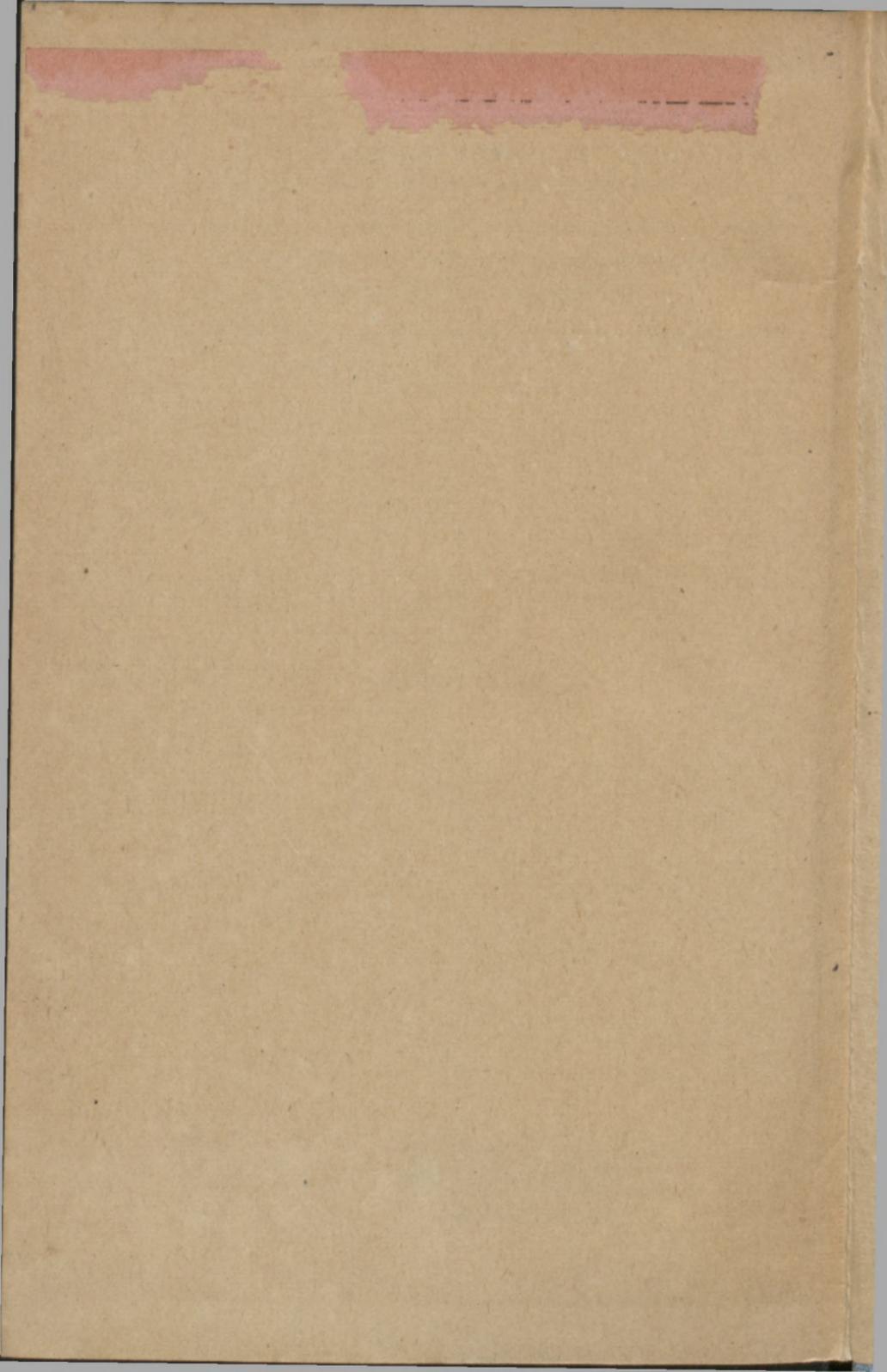
Marktplatz in Venedig verbrannt. Sein letztes Wort, die Erde betreffend, war: »Und sie dreht sich doch!«

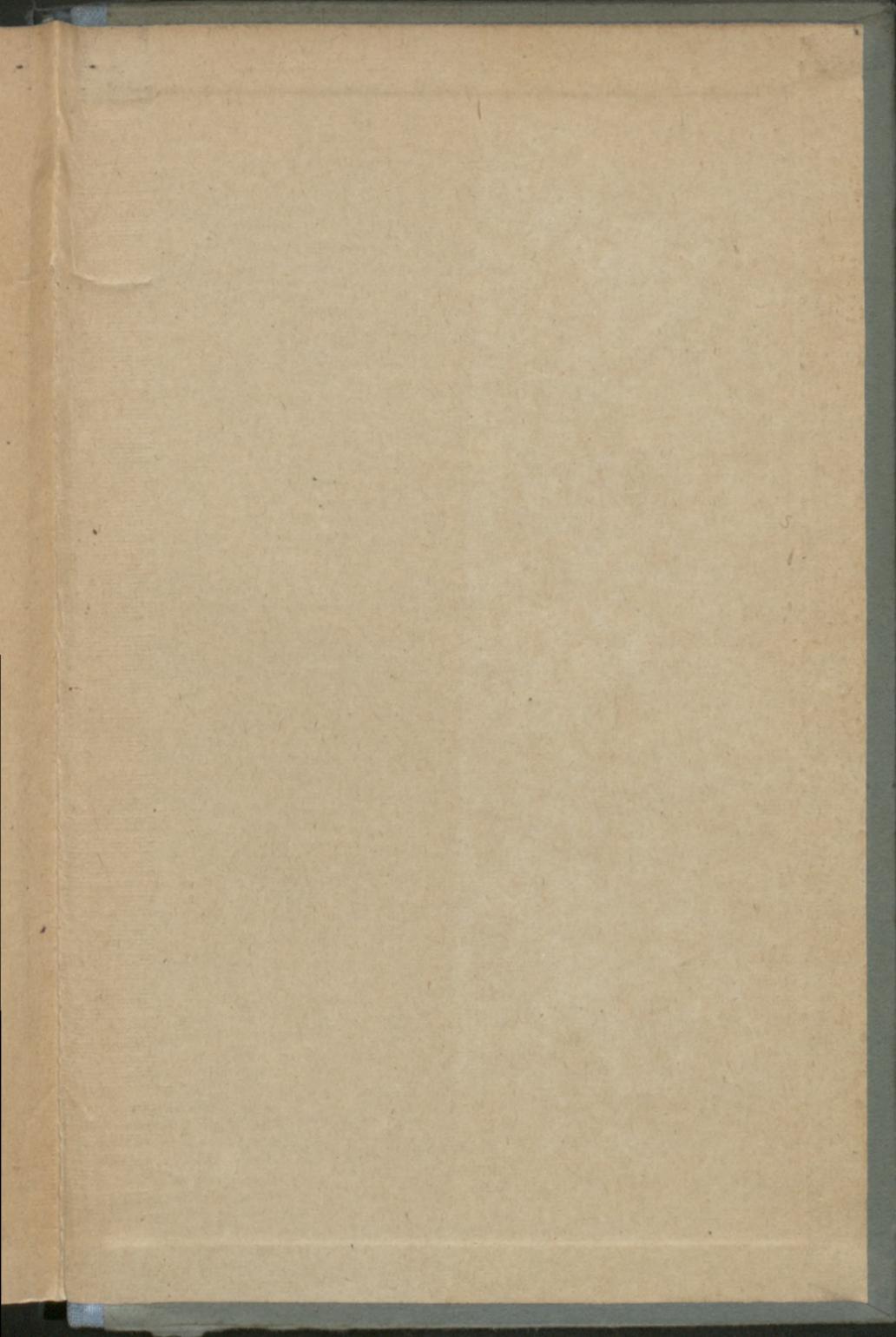
Galileo Galilei, Professor und Hofmathematiker in Florenz, mußte mit 68 Jahren im Jahre 1633 der Copernicanischen Lehre vor dem Ketzergericht feierlich abschwören.

Johannes Kepler, Astronom, Vollender der Copernicanischen Lehre, 1571—1650.









157273

Biblioteka Główna UMK



300044646907